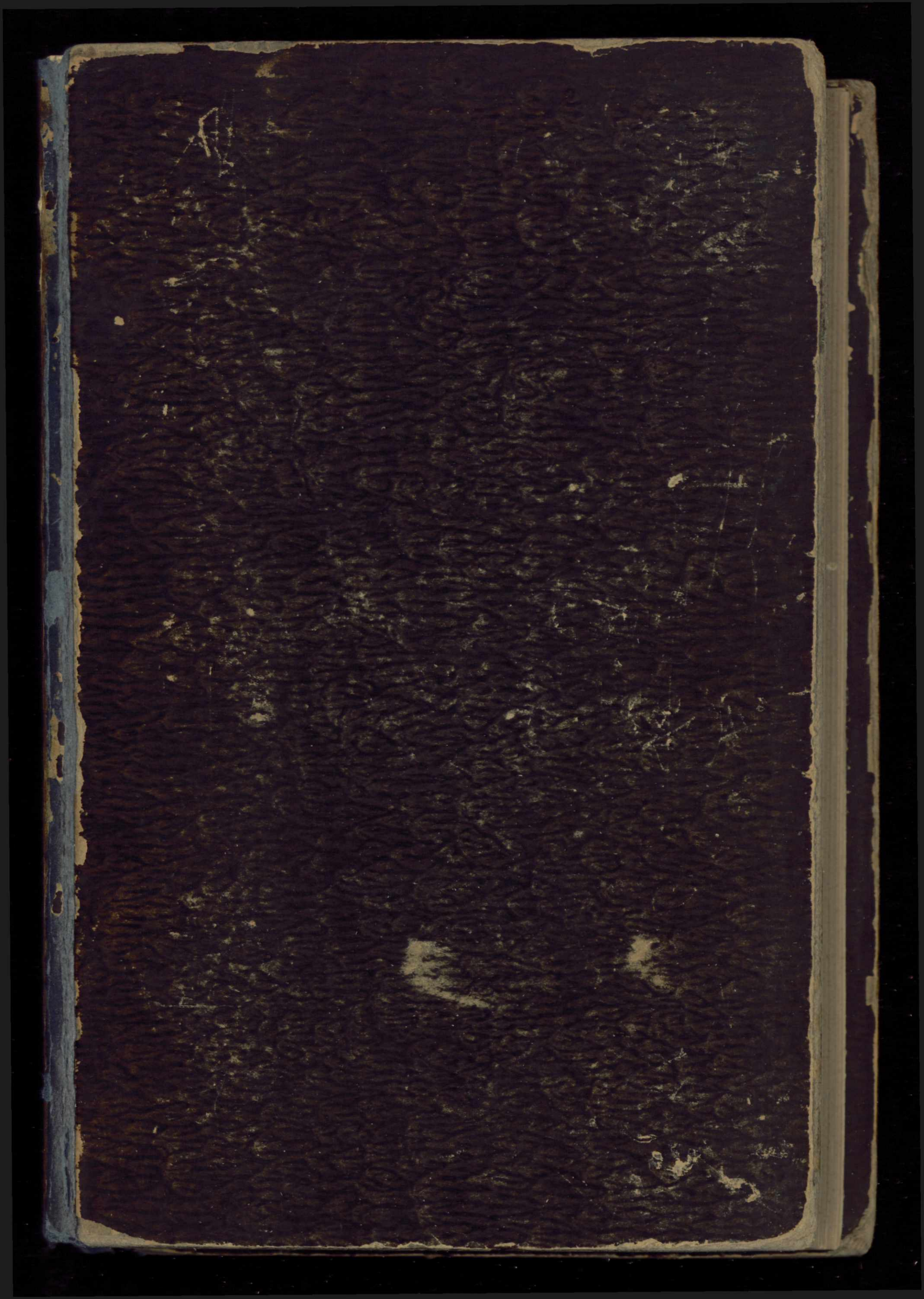
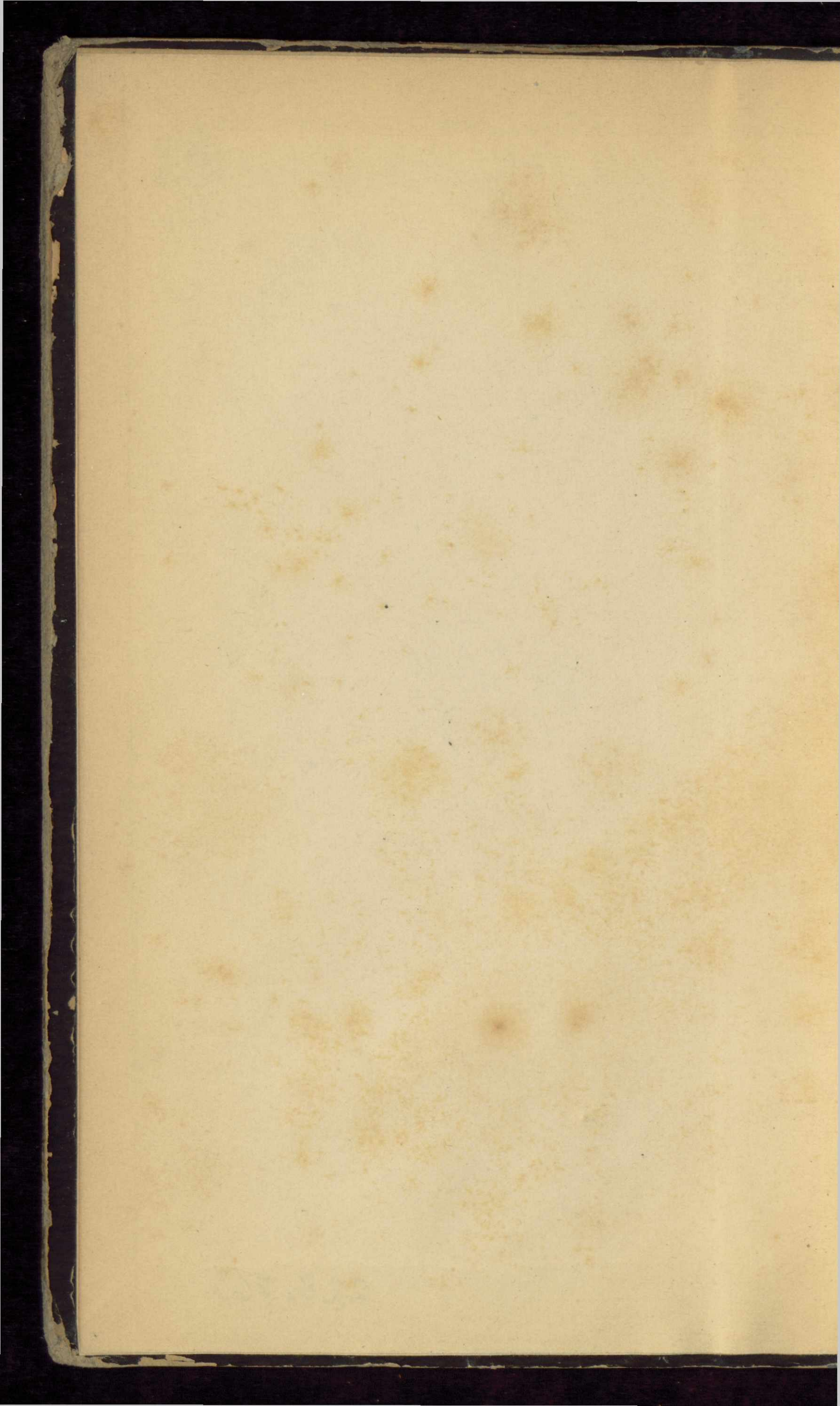










Johann Caspar Lavater.

Johann Caspar Lavater.

Nach seinem

Leben, Lehren und Wirken

dargestellt von

Friedr. Wilh. Bodemann,
Pastor zu Schnackenburg an der Elbe.

Der Edle nimmt
Sich seines Namens Ewigkeit voraus.
Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.
Schiller.



Gotha.
Verlag von Friedrich Andreas Perthes.
1856.

Vorwort.

Der Weltkreis ist voll des Geistes des Herrn, wie schon die Weisheit Salomonis (1, 7) sagt. Und dieser Geist der Weisheit und der Offenbarung, der Wahrheit und des Glaubens geistet, wo und wie er will, ohne sich an ein Formular und Regulativ für den Gang seiner Wirksamkeit zu binden; er wirket unsichtbar und allmächtig fort in den Seelen der Menschen, und ist in ihnen, wie das Licht an einem dunkeln Orte. Und wie die Seele dem Leibe das Leben gibt, so ist Er es, der da lebendig macht, und gibt dem Menschen ein neues geistiges Leben. Die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden bezeugt aber durch alle Jahrhunderte, daß der Geist auf die Menschen gar gern durch Menschen wirket. Wenn er daher auch einen Cornelius, einen Kämmerer der Königin im Mohrenlande und einen Saulus innerlich erleuchtet mit seinem Gnadenlichte, so weiset er sie doch äußerlich an einen Petrus, an einen Philippus und Ananias, auf daß sie ihnen sagen, was sie thun sollen.

Wir dürfen uns deß auch nicht wundern. Ist doch Gott selbst, um den Menschen das Heil zu bringen, Mensch geworden. Hat doch der Eingeborne vom Vater voller Gnade und Wahrheit sich nicht geschämt, unser Bruder zu werden, um die Versöhnung für unsere Sünden zu sein. Warum sollte denn der Geist der Gnaden es verschmähen, sich der Menschen als Werkzeuge zu bedienen, die er zu Gefäßen der Barmherzigkeit und zu Trägern des Lichts gemacht hat? Und laut der Geschichte hat es von jeher solche Menschen gegeben, in denen sich der Geist kräftig erwiesen, und welche dastehen als die Zeugen und Säulen der ewigen Wahrheit, und darin den Hochgebirgen der Erde ähnlich sind, die, in Majestät sich erhebend über das niedere Flachland, dem Wanderer der Ebene als Richtpunkte dienen, die Gewalt zerstörender Winde brechen, und die Wasser des Himmels sammeln, um sie als befruchtende Bäche und Flüsse nach allen Richtungen in die Niederungen auszuströmen.

Unter den theuern Gottesmännern nun, welche in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus der weiten Wüste, zu welcher die Kirche geworden war, hoch und hehr hervorragen wie die einzelnen Gipfel eines Festlandes, darüber eine Fluth hereingebrochen ist, und die für ihre Zeit die Stimme eines Predigers in der Wüste gewesen, die viele Schläfer weckte, und für Tausende auserlesene Führer und Wegweiser zur Wahrheit und zum Leben geworden sind, nimmt ohne Frage J. C. Lavater eine der hervorragendsten Stellungen ein. Zwar ließe sich

leicht eine Anzahl von Fachmännern nennen, die vor, neben und nach ihm an Gelehrsamkeit, an Umfang und Gründlichkeit des Wissens ihn überragten, und an deren Leistungen auf den einzelnen Gebieten der theologischen Wissenschaft die seinigen in diesen Disciplinen lange nicht hinanreichen. Aber doch hat keiner von ihnen so reformatorisch tief und nachhaltig in das ganze christlich-religiöse Leben eingegriffen, als Lavater, dessen Leben, wie schon Gelzer hervorgehoben hat, ganz von religiösen Ideen getragen und bewegt war, daher denn auch seine Einwirkung ein Born religiöser Gedanken und Erfahrungen für Viele werden konnte. Selbst wenn er nie als Lehrer und Schriftsteller den Weg des öffentlichen und lauten Bekenntnisses von dem Heile in Christo betreten hätte, würde er deshalb ein hellleuchtendes Licht in der ihn umgebenden Finsterniß gewesen sein. Denn der liebe Wandsbecker Bote hat gewiß Recht, wenn er sagt: „Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheinet und wärmt, wenn sie auch nicht redet.“ Doch bei seiner unbeschreiblich reichbegabten Persönlichkeit fand Lavater neben seiner vielseitigen Wirksamkeit als Prediger und Seelsorger, als Haus- und Familienvater, als Freund, als Staatsbürger und als Bruder der Armen, noch Zeit und Kraft genug in sich zum Zeugenamte, und hat in Ausübung desselben die theologische Wissenschaft nicht nur mit manchen neuen belebenden Ideen befruchtet, sondern ihr einen neuen Lebensodem eingehaucht, und für die ganze Sphäre des Lebens neue gei-

stige und sittliche Zustände herbeigeführt. Ja, ich wage es auszusprechen, daß, was ihrer Zeit Dr. Luther und die übrigen Reformatoren des 16. Jahrhunderts waren, dem letztverflossenen Jahrhundert vergleichsweise J. C. Lavater gewesen sei.

Wenn wenigstens Hamann Recht hat, da er meint, daß der Geist des Papstthums und der Geist des rationalistischen Deismus im Grunde einerlei Meinung, Absicht und Erfolg haben, und dem wahren ewigen Christenthume gleich sehr zuwider seien, so hat auch die neue Zeit, die von der Mitte des vorigen Jahrhunderts datirt, mit dem Reformationszeitalter gleiche Gegensätze gemeinsam; nur daß der Kampf, den die Reformatoren gegen das Papstthum führten, von Lavater gegen die religiöse und sittliche Entnervung der deistischen Aufklärung durchgefochten wurde, und ich sollte meinen, wie mit kaum weniger reformatorischem Muthe, als wir an jenen Glaubenshelden bewundern, so auch mit den nämlichen Schutz- und Trutzwaffen, nämlich mit dem Schilde des Glaubens und mit dem Schwerdte des Geistes, welches ist das Wort Gottes. Denn gleichwie die Reformatoren des 16. Jahrhunderts in ihren Tagen, so hat Lavater gleicherweise zu seiner Zeit das Wort der Offenbarung wieder hingestellt als den Leuchter mitten in das Heiligthum.

Freilich erkannten mit ihm noch viele andere Christen und Christenlehrer die heilige Schrift als den Schatz über alle Schätze und als das aus Gott geborne Wort der Wahrheit an. Allein sie folgten hierbei zum großen Theile

doch nur der äußern Autorität und dem historischen Glauben. Lavater dagegen war zu dieser Annahme mehr auf dem Wege innerer Lebensanschauungen und unmittelbarer Lebenserfahrungen gelangt. Die beiden Hauptelemente, in welchen der Glaube an die volle Realität der biblischen Wahrheit athmet und lebt: die Tradition und die Intuition, die Überlieferung und die Beschauung oder die äußere und innere Erfahrung, waren demnach in seiner Seele in unzertrennlicher Einheit zur innigsten Durchdringung verschmolzen. Und daraus erklärt sich denn auch, was uns bei ihm so wohlthuend anspricht, jener belebende Athem seines Mundes und jene lebensvolle Frische und Macht seines ganzen Wesens.

Den Mittelpunkt und die eigentliche Seele des Christenthums erblickte und erfaßte Lavater, wie auch schon anderweit darauf hingewiesen worden ist, nicht in Lehrsätzen, sondern in Thatsachen, nicht in einem Buche, sondern in einer Person, nämlich in dem lebendigen ganzen historischen Christus, wie er von Gott gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und Erlösung. Und gleichwie er selber das Bild des Gottmenschen begeistert in seiner Seele trug, so war es ihm auch in einem bewunderungswürdigen Grade gegeben, dasselbe mit aller Klarheit seines tief erhellenden Lichtes und mit aller Eindringlichkeit seiner begeisternden Wärme auch in die Seelen seiner Zuhörer und Leser zu drücken. Und selbst gegenüber der sich weise dünkenden Freigeisterei scheute er sich nicht, die verachtete Gestalt des Menschensohnes in

ihrer angestammten Majestät hinzustellen, obwohl er von dieser Seite her nur Hohn und Spott — gewiß auch eine Art Märtyrerthum — erwarten durfte.

Doch wie wir in jener bewegten Zeit die bedeutendsten Geister meist von zwei Tendenzen in Anspruch genommen und bewegt sehen, so vereinigte auch Lavater in seinen Bestrebungen zwei Richtungen: die der Erhaltung und die der Bewegung. Während er demgemäß Angesichts der auflösenden und stürmenden Tendenzen der tollen Lügenpropheten, denen selbst die Elementar-Wahrheiten des Christenthums verkümmert waren, und die, weil sie von einer geoffenbarten Religion nichts wissen wollten, voll Hochmuth und Dünkel ihrem eigenen Geiste folgten, und hatten doch nicht Gesichte (Ezech. 13, 3.), mit aller ihm eigenen Kraft und Energie sich dem Umsturze alles Positiven widersetzte, so daß er nach dieser Seite hin der entschiedenste Bekämpfer des Zeitgeistes war: so finden wir ihn andererseits in dem Kampfe sowohl gegen die starre todte Orthodoxie oder äußere Rechtgläubigkeit, die den Buchstaben der Schrift und den Kirchenglauben in seiner zeitlichen Fassung als das allein Heilbringende festhält, als gegen die falschmystische Schwärmerei seines Jahrhunderts in erster Reihe kämpfen, so daß er in dieser Hinsicht im besten Sinne als ein Kind seiner Zeit erscheint. Wie unverrückt er nämlich auch immer festhielt an den ewigen Ideen und unwandelbaren Thatsachen des historischen Christenthums, so hatte er's doch soweit noch nicht gebracht, um mit stolzer Verachtung allen neuen

Bildungselementen seiner Zeit vornehm den Rücken wenden, oder für das positive Christenthum sich einen Gewinn davon versprechen zu können, wenn man gegen die Neologie oder Aufklärerei die längst verrosteten Waffen aus der Rüstkammer der alten Dogmatik wieder hervorsuchen, gegen sie allezeit nur die Damascenerklingen der abgestorbenen Orthodoxie schwingen, oder das hierarchische Schild der Infallibilität verwenden wollte. Er verkannte vielmehr keinen Augenblick die innere Nothwendigkeit einer tiefern und geistigern Auffassung des Christenthums, einer immer genaueren Entwicklung seiner Lehrsätze und einer immer lebensvolleren Hineinbildung desselben in's Herz und Leben, damit die Glaubenssätze auch Glaubensschätze werden könnten. Ja, er sah eben hierin eine Aufgabe, an der ein Jeder in der Kraft des heiligen Geistes bis an sein Ende zu arbeiten habe.

Angethan daher mit der Kraft des Glaubens, nicht jenes Glaubens, der an äußerer Satzung und Form hängt und mit dieser steht und fällt, sondern des Glaubens, der, unabhängig davon, von Innen heraus sich seines Lebens unbezweifelt gewiß ist, und sich, wie er selbst ein Gnadengeschenk Gottes ist, allein an die evangelische Gnadenverheißung hält, war es ihm darum zu thun, die starre Form zu beleben, das Gegebene und Vorhandene, soviel thunlich, mit den Zeitbedürfnissen in Übereinstimmung zu bringen, und solchergestalt das Christenthum durch tiefere und selbstständigere Aneignung in den Kreis des religiösen Lebens einzuführen, oder, um mit Gelzer

zu reden, dasselbe aus den immer dunklern Wolken des Dogmatismus wieder auf die Erde, in die lebendige Mitte der Menschenwelt, der Geschichte und Erfahrung, zu versetzen, und aus dem vorherrschend dogmatischen in ein überwiegend ethisches Stadium hinüberzuleiten.

Der aber würde eine grundfalsche Vorstellung von Lavater haben, der sich ihn etwa denken wollte wie Isaschar, der zwischen den Grenzen lagerte, oder gar als einen Doppelgänger, der zwischen den verschiedenen Extremen charakterlos umherschwankt und mit den entgegengesetzten Parteien accordirt und capitulirt, indem er bald hier ein Stück und dort ein Stück sich abdingen läßt vom Alten und sich aufdringen läßt vom Neuen. Bei allem scheinbaren Herüber- und Hinüberneigen zu der einen oder andern Richtung wußte er sehr wohl, wo er stand und wofür er focht, verlor auch niemals sein festes Ziel aus den Augen, und stand da wie ein felsiges Eiland mitten in der Brandung des es umspülenden Meeres. Denn es ist etwas Charakteristisches seines Wesens, daß, während zu seiner Zeit fast eben so viele Glaubenssysteme waren, als einzelne selbstständigere Theologen, und jene bei den meisten derselben sich successive eins das andere ablös'ten, er dagegen durch alle seine Lebensperioden sich in den Grundzügen seiner Grundsätze vollkommen gleich blieb, so daß es einen sich selbst mehr gleichen Theologen und Christen wohl nicht leicht gab.

Es darf indessen schon im Voraus erwartet werden, daß auch ein Lavater nicht werde frei geblieben sein, we-

der von allen theoretischen noch praktischen Irrthümern und Verirrungen. Denn wo ist ein Sterblicher, an dem keine Schwächen und Unvollkommenheiten zu finden wären? Auch von dem Edelsten und Besten gilt ja ohne Zweifel das „Elias war ein Mensch wie wir". Daß er z. B. (wie auch Vater Oberlin) die Wiederbringung aller Dinge glaubte, also jene Lehrmeinung eines Origenes u. A. theilte, nach welcher eine endliche Erlösung aller Verdammten angenommen wird, werden ihm jene Eiferer, die vor Jedem ihr Herz verschließen, von dem sie nicht das Schiboleth aussprechen hören, das sie als die unerläßliche Bedingung der Rechtgläubigkeit betrachten, und welche die Ewigkeit der Höllenstrafen als ein heiliges Dogma festhalten, als einen Diametral-Irrthum anrechnen. Aber wenn man auch bedauern mag, daß Lavater in diesem oder jenem Stücke vom Evangelio abwich und irrte, wie dürfte man sich denn dadurch berechtigt fühlen, ihm die Liebe zu entziehen, und ihn nicht mehr als Bruder in Christo anzuerkennen! Wie er die Wahrheit erkannte, so bekannte er sie, und wo er irrte, geschah es gewiß nur aus Mißverstand, aber nicht aus eitler Selbstüberhebung. Daß er aber nicht die ganze Wahrheit hatte, wer will ihm das zu einem Verbrechen machen? Der gewiß am wenigsten, der die volle Wahrheit hat; denn die kann man nicht haben, ohne Liebe zu haben, und ohne die Erkenntniß, daß man, wie Tersteegen einmal äußerte, nicht berufen ist zu einem geheimen Rathe, sondern zu einem Kinde Gottes. Ach, wie viel unnützen zelotischen Streit und

Kummer würde man ersparen, wenn man sich mehr an die apostolischen Bestimmungen hielte, die von allen den Kennzeichen, in welchen die verschiedenen streitenden Parteien ihr Erkennungszeichen erblicken, keins fordern, sondern allein den Glauben verlangen, daß Jesus der Christ sei, und welche feststellen, ein jeglicher Geist, der da bekenne, daß Jesus Christus in das Fleisch gekommen, der sei von Gott!

Wer ferner glaubt, Lavater's Leben sei nicht unberührt geblieben von gewissen Verirrungen einer krankhaften Mystik, und namentlich dafür hält, daß er doch ein gar zu großes Gewicht gelegt habe auf den subjectiven Herzensglauben, der allein auf innern Erfahrungsvorgängen in der Seele beruhen müsse, und daß er, wo nur Ahnungen gestattet seien, habe schauen und genießen wollen, kurz, daß er, wie Goethe ihm zum Vorwurfe machte, athemlos dem Unerreichbaren nachsetzte und einem Manne glich, der Alles nicht achtete, um eine Maschine zum Fliegen zu erfinden*), der vergesse darüber doch nicht, daß, wie ei-

*) Bekanntlich rief auch Hamann ihm zu: „O Du physiognomischer Seher mit engelreinem Munde! Auch Dein Cherubsauge gelüstet Wunder zu schauen, die doch jedes Menschenkind, dessen Antlitz nicht mit Flügeln bedeckt ist, allstets vor und um sich sieht. Gürte Deine Lenden wie ein Mann und lehre mich. Ist Vernunft nicht das erste Wunder, worauf aller Wunderglaube an außerordentliche Erscheinungen und seltenere Ausnahmen der noch seltsameren Regeln beruht? Ist Natur nicht das erste Wunder, wodurch Erfahrung metaphysischer Meteore erst möglich wird? Ist Weissagung und Consequenzmacherei nicht der allgemeine Magnetismus aller unserer Denkungsträgheit und Bewegungskraft im Eingeweide und

genthümlich Lavater auch das Christenthum auffaßte, und wie stark er auch überall auf ein Herzenschristenthum drang, dieses bei ihm doch nie in ein bloßes Gefühls- und Phantasiechristenthum ausartete und auch nicht ausarten konnte, weil er seinen Herzensglauben immer und unbedingt unter die Norm der Schrift stellte, was ihn vor jeder persönlichen Willkühr schützte. Auch wird man nicht übersehen dürfen, daß eben im Gegensatze gegen das todte Formenwesen der Scholastiker seiner Zeit, die in kirchlicher Äußerlichkeit zu erstarren drohten, ein Mann der religiösen Innerlichkeit überaus Noth that, und Allen, die der Spitzfindigkeiten der Schultheologie überdrüssig und mit dem Alles verflüchtigenden Zeitgeiste zerfallen waren, ein wahres Labsal sein mußte. Kein Wunder also, daß Lavater's Name, selbst als er noch die bescheidene Stelle eines Predigers am Waisenhause zu Zürich bekleidete, schon längst von halb Europa mit der ungewöhnlichsten Auszeichnung genannt wurde, und daß je länger je mehr die Großen und Edeln der Erde und überhaupt unzählige der besten und berühmtesten Menschen jedes Ge-

Gehirn unserer kleinen Welt? O Du Seher mit bedecktem Antlitz, Mitgenosse am Trübsal und am Reich und an der Gnade Jesu Christi! Er weiß Deine zahllosen Werke; er kennt den noch köstlicheren Weg Deiner Liebe, die Hyperbolen Deiner Martha-Mühseligkeit und alle pia desideria Deines Thomas-Glaubens." — Und auch Gelzer meint bei aller Verehrung für den außerordentlichen Mann, es gehe ein Faustischer Zug durch seine Frömmigkeit, ein ungeduldiges Überspringen-Wollen göttlich gesetzter Schranken unserer Natur, ein krampfhaft aufreibendes Aufstreben zum Unerreichbaren.

schlechtes und jedes Standes ihm sich anschlossen mit einer Achtung, mit einem Vertrauen, mit einer Liebe und Verehrung, wie sie nur wenigen Sterblichen zu Theil wird; so daß man an ihm recht sehen kann, was ein Mensch vermag, der wahrlich in der Kraft Gottes einhergeht, und führet das zweischneidige Schwerdt im Munde, und darf mit seinen Händen in Schlangengruben greifen.

Daß nun ein solcher Mensch, der in seiner Zeit dastand als ein Heros des Glaubens und als ein Vorbild der religiös-sittlichen Thatkraft, wie die ganze neuere Geschichte kein höheres aufzustellen hat, auch noch für unsere Zeit der liebevollsten Beachtung und des ehrendsten Andenkens in hohem Maße werth sei, kann wohl um so weniger einem Zweifel unterliegen, als seine segensvolle Wirksamkeit noch tief und belebend in unsere gegenwärtige Bildung hineinreicht. Der nähere Nachweis dieser bleibenden Wirksamkeit, die freilich nicht überall auf der flachen Hand liegt, und deren Gewicht sich nicht auf des Krämers Wage abwägen läßt, kann hier zwar, so gewiß er auch zur vollständigern Veranschaulichung der Bedeutung eines Menschen erfordert wird, nicht geliefert werden; doch darf wohl schon die in neuerer Zeit der Person und den Werken Lavater's wieder zugewandte lebhaftere Theilnahme als ein Zeiger an der Uhr der Zeit betrachtet werden, welcher darauf hinweiset, daß er noch immer ein ausgedehntes Feld eines segensreichen Wirkens findet.

Auch das wird aber einleuchtend sein, daß es gerade für unsere nervenschwache, religiös und politisch so auf-

geregte und auf den Wogen unstäter Meinungen umhergetriebene Zeit nur heilsam sein kann, das Lebensbild eines solchen Kern- und Kraftmannes wieder aufzufrischen.

Dies will nun die vorliegende Biographie versuchen. Sie unternimmt damit zweifelsohne etwas Schwieriges. Denn ist eine gute, lebensvolle Biographie, die ein treues Bild von dem Wesen und Charakter eines Menschen gibt, überhaupt keine leichte Aufgabe, wie viel schwieriger wird sie sein, wenn sie der Darstellung eines so reichen äußern und innern Lebens gilt, als hier in Frage steht! Dieses Versuches große Schwächen und Mängel kenne ich daher auch nur zu gut und weiß, wie sehr derselbe einer nachsichtsvollen Beurtheilung bedarf. Möchte er dieselbe auch finden! Übrigens macht derselbe keine Ansprüche auf die Ehre einer streng wissenschaftlichen, allein auf eigner Forschung beruhenden Arbeit, sondern hat sich lediglich zur Aufgabe gestellt, das bereits Vorhandene und Überlieferte in möglichst einfacher und lichtvoller, den reichen Stoff zu einem organischen Ganzen verarbeitender Darstellung den Gebildeten zu vermitteln. Zu diesem Zwecke sind die litterarischen Hülfsmittel, so weit sie mir zu Gebote standen, von mir treulichst benutzt, namentlich aber die biographischen Schriften von Geßner (J. C. Lavater's Lebensbeschreibung), Herbst (J. C. L. Nach seinem Leben, Lehren und Wirken), Meister (J. C. L. Eine biographische Skizze), Jung (Erinnerungen an J. C. L.), Haller (Denkmal der Wahrheit auf J. C. L.), Hegener (Beiträge zur näheren Kenntniß und wahren Dar-

stellung J. C. L.'s), — ferner Hirzel's „Briefe von Goethe an Lavater", Düntzer's „Freundesbilder aus Goethe's Leben", Hagenbach's „Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts", sowie die Nationallitteratur von Gelzer und Hillebrand.

Daß aber der vorliegende Versuch nach den ältern biographischen Schriften über Lavater als eine Ilias nach dem Homer oder als überflüssig erscheinen werde, glaube ich eben nicht besorgen zu müssen. Denn abgesehen auch davon, daß das Werk von Geßner, dem Schwiegersohne Lavater's, das Bild des merkwürdigen Mannes in lauter locker und lose chronologisch aneinander gereihten Bruchstücken gibt, und schon seines Umfangs willen (3 starke Bände) vielen Lesern wenig anpassend sein würde, — daß ferner die Schrift von Herbst fast ausschließlich für die Männer der Wissenschaft geschrieben ist, und daß die andern Büchlein nur dürftige Skizzen und einzelne Züge bieten — so sind überdies alle genannten Schriften — bis auf die von Herbst — längst aus dem Buchhandel verschwunden und — wie ich aus eigner Erfahrung weiß — bereits sehr selten und schwer zugänglich geworden.

Um so mehr fühle ich mich daher auch durch die freundliche Bereitwilligkeit, mit welcher ich von mehren Seiten her, insbesondere aber vom lieben Volksblattschreiber, Herrn Phil. Nathusius in Neinstedt, desgleichen von den Herren Pfarrern Grob und Füßli in der Schweiz, durch höchst schätzbare Hülfsbücher und Mittheilungen bei

der Ausführung meiner Arbeit unterstützt worden bin, zum aufrichtigsten Danke verpflichtet.

Die Beifügung des Bildes, welchem eins der besten unter den circa 218 Bildnissen Lavater's zur Vorlage diente, sowie das beigegebene Facsimile wird, wie ich hoffe, Vielen eine willkommene Zugabe sein.

Und so sei denn das Buch der Nachsicht des geneigten Lesers, vor Allem aber dem Herrn und seiner Gnade empfohlen!

Schnackenburg, im Januar 1856.

der Ausführung meiner Arbeit unterstützt worden sind, zum aufrichtigsten Danke verpflichtet.

Die Beifügung der Wortverzeichnisse [illegible] unter den circa 218 Abbildungen, Umrisse zur Beilage diente, sowie das beizugebende Register wird, wie ich hoffe, Niemand eine unwillkommene Zugabe sein.

Und so lege denn das Werk der Gunst des geneigten Lesers, vor Allem aber dem Herrn und seiner Gnade [illegible]

Schnackenburg, im Januar 1856.

Erstes Capitel.

Lavater's Jugendzeit.

„Du bist meine Zuversicht, Herr, Herr, meine Hoffnung von meiner Jugend an." (Ps. 71, 5.)

Johann Caspar Lavater wurde geboren im Jahre des Heils 1741 am 15. November. Sein Vater, dessen zwölftes Kind er war, stand als Arzt und Mitglied der züricherschen Regierung in allgemeiner Achtung, und galt als ein Mann von anerkannter Redlichkeit, sowie als ein Muster des unermüdetsten Fleißes.

Seine Mutter, eine geborne Regula Escher, war eine Frau von gutem Verstande, lebhafter Einbildungskraft, rastloser Betriebsamkeit und ungewöhnlicher, bis an Verschwendung grenzender Gutthätigkeit, doch war sie nicht frei von großer Pedanterie und launenhafter Strenge. Ihr Caspar war eine jener Naturen, die erst nach langsamer, stiller Entwickelung ihren innern Reichthum entfalten. Bei großer jugendlicher Flüchtigkeit war er ein furchtsamer, ungelehriger, selbst unter seinen Spielgenossen blöder, stets gedrückter, linkischer und zu Allem, wozu Witz, Herzhaftigkeit und Wohlanstelligkeit

gehörte, durchaus unfähiger Knabe, der sich allein in stillen Träumereien behaglich fühlte, in seinen einsamen Spielen wohl Anlage zur Phantasie, doch sonst nichts Bedeutendes verrieth. Die Gabe der Rede schien ihm gänzlich versagt zu sein, denn er war außer Stande, auch nur das Einfachste wiederzuerzählen, daher er denn, selbst bis in spätere Jahre hin, sich den Namen „das Kind" oder „der Unmündige" gefallen lassen mußte.

Daß unter solchen Umständen der junge Casparlin sich eben nicht rühmen durfte, ein besonderer Liebling seiner Ältern zu sein, begreift sich leicht. Ebenso erklärlich aber ist's, daß er durch das ewige Hofmeistern der leicht erregbaren, ja leidenschaftlichen Mutter nur noch schüchterner gemacht wurde. Ein wahres Glück war's nur, daß er in der deutschen Schule, in die er früh geschickt wurde, einen Lehrer erhielt, der sehr schonend mit ihm umging, mit großer Geduld seine Flüchtigkeit und Blödigkeit trug, und die wegen ihres Sohnes Ungelehrigkeit und Unachtsamkeit oft bekümmerten Ältern immer mit der Versicherung tröstete: „Es wird doch noch etwas aus dem Casparlin."

Und der Mann hatte ganz recht gesehen. Schon vom sechsten Jahre an, wo Lavater in die lateinische Schule kam, gedieh die Entwickelung seines Geistes zusehends, und manche der in ihm bis dahin schlummernden Kräfte und Anlagen, die ihn nachmals so sehr auszeichneten, fingen an, sich merklich zu regen. Besonders zeigte sich sein Geist thätig durch eine große, lebhafte Vorliebe für Bilder, worin man wohl die ersten Spuren seiner

später fast leidenschaftlichen Liebe für die schönen Künste erblicken darf. Nicht minder nahm seine inzwischen rege gewordene Phantasie einen immer kühneren Aufflug. Er war, wie er selbst erzählt, in seinen Gedanken immer ein Erfinder und Baumeister babylonischer Thürme. Viertelstunden lang konnte er oft dasitzen in stiller Vertiefung, um seinen festen, hohen, unüberwindlichen Thurmbau stattlich genug in seinen Gedanken zu vollenden. Wenn er aber gar einen hohen Thurm sah, ja nur davon hörte, so klopfte ihm allemal das Herz vor Freude. Konnte er aber einen solchen vollends besteigen, so war ihm das, aller seiner großen, leicht schwindelnden Furchtsamkeit ungeachtet, ein wahrhaft seliger Genuß. Und diese seltsame Vorliebe für hohe Thürme blieb selbst bis in sein hohes Alter fast bis zur Leidenschaft in ihm, weshalb es auf seinen späteren Reisen für ihn ein wahres Bedürfniß war, die Thürme zu Straßburg, Augsburg, St. Ulrich, und den höchsten von allen, den zu Landshut, zu besteigen.

Wie Alles, was er im Baufache anfing, auf einen großartigen Plan angelegt war, und mit welchem eisernen Fleiße er an dessen Ausführung arbeitete, mag uns folgende Anecdote beweisen. Einst machte er von Siegelwachs einen ungeheuern militärischen Zug, der auf drei langen Brettern aufgestellt war, und eine ganze Armee von Soldaten darstellte, in welchem die verschiedenen Mannschaften und Heeresabtheilungen mit Köpfen, Armen, Beinen, Hüten, Sporen, Fahnen, Beilen sammt allen Proviant- und Munitionswagen, Kanonen, Pferden, ja selbst die Spitzruthen des Profosen nicht ausgenom-

men, überaus künstlich ausgearbeitet waren. Monate lang beschäftigte er sich hiermit Tags und Nachts, im Bette, in der Schule, in der Kirche, kurz, wo er stand und ging, saß und lag. Und da es ihn artig beschäftigte, so interessirten sich auch seine Ältern dafür, und sahen mit Lust dem närrischen Baumeister zu. Endlich war das Kunstwerk fertig. Da auf einmal entdeckte er eines Sonntages eine Menge Fehler daran. Gleichzeitig kam ihm außerdem der Gedanke, welch ein ungeheurer Klumpen Wachs daraus werden würde, wenn er das Ganze wieder in eine Masse zusammenkneten würde. Kaum gedacht, war's auch flugs gethan. Her fiel er über die ganze Armee, drückte und drängte sie zusammen, und entwarf inmitten der Zerstörung auch schon wieder neue Projecte, was aus dem mächtigen Wachsklumpen etwa Vollkommeneres zu machen sein möchte.

Von seinem siebenten Jahre an entwickelte sich in ihm mit einer in solchem Alter ungewöhnlichen Kraft das Bedürfniß eines Herzensumganges mit Gott, wie denn überhaupt sein höheres Streben jetzt einen gewaltigen Aufschwung nahm. Selten waren seine frommen Entschließungen freilich von langer Dauer, denn die ihm inwohnende Flüchtigkeit warf ihn immer wieder von seiner Höhe herab. Namentlich stürzte ihn sein großer Leichtsinn vielfach in die Sünde des Lügens und in andere Unarten und Thorheiten. Allein zehnmal niedergeworfen, stand er ebenso oft wieder auf, denn das Bedürfniß seines Herzens trieb und hob ihn unwiderstehlich immer wieder zu Gott und seinen bessern Entschließungen zurück. Mit unersättlicher Begierde las

er jetzt fleißig in seiner kleinen Handbibel, besonders im Alten Testamente, und zwar vorzüglich die geschichtlichen Bücher Samuelis, der Könige und der Chronik, ganz vornämlich aber die Geschichten des Elias und Elisa. Das Neue Testament nahm damals seine Aufmerksamkeit ungleich weniger in Anspruch, wie er denn überhaupt, soviel er sich dessen später noch erinnern konnte, jener Zeit von Christus so gut wie gar keinen Begriff hatte. „Christus als Christus war mir", so sagt er selbst, „weder lieb noch unlieb. Er war für mich eine nonexistente Person, nämlich für mein Herz, für das Attachement meines Herzens. Mein Herz bedurfte damals noch keinen Christus, bedurfte nur einen Gebet erhörenden Gott." Unter allen Stürmen des jugendlichen Leichtsinns blieb aber das Gebet für ihn fortan ein unaustilgbares Bedürfniß. Er schreibt darüber: „Man kann sich von meiner Gebetsstärke in diesen Jahren, wenn Angst und Noth da war, kaum einen Begriff machen. Konnte ich beten, so war mir, als wenn ich, warum ich bat, schon hätte." Besonders war ihm das Bittgebet, und namentlich das Abbitten besorgter Strafen sehr geläufig, da es oft, zu seinem eigenen größten Erstaunen, den besten Erfolg gehabt und ihm vielfach aus großen Verlegenheiten und Beängstigungen geholfen hatte. Eines Sonntags hatte er z. B. in der Kirche geplaudert und war deshalb aufgezeichnet, mithin in der ängstlichen Erwartung einer wohlverdienten Züchtigung. Er nahm seine Zuflucht zum Gebete, und die Züchtigung blieb aus. Ein anderes mal hatte er Geld verloren, oder auch verthan, und sollte Rechenschaft dar=

über ablegen — wie denn seine Mutter jeder Einnahme und Ausgabe auf's Genaueste nachzufragen pflegte. — Da betete er, und siehe, er erhielt noch rechtzeitig, ohne etwas zu heischen, von seiner Großmutter das Benöthigte, und war dadurch aller Verlegenheit überhoben. Noch ein anderes mal erinnerte er sich, in einem lateinischen Aufsatze, der schon in den Händen des Ludimoderators war, relata statt revelata geschrieben zu haben. Kann es einen stärkeren Beweis von der Einfalt und Kraft seines Glaubens geben als den, daß er Gott bat, er möchte doch das Wort corrigiren und das ve noch oben anschreiben? Als er darauf das Exercitium zurückempfängt, siehe, da ist das ve wirklich mit schwarzer Dinte — wahrscheinlich vom Ludimoderator aus parteiischer Güte gegen Lavater — oben übergeschrieben, und sein Aufsatz als „fehlerlos" bezeichnet. Lavater macht hierzu die Bemerkung: „Ich denke, es war Ahndung und Vorgefühl von mir, das sich in die Form des Gebetes hüllte. Genug, ich erklärte nicht, ich erfuhr; zergliederte und decomponirte die Speise nicht, ich genoß. Ich hatte einen Gott, der mich beten lehrte und mich erhörte, einen Gott, der mir unentbehrlich ward, weil er mir half. O daß ich mich in die erste unklügelnde, selige Einfalt meiner frühern Tage zurückweinen könnte! *

* An einem andern Orte schildert er die Seligkeit seines stillen Umgangs mit Gott so schön und ergreifend in folgenden Worten: „Von meiner frühsten Jugend an bis jetzt geht Gott einen Weg mit mir. Ich war immer schwach und kühn, kindisch und stark, sanft und hitzig. Äußerst zärtlich ging Gott mit mir um.

Dieser Zug aus dem Jugendleben des den Gebet erhörenden Gott suchenden und glaubenden Lavater's mag um so merkwürdiger erscheinen, als sich derselbe durchaus unabhängig von allem äußern Einflusse des Unterrichts und der Erziehung entwickelt hatte. Denn seine erste sittlich-religiöse Erziehung zeichnete sich keineswegs besonders vortheilhaft aus.

Früh hervorstechend im Charakter des Knaben Lavater war ferner seine außerordentlich große Gutmüthigkeit und Offenherzigkeit. Er trug, so zu sagen, fast überall das Herz auf der Zunge, und konnte vor Niemandem etwas geheim halten. Auch seine Mildthätigkeit war eine ausgezeichnete, denn sein Schöpfer hatte ihm ein wahrhaft mitleidiges Herz gegeben, dem es eine wahre Freude, ja ein wahrer Hochgenuß war, zu geben. Nie konnte er deswegen einen Armen sehen, ohne bei dessen Noth unbeschreiblich zu leiden. Er half daher,

Meine größten Fehler wußte immer nur ich; mein Gutes zog Gott immer an's Licht; meine geheimsten Wünsche erfüllte er, wenn ich nicht mehr daran dachte... Sie können kaum glauben, wie kühn ich im Beten war, ehe ich Theorie hatte. Mit dem Zunehmen der Theorie nahm die stille, hohe, herzerhebende Erfahrung ab. Der Geist verrauchte; ich wollte ihn aus Erkenntniß suchen, aber er hat kein Ohr, als für die stille, einfältige, warme Empfindung. Es war eine Zeit, wo ich diesen Schatz bloß in meiner Brust trug, mich allmächtig fühlte, ergriff, was ich wollte, mich aus jeder Noth emporhob, in jeder Dunkelheit mit Heldenmuth und schweigendem Glauben dem nahen Lichte entgegen triumphirte... Ich ward wieder leichtsinnig, vergaß Gottes und meines Berufs... aus Leidenschaft und zweifelnd. Dann kam die Noth, Labyrinthe ohne Auswege, nichts als Abgrund; aber ich versank nicht. Ich rief den Herrn an, und er rettete mich."

wie er immer helfen konnte, und gab, was er nur immer zu geben hatte, und zuweilen sogar mehr, als er hatte. Da er nämlich wußte, daß sein Vater für die Kinder, die er als Arzt besuchen mußte, immer einiges Zuckerwerk in seinen Rocktaschen hatte, so nahm er zuweilen davon, und ließ, weil eben einige Stückchen kleiner Münze dabei waren, auch die mitgehen, um Alles den Armen zu geben.

Noch verdient ein Erlebniß aus dem Jugendleben Lavater's einer Erwähnung, weil wir darin den Charakter des Mannes vorgebildet sehen, und es uns zeigt, wie mit der außerordentlichen Blödigkeit und natürlichen Furchtsamkeit zugleich ein kecker Muth und die furchtlosesten männliche Entschlossenheit sich in ihm wundерseltsam vereinigte, so daß er, der von Natur schüchtern war wie ein Hase und zahm wie ein Lamm, wenn er durch Unrecht und Gewaltthat gereizt wurde, unerschrocken und wild wie ein Löwe sein konnte. Einst hatte er die Eitelkeit, in Abwesenheit des Lehrers den wirklichen Custos oder Aufseher über die Schule, der ein armer Knabe war, und der sich diese Würde und Ehre gern einmal mit ein paar Kreuzern abkaufen ließ, zu vertreten. Ein König am Tage seiner Krönung kann nicht glücklicher sein, als unser Caspar war, da er in sein Custosamt eintrat. Plötzlich brachte indeß das Mißlesen eines Mitschülers ein allgemeines Gelächter hervor. Unser junge Vice-Custos wußte sich jedoch ein solches Air zu geben, daß er unter Mitwirkung seines Neben-Custos das Gekicher bald zum Schweigen brachte. Seine Freude an dem Custodiate sollte ihm aber bald sehr

übel verbittert werden. Am folgenden Tage nämlich, wo Lavater, nichts Schlimmes ahnend, in die Schule ging, rief der Ludimoderator, nachdem er zuvor stillschweigend den Stock hervorgeholt hatte, zornsprühend Lavater und Däniker (so hieß der Nebencustos), vorzutreten. Dies Verfahren machte ein großes Aufsehen in der ganzen Schule, und Alles war Aug' und Ohr, was das werden sollte. „Halte deine Hand her!" heischte jetzt der Ludimoderator von Lavater, ohne die allergeringste Ursache dieser auffälligen Procedur anzuzeigen. „Ich will wissen, warum?" rief Caspar mit einer schwer zu beschreibenden Entschlossenheit, während Däniker ihm das Warum ganz leise nachbrummte. Hatte nun diese unerwartete Entschiedenheit Lavater's den Herrn Ludimoderator etwas stutzig gemacht, oder war ihm sonst was durch den Kopf gefahren, wer kann's wissen? genug, er wandte sich voll Grimm plötzlich dem anderen Maleficanten zu, ergriff ihn beim Haar und hieb ganz unbarmherzig auf ihn zu, indem er schrie: „Ihr Custodes! mir Niemanden aufzeichnen, wenn man solche Gottlosigkeiten treibt." Jetzt wollte er auch hinter Lavater her, als dieser, aller seiner Blödigkeit vergessend, ihm rasend entgegenrief: „Bei Gott, Herr Ludimoderator, ich will wissen, warum? Es gibt's nicht gut!" Mit verbissener Wuth antwortete der Lehrer: „Ich will dir's hernach sagen", indem er zugleich Miene machte, auch ihn beim Kopf zu nehmen. Doch mit Donnerstimme rief dieser ihm entgegen: „Ihr seid ein Tyrann, ein Unmensch! Das ist keine Manier, unverhörter und unverschuldeter Weise zu strafen!" Sagt's und riß sich

schnell los, und eilte zur Classe hinaus unter dem Nachrufe: „Das soll Herr Schulherr (der Rector des Gymnasiums) wissen!“ Zum guten Glück wurde unser Flüchtling unten an der Treppe durch ein heftiges Nasenbluten aufgehalten, so daß ihn die besänftigenden Boten, die der Ludimoderator ihm in rascher Folge nachsandte, noch einholen konnten. Anfangs warf Casparlin nun zwar glühenden Angesichts den Kopf auf, und wollte nichts hören. Allgemach besann er sich jedoch eines Bessern, und kehrte, nachdem er ausgeblutet und sich bei einem Brunnen wieder gewaschen hatte, in die Classe zurück. Der Ludimoderator suchte den Anfangs noch etwas Grollenden bestmöglichst, insbesondere auch dadurch wieder zu besänftigen, daß er ihn über seinen Nachbar, der nur nicht schnell genug geantwortet hatte, hinaufsetzen wollte, worauf aber Lavater lächelnd bemerkte: „Es braucht dessen nicht — ich sitze nicht hinauf!“

Höchst naiv ist die Art, wie der zehnjährige Caspar sich für den geistlichen Stand entschied. Eines Tages kommt nämlich Herr Pfarrer Ulrich, einer der ersten Aufseher am Gymnasium, in die Schule und fragt die Knaben, was sie werden wollen, und wer von ihnen wohl ein Pfarrer werden möchte. Lavater, ohne vorher viel an diesen Stand gedacht zu haben, ruft keck und laut, so daß darüber ein allgemeines Gelächter entsteht: „Ich, ich!“ Und kaum ist das Wort über seine Lippen hinaus, so regt sich in ihm wirklich eine Sehnsucht nach dem geistlichen Stande, und es wird ihm um's Herz wie Einem, wenn er glaubt, auch einmal den Stein der Weisen gefunden zu haben. Ja, bei seiner ihm ei=

genen Lebhaftigkeit ist's ihm, als wäre er nun schon Pfarrer, und mit diesem Gefühle eilt er daher nach dem Schlusse der Schulstunden im Triumph nach Hause, und tritt da in die Stube ein mit dem enthusiastischen Rufe: „Ich will Pfarrer werden!" Als dann aber die Ältern allerlei Einwendungen erheben, die ihnen durch ihre ökonomischen Verhältnisse und Familienrücksichten nahe gelegt werden mochten, wird er ganz betrübt, und kann sich schlechterdings nicht darein finden. Auf sein anhaltendes Bitten, vornämlich aber auf das Zurathen mehrer geistlichen Herren, mit denen die Ältern in näherer Bekanntschaft standen, willigten diese, die jetzt ihre große Freude an dem aufgeweckten, fleißigen Knaben hatten, vorläufig ein. Dies übte einen überaus wohlthätigen Einfluß sowohl auf seinen Fleiß, als auch auf seine sittliche Ausbildung aus.

Im Jahre 1754 ging Lavater aus der lateinischen Schule in das Collegium humanitatis über, an welchem damals unter Anderen die weithin geachteten Männer Bodmer und Breitinger wirkten. Er betrat diese neue Laufbahn mit dem ausdrücklichen Vorsatze: „Will's Gott, willst du ein braver Mann werden." Seine ihm noch immer anklebende Flüchtigkeit und Eile ließ es zwar zu einem tiefern Eindringen in philologische Studien nicht kommen, und seine Kenntniß des klassischen Alterthums erhob sich nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit. Mehre Umstände vereinigten sich jedoch, ihn jetzt tiefer in sich hineinzutreiben und sein Gewissen zu schärfen. Dahin zielte z. B. das Erdbeben am 1. November 1755. Lavater saß am genannten

Tage sammt den übrigen Studenten Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr im Collegium, und Professor Hirzel erklärte gerade die majestätische Stelle aus Virgil's Äneide, die zu Deutsch so lautet:

„Schwarze Nacht hat sich auf dem Meere gelagert, die Pole
Donnern danieder, und Blitz' auf Blitz' entzücken dem Äther.
Unvermeidlichen Tod hält Alles den Männern vor Augen.
Sogleich schlaffen Äneas vor Schreckenschauer die Kniee;
Schwer auf seufzt er und breitet die beiden Hände gen
Himmel."

Da auf einmal klirren die Fenster, das ganze Haus erbebet und wankt, und Todesbläße auf dem Gesichte schreien Alle: „Ein Erdbeben!" stürzen hinaus und eilen heim. Dieses schauerliche Ereigniß, das bekanntlich die große Residenzstadt Lissabon in einen Trümmerhaufen und 60,000 Menschen, die einen Augenblick zuvor noch ganz behaglich und ruhig sich fühlten, in Leichen verwandelte, machte auf Lavater's Gemüth einen mächtigen und tiefen Eindruck. Auch der 18 Tage später erfolgende Tod seines Bruders Conrad erschütterte ihn gewaltig, und rief die ernstlichsten und feierlichsten Empfindungen wach. Desgleichen übte auch das innige Freundschaftsbündniß, das er seit 1758 mit mehren Jugendgenossen, namentlich mit den Brüdern Felix, Jakob und Heinrich Heß, sowie mit Heinrich Füßli, der nachmals als Künstler sich großen Ruhm erwarb, geschlossen hatte, einen sehr wohlthätigen und nachhaltigen Einfluß auf die Bildung seines Herzens und Verstandes aus. Solchergestalt entwickelte sich jetzt zusehends

immer mehr eine tiefe Ehrfurcht vor Gott und eine aufrichtige, innige Liebe zu seinem Heilande. In stets steigendem Grade erkannte und erfuhr er nun die große Verdorbenheit, wie des menschlichen Herzens überhaupt, so auch insbesondere seines eigenen; und es bewährte sich an ihm selber die Wahrheit dessen, was er später (im Nathanael) sagte: „Wer sich selbst kennt, der, und der allein, hat Sinn für den Kennenswürdigsten. Wie Du Dich kennst in Deinen Tiefen und Höhen, so wirst Du Christus kennen in seinen Tiefen und Höhen.“ In dem Gefühle seiner großen Unwürdigkeit und Sündhaftigkeit empfand er das Bedürfniß eines Erlösers, und es wurde ihm gegeben, im fröhlichsten, kindlichsten Glauben sich jetzt die Erlösung, so in Christo Jesu geschehen ist, anzueignen. Folgende Auszüge aus seinen Briefen lassen uns offene Blicke thun in den innern Entwickelungsgang des Jünglings und in seine damalige Gedankenwelt.

Im Jahre 1759, also 18 Jahre alt, schreibt er an einen Freund: „Der ist weise, der den Werth der Dinge kennt. Des Kostbarsten Werth verkennen, ist Unglückseligkeit, ist Thorheit. Das Kostbarste verschwenden die Menschen am meisten, weil sie es im Überflusse zu haben meinen; aber der Weise hat es zu wenig, und weinet schon über den geringsten Verlust davon. Siehe, ich höre den wandelnden Fuß der Zeit nicht, bis er über mein Haupt hingegangen, bis die klingende Sichel droht. — Wehe mir, ich höre die Zeugen des Todes, die getödteten Stunden, dort in der Ewigkeit neben der wartenden Rache mich verdammen! Weh' mir, im

Schatze des Zorns arbeiten an ewigen Qualen für mich die durchsündigten Stunden — eine große Schaar! — sie alle sieht Jehova. Mein Herz würde verzweifeln, meine Seele unter der Last der Thränen und der arbeitenden Reue versinken, hätte nicht ihr eben der schauende Sündenerbarmer den Gedanken gegeben, jeden Augenblick Ihm, meinem Nächsten und der Seligkeit meiner Seele zu weihen. Ach, daß ich meine Seele zur Wirklichkeit schaffen möchte! Aber wer wird mich von dem Leibe dieses Todes erlösen? Laßt uns einander aufmuntern, dem Rauschen der Zeit zu gehorchen, und ihren Fuß nicht unbemerkt vorbeigehen zu lassen! Siehe, sie geht mit der Wage Gottes neben uns her, daß wir ihr Thaten der Seele, ihr und der Ewigkeit würdig, geben könnten! Gleich dem süßen, goldnen Traume, den die Seele umfaßt, der wegschlüpft und Thränen lockt, ist das Leben in der letzten Stunde; aber die Thräne lehrt dann zu spät, daß des Lebens Eitelkeiten weggleitende Träume sind. Lasset uns Rosen auf das Sterbebett sammeln und dem Tode lächeln, wie der wartende Nachtwächter der Morgenröthe! Vereinigt Gott dienen, ist die größte Seligkeit. Lasset uns diese Seligkeit umfangen, wie Brüder uns lieben, leben und nicht träumen! Aber der Nacht nicht gehorchen, ist dem Sinne des Fleisches schwer; von ihr gelehrt werden, unter ihren Flügeln an Anderer Seligkeit, an seiner Tugend arbeiten, ist Wonne, gebiert Segen und das Lächeln der scheidenden Seele. Tugendhaft sein und es nicht wissen, nicht an ausgeübte edle Thaten denken

bis an der Schwelle des ewigen Lebens und demüthig sein, das ist Tugend."

In einem andern Briefe aus demselben Jahre an Jakob Heß legt er ein beredtes Zeugniß ab, wie sehr er schon damals den Werth der Bibel zu schätzen wußte. „Alles", schreibt er den 14. October, „was den Menschen in allen Absichten, in dieser und der künftigen Welt glücklich machen kann, wird dem Menschen auf die allerdeutlichste, erhabenste und gründlichste Art in der heiligen Schrift gezeiget, so daß kein Buch in der Welt ist, welches den Zweck hat, uns weiser, tugendhafter und seliger zu machen, welches etwas beitragen könnte zu einer größern Weisheit, Tugend und Seligkeit, die zu erreichen uns die heilige Schrift nicht lehrte. Das ist mein erster Satz; diesen will ich behaupten, wenn Deine Einwendungen verzehrende Wetter wären. — Leibnitz, Wolf, Newton tragen nichts zu meiner größern Glückseligkeit bei, nichts zu einer solchen Seligkeit, die nicht Jeder, der lesen kann, durch die heilige Schrift erreichen könnte. Soll ich dieses beweisen? Gott kennen ist die größte Glückseligkeit. Lehrt uns der größte Philosoph den allenthalben fühlbaren Gott besser kennen, als es uns die Schrift lehrt? Ich will nicht einmal sagen, wie sie uns Ihn in dem Erlösungswerke kennen lehrt. Ich sage nicht, daß Leibnitz ꝛc. nichts genützt habe durch seine Philosophie. Nein, er hat vielleicht mehr genützt und gebessert, als mancher Hirt nicht Seelen bekehrt. Leute, die Philosophen zu sein, die größte Ehre achteten, die sich Christen zu sein schämten, bis sie wußten, daß Leibnitz ein großer Philosoph und ein Christ

dabei war; Leute, die sonst nicht, nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit, nicht mit reinem Herzen die Bibel lasen, denen mag er wohl den Grund zu denken (denn das muß allezeit da sein; Vernunft muß nach allen Kräften gebraucht werden) gelegt, und sie in ein Erstaunen über sich selbst, die Welt und Gott gesetzt haben, daß sie den Herrn, den sie schon lange hätten suchen und mit Händen greifen sollen, endlich finden, und, von der Süßigkeit der Gottesgedanken trunken und hingerissen, sich endlich bekehren."

Wie Lavater über die Wahl eines Lebensberufes dachte, und aus welchem Gesichtspunkte er insbesondere den geistlichen Stand ansah, zeigt uns sein Brief an Heinrich Heß, der am Ende seines akademischen philosophischen Cursus noch nicht entschlossen war, wozu er sich bestimmen solle, bald nachher aber den Beruf eines Kaufmanns wählte. Es heißt darin unter Anderem: „Glückselig, ja ewig glückselig ist der Hirt, den Gott würdigt, die Gemeinde zu weiden, die Er durch sein eigenes Blut erworben hat. Von den Haushaltern fordert man nichts, als daß sie treu erfunden werden, aber das will viel sagen — ein treuer Haushalter der Geheimnisse Gottes erfunden werden, seines Herrn Interesse mit allen Kräften des Leibes und der Seele befördern; nicht unwürdig der Geheimnisse Gottes zu sein; sich nach 1 Cor. 4 nicht schämen, ein Thor um Christi willen zu werden. Das will viel sagen, so exemplarisch leben, daß weder Starke noch Schwache, weder Fromme noch Gottlose etwas Unedles, etwas Sündliches durch das Beispiel eines solchen Dieners

sich angewöhnen können. Man weiß, wie starken Eindruck es auf ein schwaches Gemüth macht, das Beispiel eines Lehrers, wieviel unselige Folgen hingegen ein unedles Beispiel auf unsterbliche, nicht weiter denkende, nicht entscheidende Seelen haben könnte. Wie starke Gesundheit braucht es nicht ferner, bei Tag und bei Nacht, früh und spät, es sei zu rechter Zeit oder zur Unzeit, Gesunden und Kranken den Trost, die Arznei der Seelen, mittheilen zu können! Wie viele Sanftmuth, wie viele Seelen-, wie tiefe, große Selbsterkenntniß muß ein Solcher haben, der Allen Alles werden will! Wie süß ist es denn aber auch schon in diesem Leben einer gottliebenden Seele, Andere zu seiner Liebe aufmuntern zu können; wie angenehm, wie edel ist der Beruf, weit über jeden bloß irdischen Beruf erhaben, ein Hirt der Heerde Gottes zu sein! Wie viel Hoffnungen sind einem solchen in den Himmeln neben sich gelegt; wie groß ist nicht sein Lohn in den Himmeln! Selig, ja unaussprechlich selig sind die treuen Lehrer; denn sie werden leuchten wie die Sterne Gottes. Wie trostvoll ist nicht das Zeugniß Jakobi 5, 19 und 20: „Ihr Brüder, so Jemand unter euch von der Wahrheit irren würde, und es bekehret Jemand denselben, der wisse, daß, wer einen Sünder von dem Irrthum seines Weges bekehrt, der wird einer Seele vom Tode helfen, und wird die Menge seiner Sünden bedecken!" Treuer Lehrer Namen sind in den Himmeln angeschrieben; Gottes Mitarbeiter zu sein, wie erhaben ist das! Wehe aber denen, die das Werk des Herrn lüderlich thun! Wehe den un-

nützen Knechten, die den Willen des Herrn wissen und ihn nicht thun! Sie werden mit doppelten Streichen geschlagen werden. — Nun, ich will, theuerster Freund, versuchen, Sie in die Umstände des andern, Ihnen zur Wahl vorliegenden Berufs zu setzen. Wie schön ist es, Theurer, gleich einer Stadt, die auf dem Berge liegt, den Menschen leuchten, ein Licht zu sein unter dem ungeschlachten und verkehrten Geschlecht! Wie angenehm, wie seelenwürdig ist die Beschäftigung, edle Herzen nach den Grundsätzen der Religion Gott und dem Staate zu bilden! Welch einen starken Eindruck macht ein christliches Leben eines nicht sogenannten Geistlichen! Wie viele selige Folgen hat nicht in einer Bürgerschaft ein Beispiel, das die Ehre Gottes in allen seinen Handlungen zum Zweck hat! Das beweiset, daß und wie weltliche Geschäfte, direct oder indirect, können zur Ehre Gottes hingeleitet werden" u. s. w.

In einem andern Briefe an Heinrich Heß aus den ersten Tagen des Jahres 1760 spricht sich Lavater folgendermaßen aus: „Ach, wie bin ich ein Sünder! Ach, daß alle Erschaffenen für mich zu Gott weinten! Doch dieser wären noch zu wenig, wenn sie schon unzählbar sind. Nein, nein, ich habe wider den Unendlichen gesündigt, und der Unerschaffene (verzage nicht, Seele!), der Unerschaffene weinet für Dich. Er liegt in der fürchterlichsten Nacht vor seinem unerbittlichen Vater um meinetwillen, ach, um meinetwillen! Aber wer ist er? Wer ist Jener, der in der Nacht dort weint, auf die Erde hin, die sein Wort aus dem Nichts em-

vorhob, daß sie seine Thränen, sein Blut trinke, sein Altar, sein Grab werde? Erde, daß du nicht unter deinem liegenden Gotte vergehst! Die Erde, worauf mein Fuß steht, trank die Thränen des Sohnes, die Thränen für mich; nun reden sie ewig. Gethsemane, schaure vor Gott! Schaue, Gott, auf Gethsemane nieder und die Thränen des Sohnes, die er für mich, ach, die er für mich geweint hat! Wenn er auf Golgatha geht — wer pflanzte diesen verfluchten Baum, der auf seinem zerfleischten Rücken liegt? Und warum goß die Weisheit Gottes in die Eingeweide der Erde so fürchterliches Eisen, das bestimmt ist, die Hände und Füße des schuldlosen Wohlthäters zu durchbohren? Aber Du klagst die Gottheit nicht an; denn Du, Du selbst (ich kann den Gedanken kaum denken) pflanztest den Baum, daß er einst, vom Weltgerichte belastet, Deinem schwankenden Rücken eine gottversöhnende Last wäre; und Deine Hand goß in die finstern Eingeweide der Berge das fürchterliche Eisen, das Deinen Leib durchgraben sollte. Du Liebe, Du Liebe, ich denke diesem Gedanken nach, ich zerfließe in danksagender Wehmuth."

Finden wir hier bereits eine bestimmte Ausprägung der Versöhnungslehre in dem Jünglinge Lavater, die der Grundton seines Christenglaubens bis zu seinem letzten Athemzuge war, so beweiset uns ein Brief an eben denselben Vertrauten zur Genüge, welche feine, unparteiische Selbstbeobachtung und Erforschung seines Herzens ihn schon damals auszeichnete. Er macht darin folgendes Geständniß:

„Wenn ich mich in Ansehung der Triebfedern meiner Handlungen, Worte und selbst der Gedanken aufrichtig und vor Gott untersuche, so muß ich gestehen, daß ich bei Weitem nicht allemal aus wahrer, reiner und aufrichtiger Liebe zu Gott und zu seiner Ehre handle. — Ich merke sehr oft selbstsüchtige Triebe, die die Handlungen auf mich zurücklenken. — Ich zähle dieses unter die eigentlichen, großen Sünden. Die Natur der Religion fordert nicht so fast Äußerlichkeiten, als das Herz. Alle Tugenden, an und für sich betrachtet, sind in der That nichts, als eine körperliche Bewegung, wenn das Herz nicht dabei ist. Ohne das Herz ist die Tugend ein Leib ohne Seele. Damit will ich weit mehr sagen, als nur: mein Herz muß bei der Ausübung einer tugendhaften Handlung in Bewegung, es muß feurig sein. Wir sind nicht nur Menschen — wir sind Christen. — Vernunft und Offenbarung sagen uns, daß, wenn unsere Tugenden einen Werth haben sollen, so müsse Gott ihr Quell, ihre Absicht und ihr Zielpunkt sein*). — Ich gestehe zwar, daß ich z. B. beim Almosengeben selten oder nie etwas Heuchlerisches in mir entdecke, ich empfinde dabei eine so herzliche und innige Freude, ich denke auch dabei meistens wirklich an Gott... Ich verläugne die Gnade Gottes, die an mir arbeitet, in vielen andern Stücken gar nicht. Aber ich bemerke in meinen Reden, besonders wenn ich etwa in der Gesellschaft eines Andern als bei Dir bin, nicht die Aufrichtigkeit, die vor Gott gilt, und die ich mir selbst wünsche. — Ich bediene mich vieler Redensarten, ich gebe

* An einer anderen Stelle heißt es: „Wenn etwas recht Gutes soll zu Stande gebracht werden, so muß die Liebe das Triebrad sein.“

meinen Worten bisweilen einen solchen Ton und Lenkung, die die Selbstsucht gebiert, und, so versteckt sie auch sein mag, immer auf mich, nicht auf Gott hinzielt. Bisweilen vermischen sich die Triebe der Selbstgefälligkeit so mit den Trieben der Gottesfurcht, daß sie zu gleichen Schritten mit einander fortgehen. Hieraus muß ich den Schluß machen, mein Herz sei nicht rein von Stolz; wenn ich hieran zweifeln wollte, so müßte ich meine starke Neigung zum Zorn, die nichts anders als eine Geburt des Stolzes ist, gar vergessen; ich müßte an den innerlichen Verdruß (den meine Vernunft zwar selbst verabscheut), wenn man mir gewisse Fehler, als Übereilungen, Thorheiten (nicht eben Sünden oder Ungeschicklichkeit), vorwirft, an diesen Verdruß, der etliche Stunden wie ein Feuer unter der Asche glimmt, müßt' ich gar nicht gedenken. — Nicht eine meiner Handlungen wird sein, die nicht eines demüthigen: Herr, erbarme Dich! bedürfe*) u. s. w.

„Ich darf nicht ohne Zittern auf dieser Seite mich ansehen", sagt er in eben diesem Briefe: „Ich bin Kind, Bruder, Freund. Darf ich sagen, daß ich alle meine kindlichen Pflichten gegen meine Ältern ebenso herzlich, freudig und willig beobachte, wie ich wünsche, daß einst meine Kinder ihre Pflichten gegen mich beobachten? Es ist wahr, wenn ich nur ein wenig nachdenke, so kommen mich beinahe keine Pflichten so leicht an, wie die Pflichten gegen meine Ältern; aber es ist auf der andern Seite auch wahr, daß ich die Fehler, die sie etwa, wie

*) Ähnlich bekennt er noch in spätern Jahren: „Alles, was ich thue, rede, schreibe, denke, ist so schwach, so befleckt und sündig, daß ich zu Allem kein anderes Punctum finale weiß, als: Kyrie eleison!

andere Menschen, haben mögen, und deren ich selbst gewiß noch weit mehr habe, nicht mit der Nachsicht ansehe, mit der ich sie billig ansehen sollte, und mit der sie so oft meine eigenen angesehen haben.

„Ich bin Bruder — wenn ich in irgend einer Absicht meine strafbare Unthätigkeit verdammen muß, so muß ich es in dieser. Gott weiß, wie wenig ich für meine Geschwister thue; ich muß mich sehr schämen, wenn ich mich hierüber mit Dir vergleiche, theuerster Freund, treuerer Bruder! wie bald Ungeduld, Wankelmuth, Kaltsinn, Unentschlossenheit, Trägheit — mich davon abhalten, an ihnen zu thun, was ich sollte.

„Ich bin Freund — hier wirst Du glauben, daß ich mir sehr wenig vorzuwerfen habe — ich glaubte es selbst bisweilen — ja ich wünschte, daß ich gegen alle Menschen so gesinnt wäre, wie gegen meine Freunde und insbesondere gegen Dich. — Allein mit einem überhin laufenden, selbstgefälligen Beifall, den man seinen Gesinnungen zollt, zufrieden sein, heißt noch lange nicht gut sein. Ich habe noch mehrere Klassen von Freunden — keinen so nahe wie Dich. Ach, mein Freund! es ist wahr, ich liebe Dich aufrichtig, zärtlich, inbrünstig, daß ich Dich nicht mehr lieben könnte. — Allein, rede ohne Schmeichelei, könnt' ich Dir nicht noch weit, weit mehr nützen? Könnte ich meinen Umgang mit Dir nicht weit christlicher, edler, unselbstsüchtiger machen? Wie wenig können wir uns überwinden, von Jesu und seiner Liebe zu uns zu reden! Wie selten vereinigen wir unsere Seelen mit reiner, Gott gefälliger Aufrichtigkeit, ihm zu leben, Alles, was wir thun, reden und denken, zu seiner Ehre zu thun, zu reden und zu denken! wie selten beten wir miteinander!"

Sehr ersprießlich scheint um diese Zeit für Lavater auch der Umgang mit einem älteren Pfarrer zu Küßnacht gewesen zu sein. Wenigstens berichtet er einem seiner Freunde von einem Besuche, den er dort gemacht habe, und bemerkt dabei: „Wir haben noch Vieles von der Gottheit Christi geredet, und er hat mich ungemein gestärkt. Paulus, sagt er, setzte die Abgötterei darein, wenn man denen göttliche Ehre erweise, die von Natur nicht Götter seien. Wenn nun der Sohn Gottes nicht göttlicher Natur wäre, so hätte er sich selbst der Abgötterei schuldig gemacht. Das gefällt mir wohl, ich hab' es noch nie gehört. Ich habe Dir Solches mit Fleiß zu unserer beiderseitigen Stärkung des Glaubens an die Gottheit Christi geschrieben, und will, wenn ich fleißig die Bibel lese, die Wahrheit noch deutlicher zu beweisen suchen. Ich habe mein Herz ganz diesem Manne geoffenbaret. Er meint, die Gnade Gottes fange wirklich mit Macht an, an mir zu arbeiten."

Nachdem Lavater zu Ende des Jahres 1759 in die theologische Classe aufgenommen war, hielt er 1761 als Studiosus seine erste Übungspredigt. Zum Texte hatte er die Worte aus dem Prediger Salom. 7, 3: „Es ist besser, man gehe in das Trauerhaus, als in das Trinkhaus; denn daselbst siehet man das Ende aller Menschen." Er nahm daraus Anlaß, von dem Nutzen der öftern Betrachtung des menschlichen Endes zu sprechen, und beurkundete bei dieser Gelegenheit sein seltenes Talent für Kanzelberedsamkeit, sowie seine Gewandtheit in der schnellen Benutzung unberechenbarer Umstände, die selbst dem Geübteren oft mangelt, durch eine be-

merkenswerthe Probe. Eben hatte er nämlich die Worte gesprochen: „Wir haben hier keine bleibende Stätte, wir sind nur Gäste und Fremdlinge auf Erden, und die Stunde des Todes wird gewiß nicht ausbleiben. Sind nicht alle unsere Augenblicke gezählt, und legen wir nicht mit jedem Augenblicke einen Schritt nach der Ewigkeit zurück?" In demselben Augenblicke schlug die Uhr. Lavater hält mit seiner Rede inne, bis der Glockenschlag verhallt ist, und fährt dann mit erhöhtem, feierlichem Ernste fort: „Hört, Brüder! nun auch diese Stunde wieder dahin, ja auch diese wieder dahin, wir Alle unserm Ende wieder eine Stunde näher!" ꝛc.

Im Frühling des Jahres 1762 wurde Lavater nach Vollendung seines theologischen Cursus in das Ministerium aufgenommen, d. h. er wurde zum geistlichen Stande geweihet. Mit welchen Empfindungen er die Weihe empfangen, und welche hohe Begriffe er von der Verantwortlichkeit seines Berufes hatte, sagen uns die Herzensergießungen an seine Freunde aus dieser Zeit. So heißt es z. B. in einem Briefe an Heinrich Heß: „Die Hauptverpflichtungen, die mein Beruf von mir fordert, sind gedoppelt: die Verpflichtung zur wissenschaftlichen Kenntniß, und die zu einem exemplarischen Betragen, das sich vor der gemeinen Tugend des besten Christen, wie natürlich, auszeichnen soll." Dabei gesteht er, daß seine wissenschaftliche Bildung noch sehr mangelhaft, sehr mittelmäßig, und er noch gar sehr weit von der sittlichen Vollkommenheit eines würdigen Geistlichen entfernt sei. Dann fährt er fort: „Ich will mich demüthig vor meinem Schöpfer und Erlöser nie-

derwerfen; ich will mich aufrichtig entschließen, nach der höchsten Vollkommenheit zu streben, niemals stille zu stehen, niemals müde zu werden, Gott in allen Dingen zu ehren, kein Knecht der Menschen noch mein eigenes Ziel zu sein. Besonders will ich mich mit der Gnade Gottes befleißigen, alle meine Handlungen nach der schweren Regel Pauli: „Alles, was nicht aus der Überzeugung, daß es gut sei, geschieht, das ist Sünde", zu prüfen." Und kurze Zeit darnach schreibt er an Felix Heß: „Wie? hast Du heute gepredigt? Und ist es Dir glücklich gegangen? Ohne Zweifel. Ach, denke, was es sei, in Gottes Namen mit unsterblichen Wesen reden. Immer sei Pauli Grundsatz auch der Deinige: „Wir predigen nicht uns selber, sondern Jesum Christum, daß Er der Herr, wir aber um Christi willen Knechte seien."

Zweites Capitel.

Lavater's kühnes patriotisches Auftreten gegen einen ungerechten Landvogt.

„Selber schuldig ist der That,
„Wer nicht straft die Missethat."

Der von Natur furchtsame und unter der strengen Ruthe der launenhaften Mutter noch schüchterner gewordene Knabe war nunmehr zum Jünglinge herangewachsen. Mit den Kinderschuhen hatte er auch Manches abgethan, was kindisch war, allein eine große, unüberwindliche Furchtsamkeit in physischen Gefahren war geblieben, und hat ihn auch sein ganzes Leben hindurch nicht verlassen. Schon durch das Wanken eines Wagens, durch das Schaukeln eines Schiffes konnte er in die peinlichste Angst versetzt werden. Um so anerkennenswerther ist ohne Zweifel die außerordentliche Entschlossenheit seines Charakters, ja der Löwenmuth, wodurch er jederzeit in allen Fällen, wo das Gewissen Forderungen an ihn stellte, sich so rühmlich auszeichnete, und wovon er schon in seinem 21. Lebensjahre eine Probe ablegte, die um so bemerkenswerther ist, als

sie uns seinen feurigen Gerechtigkeitssinn und seinen innern Drang, der leidenden Unschuld und der Wahrheit zum Siege zu helfen, auf eine glänzende Weise bethätigt.

Lavater hatte viel gehört von den schreienden Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, die sich der züricherſche Landvogt Felix Grebel zu Grüningen erlaubt hatte. Lagen dieselben auch offenbar vor Jedermanns Augen, und wurden die Klagen darüber auch immer allgemeiner, so wagte doch Niemand, wider sie öffentlich aufzutreten. Denn schwer waren sie vor Gericht zu beweisen, und überdies schien der Ungerechte durch manche hohe Verbindung geschützt zu sein. War er ja der Schwiegersohn des regierenden Bürgermeisters und ohnehin jetzt selbst ein Mitglied der züricherschen Regierung geworden, unter welcher die Landvogtei Grüningen stand. Doch Lavater's reines Gemüth verabscheute die Ungerechtigkeit, deren er sich selbst unfähig fühlte, zu sehr, und sein lebendiges Gefühl für die unterdrückte Unschuld war zu tief verletzt, als daß es ihn hätte sollen schweigen lassen. Auch er sah sich indeß durch manche Verhältnisse und Rücksichten, besonders auch durch die nahe befreundete Stellung seiner Ältern zu dem würdigen Bürgermeister, vielfach gebunden. Auf dem geraden legalen Wege der öffentlichen Anklage vor Gericht konnte er deshalb mit Aussicht auf Erfolg nicht wohl vorgehen. Unter Berücksichtigung aller obwaltenden Umstände glaubte er daher die erzielte Abhülfe allein auf folgende Weise suchen zu müssen. Im Einverständnisse mit seinem Freunde Heinrich

Füßli wendet er sich unter dem 27. August 1762 in einem nur mit J. C. L. unterzeichneten Briefe an den Landvogt selbst. Wie mit einer Donnerposaune ruft er ihm alle seine Bedrückungen in den derbsten Ausdrücken in's Gedächtniß zurück, ob es ihm etwa gelingen möchte, ihn aufzuschrecken, daß er erwache von seinem Taumel und Rausche, seine Ungerechtigkeiten nach Möglichkeit vergüte, und so alles Weitere überflüssig mache. Zur Bezeichnung des Tones dieses Sendschreibens mögen einige Hauptstellen daraus dienen. „Mit Zittern ergriff ich die Feder, an Dich zu schreiben, Tyrann, Bösewicht, Heuchler, ungerechtester aller Richter, Gottesspötter, Meineidiger, Dich zur Gutmachung der Ungerechtigkeit, die noch möglich ist, aufzufordern. Kaum kann ich mich enthalten, einen andern Weg mit Dir einzuschlagen, der für Dein böses Gewissen noch schrecklicher wäre. Doch ich will einmal die gelinden Mittel versuchen. Erkenne einmal und bereue, Unglückseliger, das schwarze Register Deiner Bosheiten. Siehe die Thränen und das Elend und den Jammer, den Du über ein ganzes Volk ausgegossen. Laß einmal, Verstockter, das laute Rufen, das himmelschreiende Wehklagen, das so viele von Deiner Bosheit Gedrängte, Unterdrückte, Armgemachte, Vervortheilte Tag und Nacht wider Dich ausstoßen, zu Deinen Ohren dringen. Kannst Du das Elend ansehen, wovon Du der Vater bist, ohne vor Dir selbst Dich zu entsetzen, Dein Herz zu zerreißen, Dein ungerecht gesammeltes Gut mit tiefem Abscheu anzusehen, und Dich (wenn Dein Herz nicht zur Unverbesserlichkeit ausgeartet) zu entschließen,

Deinen Raub den seufzenden, unschuldigen Schafen zurückzugeben? — Meinst Du denn, Unmensch, daß Gott noch lange zusehen werde? Nein, das Urtheil ist bestimmt, die Zeit seiner Rache eilet, sie entblößt ihren Arm wider Dich, denn sie ist Deiner Ungerechtigkeiten von Herzen müde. Doch vielleicht kannst Du ihr zuvorkommen, und den Arm, den sie über Dich ausgestreckt hat, zurückhalten. Gehe, eile, erstatte. Und was Du nicht mehr den Bedrängten erstatten kannst, das gib den Armen; so werden auch sie ihre Hände gen Himmel erheben, ob sich Gott noch Deiner erbarmen und Dich mit seinen Gerichten verschonen möchte. Wirst Du aber meine Warnung verachten, so wird über Dich kommen, was Du nicht glaubst; so will ich und andere wackere Bürger wider Dich aufstehen, Deine Ungerechtigkeit öffentlich ausrufen, alle Bedrängte mit Namen auffordern, und Rache wider Dich begehren." Hierauf hält ihm Lavater seine Ungerechtigkeiten einzeln vor, und fährt dann fort: „Ich gebe Dir zwei Monate Zeit; gib ein Zeichen des Lebens von Dir. Entweder gib Deinen Raub zurück, oder erwarte Deine Gerichte. Ich beschwöre Dich, diesen Brief denen zu zeigen, die Dir Recht verschaffen können, wenn Du unschuldig bist. Fordere mich, ich beschwöre Dich, in Zeit von vierzehn Tagen durch die öffentlichen Blätter auf, Du wirst mich zu jeder Genugthuung bereit finden. Forderst Du aber nicht Rache wider mich und gibst Deinen Raub nicht wieder, so ist, ich wiederhol' es, Dein Urtheil unwiderruflich gesprochen. Du sollst, so wahr Gott lebt, mit äußerster Schande gebrandmarkt,

ein Opfer der Gerechtigkeit werden. Verlaß Dich nicht auf das Ansehen Deines ehrwürdigen, von Dir so oft geschmähten Schwiegervaters. Es soll Dir nicht helfen; er ist zu großmüthig, Dir zu helfen, zu groß, 70 Jahre voll Redlichkeit einem Bösewicht aufzuopfern, der, leider! so nahe verwandt ist. Noch einmal: zwei Monate gebe ich Dir Zeit. Du wirst gewogen, siehe zu, daß Du nicht zu leicht erfunden werdest!"

Da der Landvogt während der ihm gesetzten Frist kein Lebenszeichen von sich gab, so schrieb Lavater am 21. October eine Klageschrift unter dem Titel: „Der ungerechte Landvogt oder Klagen eines Patrioten", ließ sie drucken und darauf in den letzten Tagen des Novembers die Exemplare versiegelt und adressirt, doch ohne seine Namensunterschrift, bei Nacht vor oder in die Häuser der wichtigsten Regierungsmitglieder legen.

„Wehe mir", so beginnt die Schrift, „daß ich unter einem Volke wohne, unter dessen Landvögten Tyrannen sind, und dessen Richter die Ungerechtigkeit zudecken! Wer wird meine Klage hören, und mir Recht schaffen? Will denn Niemand aufstehen und Rache fordern? Ist denn kein Patriot mehr in Zürich? Keiner, dem die Ungerechtigkeit zu Herzen gehe, unter denen, die von Helden abstammen, und deren Väter Bürger? Ja, zerreißet nur diese Klagen, gebet meine Thränen dem Feuer: die Wahrheit bleibt unverbrennlich, und das Feuer wird das Laster des Bösewichts nicht verzehren." Nachdem dann des Landvogts Name genannt, seine Schandthaten näher bezeichnet, mehre Regierungsglie-

der namentlich angeredet sind, heißt es weiter: „Darf ich Gerechtigkeit von Euch erwarten? Ja, ich darf es! Ihr seid es dem Staate, Ihr seid es Gott, Ihr seid es Euch selbst schuldig. Seid Männer, seid Bürger, seid Väter des Staats. Ich lege meine Klagen zu Euern Füßen. Ihr werdet verhüten, daß sie nicht unterdrückt werden.“

Man wird sich unschwer vorstellen, daß die Sache die größte Sensation machte, und die verschiedenartigste Beurtheilung fand. Die Einen lobten den patriotischen Muth, die Andern, und unter ihnen besonders mehre Regierungsglieder, tadelten das „unordentliche und illegale“ Verfahren, und schalten es wohl gar ein Bubenstück und die Klagschrift ein Pasquill. Selbst im väterlichen Hause bekam Lavater manches mißliebige Urtheil zu hören. Der Verfasser war und blieb zwar jetzt noch unbekannt, aber bei der ganzen Sachlage ließ es sich doch nicht füglich mehr vermeiden, die Sache vor den Rath zu Zürich zu bringen. Und zur Ehre des Magistrates muß gesagt werden, daß die Gerechtigkeit über die Familienrücksichten den Sieg davontrug. Die Untersuchung der Sache wurde beschlossen. Am 4. December erging demnach eine öffentliche Aufforderung des Rathes an den unbekannten Verfasser der Klagschrift, binnen Monatsfrist sich zu melden und seine Klagen erweislich zu machen, „zu welchem Ende hin er sich alle Hochobrigkeitliche Justiz zu versprechen und zu versichern haben solle“; falls er sich aber binnen obbestimmter Zeit nicht selbst anmelden würde, so würde

man dann zumal alle möglichst dienenden Mittel und Wege einschlagen, um ihn zu entdecken, und sein ungesetzmäßiges und strafbares Verfahren zu gebührender Verantwortung zu ziehen. Zugleich wurde Allen und Jedem, so diesfalls bedrängt und beschwert zu sein glaubten, bekannt gemacht, daß sie ihre vermeint habenden Beschwerden bei einem der Herrn Bürgermeister eingeben und sich anmelden sollten, wo ihnen mit aller obrigkeitlichen, billigen und rechtmäßigen Hülfshand zur Abhebung derselben bereitwillig werde entsprochen werden, und sie die genaue und unparteiische Administration der Justiz zu erwarten haben sollten. Gleichzeitig erhob — frech genug — auch der Landvogt bei dem Rathe eine Klage wider die Schmähschrift, wie er die Klageschrift nannte. Daß es Lavatern bei diesem Verlaufe der Sache, wie erwünscht er ihm auch sein mußte, doch zuweilen etwas beklommen um's Herz ward, wird man begreiflich finden. Konnte er doch nicht ohne einige Besorgniß an den Eindruck denken, den es auf seine Ältern machen werde, wenn es nun werde offenbar werden, daß ihr Johann Caspar der Anstifter und Urheber dieses kühnen Wagestücks sei. Aber dennoch galt's bei ihm kein langes Besinnen, ob er muthig und unerschrocken zu der Sache der Gerechtigkeit stehen solle. Er richtete deswegen unverzüglich, jedoch natürlich noch anonym, eine Zuschrift an sämmtliche Vorsteher und Gemeinden der betreffenden Landvogtei, sowie auch an den neuen Landvogt, den Nachfolger Grebel's, worin er sie aufforderte, mit ihren Klagen nunmehr einzukommen.

Schon nach zehn Tagen hatten sich bei dem Bürgermeister Escher an zwanzig Parteien gemeldet und Schutz und Recht begehrt. Inzwischen wurde eine Commission von sechs Mitgliedern des Raths ernannt, welche die Kläger verhören sollte. Auf den 20. December war ihre erste Sitzung anberaumt. Um einer allzu großen Überraschung der Ältern vorzubeugen, und das ihm drohende Ungewitter soviel als möglich abzulenken, hatte sich Lavater dem würdigen Antistes Wirz, der großen Einfluß auf dieselben hatte, zuvor mit der Bitte entdeckt, sie auf das Bevorstehende vorzubereiten. Der liebevolle Mann übernahm das mit Freuden. Hören wir, auf welche Weise er's ausführte: „Ich komme", sagte er zu den schon Schlimmes ahnenden Ältern, „Ihnen von Herzen Glück zu wünschen zu einem Sohne, der durch seinen Eifer für Gerechtigkeit nicht erst groß werden wird, sondern schon groß ist. Freuen Sie sich, Herr Doctor, eines solchen Sohnes, der spricht, wo Niemand zu sprechen wagt. Die Gerechtigkeit, für die ihn ein reiner Eifer erfüllt, wird ihn mit ihren Flügeln bedecken." Dies war denn auch vom besten Erfolge, vornämlich bei der Mutter, daher sie, als ihr Sohn bald darauf zu Hause kam, ihn mit einer Würde und Freundlichkeit empfing, die er bis an sein Lebensende nicht vergessen konnte. „Hans Caspar", sagte sie, „ich weiß, Du hast die Sache nicht ohne Gott und Gebet angefangen, und Gott wird Dir sie auch vollenden helfen."

Die beiden Jünglinge, Lavater und Füßli, erschienen jetzt vor der Commission, und nannten sich als die

Verfasser der Klageschrift. Der Wortführer der Commission machte zwar anfänglich einen Versuch, mit seiner Donnerstimme und einer starken Portion Grobheit die Jünglinge einzuschüchtern und zu schrecken. Die aber standen wie Männer und Helden *) fest und furchtlos zu ihrer Sache, oder vielmehr zur Sache der Unschuld. Den voraussichtlichen Vorwürfen darüber, daß sie sich nicht am gehörigen Orte mit ihrer Klage gemeldet, wußten sie bestens zu begegnen, sowohl mündlich, als auch in einer in der Sitzung überreichten vortrefflichen Bittschrift, worin des Weitern ausgeführt wird, wie sie sich ihres allein von reiner Menschenliebe dictirten, von aller persönlichen Rachbegierde unendlich entfernten, sowohl dem Vaterlande überhaupt, als auch so vielen Bedrängten und Vervortheilten insbesondere so nützlichen Unternehmens keineswegs zu schämen hätten, wie sie aber gleichwohl in aller Demuth bekennen müßten, daß sie anfänglich allerdings einen ungewöhnlichen und vielleicht auch ungesetzmäßigen Weg eingeschlagen hätten, der ihnen aber schon um deßwillen nöthig geschienen, weil sie, in Anbetracht ihrer Jugend und Lage, hätten besorgen müssen, sonst niemals zu ihrem Zwecke zu gelangen. Wie sie nun dieserhalb hierdurch wollten Abbitte gethan haben, auch nicht minder den guterachteten Strafen mit aller Ehrerbietung sich

*) Es ist charakteristisch für Lavater, daß er am Morgen dieses Tages noch ruhig eine Predigt hielt, die er übernommen hatte, noch ehe sein Name als Verfasser der Klagschrift bekannt und die Sitzung der Untersuchungscommission angesetzt war.

zu unterziehen bereit wären, so verhofften sie nichtsdesto-weniger, die Commission werde mehr die Gerechtigkeit ihrer Sache, die Reinheit ihrer Absichten, als ihre anfänglich fehlerhafte Verfahrungsweise betrachten. Die vorgebrachte Klage selbst anlangend, konnte es ihnen nicht schwer fallen, sie auf das Bündigste zu erweisen, zumal ihr Wohlbegründetsein ja ohnehin durch die anderweit eingegangenen Klagen hinlänglich dargethan und außer Zweifel gesetzt war. Genug, der weitere Verlauf der Untersuchung rechtfertigte die muthvollen Kläger auf das Vollkommenste, machte aber auch dem Gerechtigkeitssinn des züricherschen Rathes alle Ehre. Den Landvogt, der übrigens schon beim Beginn der Untersuchung sein Heil in der Flucht gesucht hatte, traf eine angemessene Strafe, und das unrecht erworbene Gut wurde, soviel thunlich, erstattet. Entging nun Lavater auch nicht dem Tadel, das Recht zu Anfang auf unrechte Weise gesucht zu haben, und mag auch die Sprache, die er führte, nicht durchweg gebilligt werden können, nichtsdestoweniger erfocht er einen herrlichen Triumph seines Muthes, seiner Wahrheits- und Gerechtigkeits-, seiner Vaterlands- und Menschenliebe, der dadurch noch mehr verherrlicht wurde, daß ein anderer Regierungsbeamter, der sich auch nicht rein wußte, durch den Vorfall und seinen Ausgang so geschreckt ward, daß er aus freiem Stücke mehre tausend Gulden ungerecht erworbenen Gutes wieder zurückerstattete.

Solchergestalt wurde durch diese muthige, reformatorische That Lavater's Name in sehr weiten Kreisen

ehrenvoll bekannt. Als später (1777) Goethe von ihr hörte, wurde er dadurch so enthusiasmirt, daß er an Lavater schrieb: „Du braver Geistlicher, Du theurer Mann! Eine solche That gilt hundert Bücher, und wenn mir die Zeiten wieder auflebten, wollt' ich mit der Welt mich wieder aussöhnen."

Drittes Capitel.

Lavater's Reise in das nördliche Deutschland und sein Aufenthalt bei Spalding.

„Die Weisheit erhöhet ihre Kinder, und nimmt die auf, die sie suchen." (Sir. 4, 12.)

Um den engen Kreis seines Lebens zu erweitern, und im Umgange mit edeln Menschen sich auf die künftige Führung seines Amtes gründlichst vorzubereiten, unternahm Lavater, bald nach den im vorhergehenden Capitel berichteten Vorfällen, eine Reise durch Deutschland. Seine Ältern hatten dazu ihre Zustimmung um so williger gegeben, als auch Bodmer und Breitinger dringend dazu gerathen hatten, und sie nach den letzten Vorgängen ohnehin eine zeitweilige Entfernung ihres Sohnes für rathsam betrachteten, da nicht wohl anzunehmen war, daß die hohen, einflußreichen Verwandten des mit weniger Mäßigung angegriffenen Landvogts den kühnen Jüngling seinen Sieg so ruhig würden genießen lassen. Der Hauptzielpunkt seiner Reise war Barth in Schwedisch-Pommern, zu dem Präpositus Spalding, einem zwar nichts weniger als streng bibelgläubigen, aber durchaus redlichen, edelsinnigen, milden

Mann von den reinsten und liebenswürdigsten Sitten, den er aus dessen Schriften als einen der würdigsten Diener Christi hatte kennen und hochschätzen gelernt. Dieser schien ihm daher ganz der Mann zu sein, um im Umgange mit ihm und durch die Anschauung seines Vorbildes den hohen Begriff von der Menschheit, den Lavater in sich trug, zu nähren und zu kräftigen, und die erstrebte Ausbildung zum Geistlichen zu vollenden. Begleitet von Felix Heß, der mit ihm einen Beruf, ein Streben, mithin einen Zweck der Reise theilte, sowie von Heinrich Füßli, der gleich ihm ein ordinirter Geistlicher war, und dessen Ältern für rathsam erachteten, die ungestüme Hitze der so lebhaften und reizbaren Phantasie ihres Sohnes durch diese Reise etwas abzukühlen, trat er am 8. März 1763 die Reise an. Die Reisenden nahmen ihren Weg über Winterthur, wo der Professor Sulzer, von dort stammend und seit 1747 in Berlin domicilirt, jetzt aber zum Besuch in seiner väterlichen Heimath, ihnen sich anschloß, und ihnen schon dadurch sehr nützlich ward, daß er ihnen unterwegs aller Orten zu vielen Bekanntschaften mit den Edelsten jener Zeit verhalf. Von da ging's über St. Gallen, Lindau, Augsburg, Nürnberg und Leipzig. Überall wurden die ausgezeichnetsten Männer aufgesucht, am letztgenannten Orte auch namentlich der gelehrte Ernesti, der fromme und liebenswürdige Gellert, der rechtschaffene Zollikofer, der geistvolle Oeser u. A. In Magdeburg, wohin sie weiter zogen, machten sie Gleim's Bekanntschaft, dessen feuriger Geist unsern Lavater außerordentlich anzog. In Berlin,

wo sie ungefähr einen Monat sich aufhielten, und an Sulzer einen liebreichen Mentor hatten, suchte Lavater den Umgang mit dem Hofprediger Sack, mit dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn, mit Ramler u. A., und verdankte ihnen, wie er selbst dankbar gesteht, manche Aufschlüsse über die wichtigsten Wahrheiten der Religion. Auch erwarb er sich hier eine größere Gewandtheit des Umgangs, die ihm nachher in einem so hohen Grade eigen war, und ihm so sehr zu Statten kam. Schon jetzt aber erschloß er sich überall leicht Aller Herzen, denn, schlecht und recht als ein ächter Schweizer, sprach er stets mit einer unbeschreiblich liebenswürdigen, anschließenden Offenheit und mit natürlichem Freimuth, ohne dadurch der Bescheidenheit den mindesten Abbruch zu thun. Den Aufenthalt in Berlin suchte er auf's Beste zu nutzen, und nie ging er eher zur Ruhe, als bis er das Wichtigste, was er den Tag über bemerkt und gelernt, aufgezeichnet hatte. Trefflich kam ihm hier das ausgezeichnete Kunstgenie seines Freundes Füßli zu Statten, und gab seinem Sinne für die bildenden Künste beim Anschauen und Beurtheilen der großen Meisterwerke, woran Berlin so reich ist, viel Nahrung.

So angenehm und lehrreich der Aufenthalt in Berlin unserm Lavater aber auch war, so ekelte ihm doch auch wieder vor dem Schwindelgeiste, der dort herrschte, vor der Pracht, die so viele Wüsten der Armuth verdecken sollte, vor dem Siegel der Unzufriedenheit und Blasirtheit, welches auf so viel hundert Stirnen gedrückt war. Besonders die heilige Charwoche feierte er da-

selbst sehr gedrückten Herzens. Er spricht dies in einem Briefe an Heinrich Heß, vom Hohendonnerstage datirt, unter Anderem so aus: „Du weißt, mein Allerliebster, wie gern ich allezeit und mit welch' heiligem und himmlischem Vergnügen ich die heiligen Festtage im süßen Schooße Deiner Freundschaft gefeiert habe. Jetzt denk' ich daran, und mein Herz weint und ist tief in sich selber betrübt. Tausend Gedanken und Empfindungen drängen sich in meine Seele, und ich habe keinen Freund bei mir, dem ich sie entdecken dürfte, keinen Heinrich Heß, dessen Herz eins mit dem meinigen ist, der mit mir dem Lamme, das erwürgt ist, Loblieder singt. Ach, wieder eine Charwoche, ein Hoherdonnerstag! welche werd' ich einmal recht freudig, recht christlich feiern! Ich erliege unter mir selbst; mich umringt die Zerstreuung." Er schildert dann in ergreifenden Worten die Gemüthsverfassung der meisten Menschen an Festtagen, und ruft dabei aus: „Es ist schrecklich, wie unempfindlich wir bei den wichtigsten Wahrheiten der Religion sind. Man darf ihrer mit keinem Worte gedenken, ohne lächerlich zu werden. Man schiebt ihre Betrachtung auf die Festtage, und an den Festtagen spricht man: Ein Christ muß diese Wahrheiten alle Tage betrachten, und sie nicht auf die Festtage verschieben. So ist man alle Tage von dem vernünftigen Nachdenken frei."

Am 3. Mai 1763 verließ Lavater mit seinen beiden Reisegefährten die königliche Residenzstadt und eilte ohne weitern Aufenthalt nach Barth, wo sie Spalding mit offenen Armen erwartete. Mit großen Erwartungen

war Lavater dahin gekommen, aber er fand sie alle weit übertroffen. Schon am 5. Mai berichtet er an Sulzer: „Wir sind hier bei Ihrem und unserm würdigen Freunde so vergnügt, so selbst über unsere hohen Erwartungen glücklich, daß uns keine Wünsche mehr übrig bleiben.“ An seine Ältern dagegen schreibt er:

„Das einzige Mißvergnügen ist die Empfindung der mir unter den Händen so schnell entfliehenden Zeit. Doch, wenn ich denke, daß, indem meine Zeit hier entflieht, die Zeit der Rückkehr in mein Vaterland sich nähert, so verliert sich das Unangenehme dieser Empfindung. Spalding fragte mich, ob wir auch in Allem zufrieden wären, wir sollten ihm doch freimüthig Alles sagen. Ich dankte ihm und sagte, wie es mir um's Herz war, daß ich und meine Freunde gar nichts Besseres in keiner Sache wünschten, und daß Alles die Vorstellungen, die man uns von hier machte, sehr weit überträfe. Er ist so zärtlich gegen uns, daß er schon mehr als einmal sagte: „Ich darf gar nicht an Ihre Abreise gedenken. Ach, wie wird mir zu Muthe sein, wenn ich auf einmal wieder in meine vorige, immer einförmige, stille und von meinen Vertrauten entfernte Einsamkeit zurückgesetzt werde!“ — Könnt' ich, ich würde Ihnen recht viele Besuche machen, und Ihnen, wie ein Bienchen, das Süße mitbringen; itzt muß ich Alles in meine Zelle legen und bis auf meine Zurückkunft aufbehalten; wie manche angenehme Stunde, die ich hier hatte, will ich Ihnen mitbringen! Ich habe an Herrn Spalding Alles und in gewissen Stücken noch mehr gefunden, als mich alle Vorstellungen, die mir seine Freunde und seine Schriften von ihm machten, hoffen ließen. Wir sind so genaue und so eigentliche Freunde, daß er nichts Geheimes hat, das er mir nicht ent-

deckte, seine eigenen Fehler und Schwachheiten nicht ausgenommen. Ich darf auch mit ihm reden, so vertraut ich will."

Und bei einer andern Gelegenheit versichert er: „Die Einsichten dieses großen Mannes, der durchaus reine, zierliche, immer zuverlässige und erhabene Geschmack, der sich in allen seinen Reden und in seinem ganzen Wesen noch leuchtender und mannigfaltiger, als in seinen unsterblichen Schriften, zeigt, seine tiefe, vielumfassende, wohlgewählte Gelehrsamkeit, und überdies sein erhabenes moralisches Gefühl, seine edle Heiterkeit und die unveränderliche Übereinstimmung aller seiner Gesinnungen, die seltene, ungekünstelte, herzöffnende Vertraulichkeit und Einfalt seines ganzen Charakters leuchteten uns so stark, so in ihrer ganzen Klarheit ein, daß wir uns innig freuten, bei einem so außerordentlichen Manne uns ausbilden zu können."

Wir werden Lavatern gewiß gern glauben, wenn er rühmt, daß er sich dort vorzüglich wohl, ja in einem Himmel auf Erden gefühlt habe, und wir begreifen zugleich leicht, daß sein Umgang mit dem seltnen Manne eine höhere Schule der Humanität werden konnte, daß er in dessen anregendem Verkehre seinen Geist immer erweitert und lebhafter zum Guten hingerissen fühlte; daher er denn auch noch in spätern Jahren diese Zeit zu der bildendsten und glücklichsten seines Lebens zählte. Wie sehr aber auch Spalding ihn hochschätzte, soll er selbst (in seiner von ihm selbst verfaßten Lebensgeschichte, S. 66) sagen. Nachdem er hier des Aufenthaltes der drei jungen Männer gedacht und die Eigenthümlichkeiten der beiden andern geschildert hat, fügt er hinzu:

„Dieser so merkwürdige Lavater war damals gewissermaßen das Orakel und der Führer der beiden andern, den sie mit einer beinah kindlichen Art von Werthschätzung achteten, ohne daß er sich davon im Geringsten einiges Ansehen gab, indem immer die innigste brüderliche Vertraulichkeit unter ihnen in der ganzen Art ihres Umganges herrschte. Und schwerlich konnte auch jemals solche Achtung besser verdienet werden. Noch nie hatte ich bis dahin, und ich setze mit Zuversicht hinzu, noch nie habe ich bisher, besonders an Jemand von seinem Alter, eine solche Reinigkeit der Seele, eine solche Lebhaftigkeit und Thätigkeit des moralischen Gefühls, eine solche offenherzige Ergießung der innersten Empfindungen, bei welchen er freilich weniger, als sonst leicht Jemand, zu verhehlen nöthig hatte, eine solche heitere Sanftmuth und Annehmlichkeit im Umgange, kurz, ein so edles, einnehmendes Christenthum kennen gelernt. Und dies ganze warme Leben seines Herzens stand dennoch zu der Zeit so völlig unter der Regierung einer aufgeklärten, überlegenden und ruhigen Vernunft, daß auch nicht die kleinste Spur von einem Hange zur Schwärmerei darin zu finden war. So fand ich Lavatern die neun Monate hindurch, die er in meinem Hause wohnte, und in welchen wir wenigstens ebensoviel Stunden bei als von einander waren."

Man könnte vielleicht aus diesen Worten Spalding's anzunehmen geneigt werden, der junge Lavater habe sich dazumal noch mehr zu jenem Vernunftchristenthum hingeneigt, wie der damalige Zeitgeist es wollte, und wie es auch Spalding zusagte, und er sei etwa erst später zu

der entgegengesetzten, streng bibelgläubigen Richtung gekommen. Davon findet sich aber keine Spur, und schon die im Obigen angeführten Auslassungen Lavater's treten einer solchen Annahme bestimmt entgegen. Ebenso folgende Herzensempfindung, die er am Weihnachtsfeste, das er in Barth feierte, in einem Briefe an Heinrich Heß aussprach:

„Erst dann wird mir das Christenthum recht zum Himmel, wenn ich seine Göttlichkeit mit einem so gleich denkenden Christen, wie Du, mein Heinrich Heß, bist, zugleich empfinde, und erst dann wird mir die Freundschaft süß, wenn das Christenthum die Seele davon ausmacht.

„Ich sehe Dich jetzt, mein Theurer! in stillen Anbetungen zu den Füßen des Erlösers sitzen, und Dein Herz ganz vor ihm ausschütten; ich thu' es im Geiste mit Dir; und wie entzückend ist nicht dieser Gedanke für meine liebende Seele! Jetzt sieht uns beide unser Mittler. — Er sieht uns und unsere künftige nähere Gemeinschaft mit ihm. Das freut ihn mehr noch als uns selbst; das gehört mit zu dem Lohne seiner Erniedrigung.

„O mein Freund! wieviel denk' ich bei diesem Worte! — Jesus leerte sich selbst aus! Was muß der Mensch für ein wichtiges Wesen in Gottes Augen sein! Wie erhaben sollte uns unsere Bestimmung dünken! Der Sohn Gottes wird unser Bruder! — Ich will hier unendlich weniger sagen, als ich sagen könnte; Du denkst das Alles von selbst. Nur einige besondere Gedanken, die mir selbst gewissermaßen noch neu sind, kann ich Dir nicht vorenthalten.

„Es ist eine unmittelbare Folge der Menschwerdung Jesu, daß er jetzt noch mit einem zwar unendlich herrlichen, doch

menschlichen Leibe bekleidet ist. Dieser Leib hinderte ihn auf Erden, die unendliche Erkenntniß der Werke Gottes sowohl als seiner Rathschlüsse und seines Wesens beizubehalten, die er unmittelbar noch vor seiner Menschwerdung hatte. Jetzt, da er wieder verklärt ist mit der Klarheit, die er bei dem Vater hatte, ehe denn die Welt war, denkt er wieder die ganze Schöpfung und Gott, seinen Vater, wie kein Endlicher sie denken kann. Er kennet den Vater, wie er von ihm erkannt wird. Sein Leib hindert ihn also nicht an dem unmittelbaren Anschauen der Gottheit. — Unser Leib wird einst dem Seinigen überhaupt gleich sein. Sein Leib ist nicht pro forma — er dient zu seiner Vollkommenheit, zu der nämlich, die er vielleicht nur oder hauptsächlich als Mittler, als Erlöser der Christen nöthig hat. Ohne ihn könnte er wahrscheinlich keine sinnliche Vorstellung von der Welt und den Geschöpfen haben, die vor seiner Mittlerschaft vielleicht keine Vollkommenheit für ihn gewesen wäre. Doch hindert diese hinzukommende Eigenschaft ihn nicht an der unmittelbaren Erkenntniß des unsichtbaren Gottes. Es ist also keine absolute Unmöglichkeit, in einem organisirten, mit Sinnen versehenen Leibe Gott zu sehen. Dieser Ausdruck soll Dich nicht ärgern.

„Vorausgesetzt also, daß die Beschaffenheit und Einrichtung unsers, nach der Finalrevolution unsers Systems erhaltenen, himmlischen Leibes der Beschaffenheit des Leibes Jesu gleich sein werde, so würde uns das auf eine süße Vermuthung (die bei mir etwas mehr als bloße Vermuthung ist) bringen, daß unsere Gleichheit mit Jesu, worauf die Schrift mit so vielem Nachdruck zu dringen scheint, hauptsächlich darin bestehen werde, Gott in seinen Werken, und auch, wenn ich so sagen darf, Gottes Gedanken selbst zu sehen und anschauend zu er-

kennen. Ich nehme es freilich als entschieden an, daß der ewige Vater an sich, und seinem Wesen nach, schlechterdings und ewig unsichtbar ist. Er allein ist absolut unsichtbar, und es ist das eigenthümliche, unmittelbare Vorrecht des eingebornen Sohnes, Gott im genausten und buchstäblichen Verstand zu sehen; darin ist er von allen erschaffenen Wesen unterschieden. Nun glaube ich freilich nicht, daß wir dieses ihm eigenthümlichen Vorrechts jemals theilhaftig werden können, auf die Art nämlich, wie der Sohn Gottes dasselbe besitzt. Soviel aber ist möglich, wir können die Gedanken Gottes selbst in der Seele Jesu Christi gleichsam lesen — Gott in Christo sehen. Ein endlicher Geist ist der anschauenden Erkenntniß anderer Geister fähig; das ist, ich, der ich Dich jetzt nur durch den Leib erblicke, hiermit nicht eigentlich Dich, sondern nur Deinen Leib sehe, kann zu einer anschauenden Erkenntniß Deines Ich, Deiner Seele, Deiner Gedanken und Empfindungen, gelangen."

„Es ist also" — fährt Lavater nach einigen philosophischen Beweisen fort — „möglich, daß die Seele mit allen ihren Gedanken und Empfindungen anschauend erkannt werden kann. Das ist auch von der Seele Christi möglich, die das mit allen andern Seelen gemein hat, daß sie ein einfaches Wesen ist.

„Hier fängt nun meine Seele an, ein göttliches Entzücken zu fühlen. — Ich werde die Seele Christi und in ihr — Gott sehen! Dieses ausgedrückte Ebenbild wird mir der Vater zeigen, den Niemand ohne den Sohn sehen kann. — Wer aber Jesum siehet, der siehet den Vater. Er ist im Vater und der Vater in ihm. — Wir werden ihm gleich sein; wir werden ihn sehen, wie er ist; wir werden erkennen, wie wir erkannt sind; das heißt: die symbolische (an äußere Zeichen gebun-

dene) Erkenntniß wird aufhören, wir werden Gott von Angesicht zu Angesicht sehen."

Auch ist wohl beachtenswerth, daß, als in spätern Jahren die Verschiedenheit der Ansichten beider Männer immer bestimmter hervortrat, das gegenseitige warm schlagende Freundschaftsverhältniß durchaus nicht getrübt wurde. So schrieb Spalding im Jahre 1776 an Lavater: „Wir stehen auf ungleichen Stellen, und müssen also ungleich sehen. Mein Denken ist in einem Gange, aus welchem ich für jetzt nicht herauskommen kann, und eben darum auch Gewissens wegen nicht muß, wenn Sie gleich vielleicht glauben möchten, daß ich es sollte. Es kömmt eine Zeit des Lichts, die uns schon ganz vereinigen wird. Wir wollen zusammen mit treuem Herzen Gott suchen, der die Wahrheit ist, und am Ende werden wir sie in Ihm, obschon auf verschiedenen Umwegen, gewiß finden." Und später (14. April 1777) schreibt Spalding: „Lieber, theurer Freund! bei diesem Namen in seiner ganzen innigsten Bedeutung kann und soll es bleiben, was auch sonst für Entfernungen, allenfalls wirkliche Mißverständnisse zwischen uns sein mögen. Wir haben Beide ein letztes Ziel, dessen bin ich in meinem Herzen und vor Gott gewiß, und dahin werden wir ungeachtet der verschiedenen Wege, die wir vielleicht jetzo gehen, weil wir keinen einförmigen gehen können, am Ende schon wieder zusammenkommen. Wenigstens ist es Trost und Freude für mich, so zu denken."

Die rastlose Thätigkeit, die Lavatern nachmals zu einer so hohen Stufe der Wirksamkeit erhob, zeigte sich auch schon in Barth allezeit geschäftig. Vom frühen

Morgen bis zum späten Abend war er, abgerechnet die Stunden, in denen er sich mit dem geistreichen Spalding auf dessen Zimmer oder auf gemeinsamen Spazirgängen unterhielt, in stetem Umgange mit den besten theologischen, philosophischen und poetischen Schriften. Und nie las er, ohne die Feder in der Hand zu haben, um aus den besten Schriften Auszüge zu machen, oder sein Urtheil darüber niederzuschreiben. Ebenso zeichnete er auch jedesmal den Hauptinhalt der Gespräche Spalding's mit ihm in seinem Tagebuche auf. Auch fallen in diese Zeit seine ersten schriftstellerischen Arbeiten. Denn an den „ausführlichen und kritischen Nachrichten von den besten und merkwürdigsten Schriften unserer Zeit, nebst andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen", die in Lindau, Frankfurt und Leipzig herauskamen, war er ein sehr thätiger, doch anonymer Mitarbeiter. Desgleichen schrieb er damals, gleichfalls anonym, zwei Briefe an den nachmals so übelberüchtigten, lüderlichen, rationalistisch-frivolen, vagabundirenden Partisan der aufklärerischen Revolution, Dr. Bahrdt, wie Hillebrand in seiner Nationallitteratur ihn nennt, der aber dazumal noch die Maske eines Orthodoxen trug. Der Zweck dieser in Breslau im Druck erschienenen Briefe war eine Vertheidigung der vom Fürstlich Carolathischen Hofprediger Krügott verfaßten Schrift: „Der Christ in der Einsamkeit". Die Unverschämtheit, mit welcher Bahrdt die Schrift eines noch lebenden Verfassers, wie er's nannte, „verbessert" herausgab, und mit welcher er zugleich die Grundsätze des Verfassers verdrehte und verfälschte, selbst die christlichsten Aus-

drücke verdächtigte, ja einen Entwurf von dem in der Schrift enthalten sein sollenden Lehrgebäude gab, der gerade das Gegentheil von den darin ausgesprochenen Grundsätzen war, hatte unsern jedes Unrecht tief verabscheuenden Lavater so verletzt, daß er nicht schweigen zu dürfen glaubte, wie verschieden er auch in sehr wesentlichen Hauptsachen von Krügott dachte. Lavater wirft in dem Schreiben an Bahrdt ihm das Unwürdige seines ganzen Verfahrens rückhaltslos vor, wie wir's an ihm bereits gewohnt sind. „Es kommt mir vor", sagt er z. B., „daß Sie recht von Herzen froh seien, wenn Sie eine etwas zweideutige Stelle antreffen, und den Verfasser der abscheulichsten Ketzereien beschuldigen können. Sie haben sich einmal vorgenommen, alle Stellen an die Folter zu schlagen und Ketzereien herauszubringen. Wie wenig Ehre macht das Ihrem Herzen! Wenn ich niederträchtig genug wäre, und eine solche Art von Ketzerriecherei für ein Stück der Religion hielte, so würde ich hundert von Ihren eigenen Stellen eben so mißhandeln können. — — Ich mache mir auch kein Bedenken, Ihnen eine noch weniger schmeichelhafte Zumuthung zu machen: widerrufen Sie Ihre ungeheure Lästerung. Sie sind der Wahrheit und der Menschenliebe dieses Opfer eben so gut schuldig, als ein Dieb die Wiedererstattung der Gerechtigkeit schuldig ist. Geben Sie mir und allen vernünftigen Lesern diesen einzig möglichen Grund, Sie hochzuhalten." Dieser Brief veranlaßte eine höchst unerquickliche litterarische Fehde, die hier aber füglich übergangen

werden kann. Als Curiosum und Zeichen jener Zeit sei nur noch erwähnt, daß Bahrdt in seinen Entgegnungen die Rechtgläubigkeit Lavater's, die er sammt dem wilden Heere der damaligen Aufklärer später so wüthend verfolgte, auf das Gehässigste zu verdächtigen suchte.

Von Lavater's anderweitigen Beschäftigungen in Barth ist noch anzuführen, daß er sich fleißig in poetischen Arbeiten versuchte. Besonders war ihm die geistliche Poesie, die um diese Zeit vorzüglich durch Klopstock einen neuen, bis dahin ungeahnten Aufschwung erhielt, eine Lieblingssache. Wie alle seine späteren poetischen Ergüsse, so bestätigen auch schon seine damaligen das Urtheil des Diakon Schultheß, der bei einer musikalischen Gedächtnißfeier sagte: „Lavater's Leyer war ohne Ausnahme reiner Sittlichkeit geeignet. Auch als Dichter lehrte er stets nur Weisheit und Tugend. Selbst in der fröhlichsten Laune — und Lavater war ein fröhlicher Mensch — ließ er seinen Saiten nie einen Ton entschlüpfen, dem die sittliche Grazie ihr Beifallslächeln versagte." Zur Probe seiner jugendlichen Poesie mag hier ein Gedicht Platz finden, das am 4. September 1763 seiner Seele entquoll, und für seinen schon damals glühenden Missionsdrang ein Zeugniß ablegt.

1. Herr! wie viele Schafe sind,
Die noch keinen Hirten haben,
Die, verirrt, verdorben, blind,
Fern von deinen höhern Gaben,

Deiner, Vater, sich nicht freu'n,
Dir nicht ihre Tage weih'n,
Sich und ihrer Lust nur leben,
Nie vom Staube sich erheben!

2. Niemand führt sie zu der Spur
Deiner süßen Tugendlehren;
Man verschmäht, verdammt sie nur,
Statt zu dir sie zu bekehren.
Niemand, Herr, erbarmt sich ihr!
Leite du sie selbst zu dir —
Vater, treuer Vater, wende
Dich zum Werke deiner Hände!

3. Dir ist ihre Macht bekannt!
Sind nicht aller Menschen Seelen,
Herr, in deiner Vaterhand?
Können dir wohl Mittel fehlen,
Sie zu deinem Gnadenreich
Einzuführen, und, uns gleich,
Aus der Todesnacht zum Leben
Deiner Kindschaft zu erheben?

4. Vater der Barmherzigkeit,
Vater aller deiner Werke!
Mache du ihr Herz bereit,
Daß es auf die Wahrheit merke!
Dein, Herr, ist allein die Kraft,
Die aus Steinen Kinder schafft!
Sprich: es werde Licht! und Wahrheit
Fülle ihren Geist mit Klarheit.

*

5. Willst du dich denn uns allein,
Vater, uns nur offenbaren?
Sollen wir nur Kinder sein,
Die wir, wie sie, Sünder waren?
Womit haben wir's verdient,
Daß dein Sohn uns dir versühnt?
Deine Gnad' ist allen Frommen,
Vater, erst zuvorgekommen!

6. Ach, Herr! so verschmäh' sie nicht!
Sende ihnen treue Lehrer!
Und dein unverfälschtes Licht
Leuchte jedem ihrer Hörer!
Mache dein Erbarmen kund,
Weisheit leg' in ihren Mund!
Laß dein'n Eifer sie regieren,
Völker dir zurückzuführen!

7. Mehre du der Boten Zahl,
Die des Sohnes Reich ausbreiten,
Und zum großen Abendmahl
Heidenschaaren vorbereiten!
Ziehe sie mit Segen an,
Daß ihr Wort nicht fehlen kann,
Daß bald auf der ganzen Erde
Eine Heerd', Ein Hirte werde!

8. Ach, Herr, wann wird dieß gescheh'n?
Wie? — wenn aller Christen Herzen
Dich um diesen Tag anfleh'n,
Wenn sie, voll von Mitleidsschmerzen,

Die die reinste Lieb' erzeugt,
Unablässig, tief gebeugt,
Brüderthränen vor dir weinen, —
Wird dann dieser Tag erscheinen?

9. Laß, o Menschen-Vater, dir
Diese Thränenströme fließen!
Ach, was soll ich, — sag' es mir, —
Thun, daß Christen sie vergießen?
Ich vergösse gern mein Blut,
Käm's den Armen nur zu gut —
Würde freudenvoll mein Leben
Jeden Augenblick hingeben.

10. Noch einmal: erbarm' dich ihr,
Vater, Vater voll Erbarmen!
Locke, Treuster, sie zu dir
Und zu deinen off'nen Armen!
Zeige ihnen auf dem Thron
Ihren Heiland, deinen Sohn —
Daß sie bald zu seinen Füßen
Seinen Gnaden-Scepter küssen!

Schließlich sei noch erwähnt, daß sich Lavater in Erholungsstunden auch gern mit Zeichnen, besonders mit Portraitzeichnen, beschäftigte, wofür er ein ganz entschiedenes Talent hatte, und wobei ihm Füßli, der nachmals den geistlichen Stand quittirte, und sich ganz der Malerei widmete, sehr gute Dienste leistete.

Daß Lavater's Aufenthalt bei Spalding sehr viel zu seiner kräftigen Ausbildung beitragen, daß er sich

durch den täglichen Umgang mit diesem vielseitig gebildeten, klaren, liebevollen, sanften Manne überaus wohlthätig angeregt und gehoben fühlen mußte, stellt man sich vor. Ganz vorzüglich aber hatte derselbe einen großen Einfluß auf seine Bildung zu jener Toleranz, oder, wie man's damals zu nennen pflegte, zu jener Humanität, die er in so ausgezeichnetem Maße besaß, daß er mit vollkommenstem Rechte einer der allertolerantesten Christen und ein wahrer Apostel der Humanität genannt werden darf. Denn hier befand er sich oft in der Lage, seine religiöse Grundanschauung von der des anders denkenden und doch so warm und kindlich verehrten Mannes sehr weit divergiren zu sehen, und das gewöhnte ihn daran, über der Differenz nicht die noch vorhandenen Einigungspunkte zu übersehen, und auch im Andersglaubenden das Treffliche, Wahre und Gute anzuerkennen und hochzuschätzen.

Nach Lavater's Wunsche und Absicht sollte sein Aufenthalt in Barth bis zum Frühjahr 1764 ausgedehnt werden. Da aber inzwischen Spalding einen Ruf zum Consistorialrathe und Propst nach Berlin angenommen hatte, erlitt derselbe eine für ihn unerwünschte Abkürzung. Am 24. Januar 1764 reis'ten demnach Lavater und Heß — denn Füßli hatte den Winter bereits in Berlin zugebracht — von ihrem väterlichen Freunde begleitet, von Barth ab. Abends zuvor aber schrieb Lavater noch in sein Tagebuch: „Aus der Fülle der Empfindungen, die jetzt meine Seele von allem ordentlichen Denken zurückhalten, mein Gott! seufze ich in diesen letzten Stunden meines Hierseins zu Dir mit

kindlichem Herzen. Habe Dank, gütigster Vater, für Deine Leitung! Ich sollte Dir mit Thränen danken, aber ich kann nicht weinen. Du kennst doch mein Herz, und ich werde Dich mein ganzes Leben dafür loben. Laß mich die Weisheit Deiner Vorsehung durch mein Leben preisen. Ach, Vater, laß meine Entschließungen unter keinem Hindernisse wanken; laß mich Dir leben, so lange ich lebe, damit ich Dir sterben könne!"

Bis zum 10. Februar blieb Spalding noch mit ihnen zusammen in Berlin, dann kehrte er noch einmal nach Barth zurück. Lavater schrieb an diesem Trennungstage an seinen geliebten Heinrich Heß: „Spalding hat sich heute aus unseren Armen losreißen müssen, und nun — ach, mit welcher schlagenden Wehmuth muß ich Dir es sagen! — nun sehe ich diesen theuern Mann mit diesen Augen nicht mehr. „„Aber"", sagte er zu mir, „setzen Sie sich, o mein Lavater, über diese kleine Zwischenzeit weg, die zwischen dieser traurigen Stunde und der Stunde unseres Wiedersehens im Himmel hinfließen wird. Wir sind immer bei einander, und keine Entfernung trennt unsere Herzen. Denken Sie, daß wir nur in demselben Hause wohnen. Zürich ist Ihr Appartement und Berlin das meinige."" Ja, glaube mir, Freund, daß ich in meiner Seele kaum Stärke genug finde, dem Gedanken nicht zu unterliegen, Spalding in diesem Leben nicht mehr umarmen zu können. Allein mich tröstet doch die freundliche Bitte nicht wenig, die er in der letzten Stunde unseres Umgangs mit so vielem Interesse wiederholte, daß wir sehr oft an ihn schreiben, so schreiben sollten, wie wir mit ihm reden würden,

und daß wir versichert sein könnten, daß, je mehr wir ihm schreiben, je angenehmer werde es ihm sein. Aber, ach, ich sehe Spalding in meinem Leben nicht mehr! — Dich aber sehe ich wieder, o mein allerliebster unter meinen Freunden auf Erden! Hier schwillt mein Herz zu Empfindungen auf, die noch niemals in mich gekommen sind, — Dich, o mein Geliebter, um den ich so oft unbemerkt seufzend meine Arme ausstreckte, nach dem in stillen Mitternächten mein Auge weinte, dessen Mangel mir nur ein Spalding ersetzen konnte, und auch niemals ersetzt hätte, wenn ich nicht bei ihm von Dir, wie von unserem besten, dritten Freunde, hätte reden dürfen. Heß, o mein Heß, o süßer Name! Dich werde ich wiedersehen, Dich an mein schlagendes, ganz überwallendes Herz drücken, mit Dir von unsrer Freundschaft, unsrer Seele, von unserm Gott und Erlöser, von der Zeit und Ewigkeit reden, mit Dir thun, was recht ist, und mit Dir die Wege der Sünder fliehen."

Am 1. März traten dann die drei Freunde ihre Rückreise von Berlin an. In Quedlinburg brachten sie drei Tage, meist in der Gesellschaft des hochgefeierten Dichters Klopstock, zu. In Braunschweig lernten sie den ehrwürdigen Abt Jerusalem kennen. In Göttingen, wo sie besonders Michaelis und Kästner interessirten, schied Füßli von den beiden Andern, um seinen Weg nach London anzutreten. Lavater und Heß waren nun allein, und das Band ihrer gegenseitigen Freundschaft knüpfte sich auf diesem letzten Theile ihrer Reise noch enger als bisher. Lavater schreibt: „Jetzt fing gleichsam eine neue Epoche unsrer Freundschaft

an. Denn nunmehr sahe sich mein Freund allein an der Hand seines Herzensfreundes, ich mich an der seinigen. Ohne wehmüthiges Zurückwünschen dieser goldenen Stunden kann ich es nicht niederschreiben, was mir da sein redliches, für Wahrheit und Tugend so entschlossenes Herz für große Absichten entdeckte, für mächtige Ermunterungen gab. O, jene Nacht, wo der Mond unsern einsamen Wagen als ein feierlicher Zeuge beleuchtete, die heilige Nacht, wo er meine Hand, die in der seinigen ruhte, mit einer ihm selbst ungewohnten Zärtlichkeit drückte und seine offenen Augen vom Himmel auf mich richtete, und mit einer unaussprechlich herzlichen Stimme die ewig unvergeßlichen Worte sprach: „„Will's Gott, Lavater, wir wollen Alles thun, wir wollen Hand in Hand schlagen, Wahrheit und Tugend unter den Menschen auszubreiten. Wir wollen einander nicht verlassen. Laß uns Ein Herz und Eine Seele — Lavater! Ein Herz und Eine Seele sein!"" Dies ist von den vielen eine einzige von den feierlichen Ermunterungen, die ich dieser edlen Seele zu danken habe."

Am 21. März trafen sie in Frankfurt a. M. ein, wo sie den Einzug des Churfürsten von Mainz zur Kaiserkrönung mit ansahen, und wo Lavater mit Carl Friedrich von Moser Bekanntschaft machte, die nachmals zur vertrauten Freundschaft wurde. Von hier eilten sie über Straßburg und Basel der lieben Heimath zu, wo sie, vielfach bereichert und gehoben durch die Bekanntschaft mit vielen der Edelsten jener Tage, am 26. März 1764 wieder eintrafen.

Viertes Capitel.

Lavater's häusliches Leben.

„Deine Rechte sind mein Lied in meinem Hause.“ (Ps. 119, 54.)

Wenige Tage nach Lavater's Heimkehr in seine Vaterstadt war sein trauter Herzensfreund Heinrich Heß mit seiner Freundin Schultheß vermählt. Täglich sah er hier das häusliche Glück und den Werth der christlichen Freundschaft in der Ehe. Was Wunder also, wenn in seinem lebhaften, tiefsinnigen Gemüthe die Sehnsucht nach einem gleichen Glücke rege wurde? Seine häusliche Lage indessen, die durch die Eigenheiten der Mutter ohnehin oft eine drückende war, stellte der Befriedigung jener Sehnsucht manche Hemmnisse entgegen. Doch er erstürmte nichts, sondern hielt fest an dem Grundsatze, den er einst einem Freunde schrieb: „Wie bange würde mir sein, in die Zeit der Verheirathung hinauszusehen, wenn ich mich nicht auch in diesem Falle auf die Vorsehung verließe, und meiner Ältern Hochzeittext zu meinem Beruhigungsgrunde machte: Habe Deine Lust an dem Herrn, so wird er

Dir geben, was Dein Herz begehrt." Und der Herr hat an ihm auch in dieser Beziehung in herrlichster Weise und weit über Bitten und Verstehen Wort gehalten.

Schon von Barth aus hatte er in einem Briefe an Heinrich Heß, ohne jedoch nur von fern an ein bestimmtes Individuum dabei zu denken, die Eigenschaften bezeichnet, die er von einer künftigen Gattin unbedingt fordern müsse. Er fordere von ihr, sagt er, eben nicht Schönheit noch Amazonenanmuth, nicht Reichthum und auch nicht Gelehrsamkeit; aber Verstand und ein gutes sanftmüthiges, friedsames, uneigennütziges, zärtliches, demüthiges, nicht eitles, zu jeder religiösen Verläugnung bereitwilliges, christliches, aus Gottesfurcht tugendhaftes Herz müsse sie haben, müsse über allen Verdacht des Leichtsinns erhaben, angenehm, freudig, gesund, keine Tändlerin, kein gnädiges Fräulein, keine Romanleserin sein, und mit ihm in dem Plane der Erziehung übereinstimmen wollen. Vor Allem müsse sie aber auch seinen Ältern und er ihren Ältern gefallen. „Ich kann es dann Dir überlassen", fährt er weiter fort, „einmal mit diesem Maßstabe zu messen, und einen Theil von denen, die etwa einmal ein Auge auf mich haben möchten, wegzusondern." Als er dies schrieb, ahnte er aber wohl nicht, daß seiner Zeit Gott den Vertrautesten seines Herzens wirklich zum Werkzeuge gebrauchen werde, um das Wesen ihm zuzuführen, dessen Bild er hier gezeichnet. Und doch geschah es also.

Fräulein Anna Schinz, eines der jüngsten unter den 23 Kindern eines angesehenen zürcherschen Kauf-

manns, des Herrn Obervogts Schinz, war nämlich die intimste Freundin der Gattin von Heinrich Heß. Dieser fand nun beim näheren Umgang mit diesem jungen Mädchen, daß sie in der That jene trefflichen und eben deshalb seltenen Eigenschaften, die sein Freund Caspar von seiner künftigen Ehegenossin begehrte, in sich vereinige, und sagte ihm dies eines Tages gerade heraus. Dies Freundesurtheil war nun allerdings für Lavater ein festerer Grund als alle Speculation, wie sie oft künstlich gemacht, und als alle romanhafte Anwandlung, wie sie oft der Grund von Verbindungen wird. Allein gesehen mußte er die gute Seele, von der er so vieles Rühmliche gehört hatte, doch erst haben, ehe er auf den Antrag des Freundes näher eingehen konnte. Er wollte doch auch in diesem Falle von dem Grundsatze Anwendung machen, den er selbst einmal aufgestellt hatte, jenen Grundsatz nämlich: „Folge deinem Tact, und keines Freundes Beredung.“ Fräulein Schinz wurde also, wie das so zu gehen pflegt, eines schönen Frühlingsabends von Freundin Heß zu einem Spaziergange eingeladen. Dieselbe geht auch hin, ohne natürlich das Mindeste zu ahnen. Nicht lange nachher tritt auch der junge Herr Lavater ein, und seine Erscheinung ist dem jungen Mädchen auch keineswegs unerwünscht, denn sie hätte ihn längst schon gern einmal von Angesicht zu Angesicht gesehen, da sie von seinen ausgezeichneten Eigenschaften schon so vieles Gute gehört, und seit der bewußten Landvogtsgeschichte große Achtung für ihn gehegt hatte. Wer unsern Lavater auch nur halbweges kennt und weiß, wie sehr er überall die offensten Augen

für Menschenbeobachtungen hatte, wird sich leicht sagen können, daß derselbe sie im vorliegenden Falle gewiß nicht zugedrückt haben werde. Aber auch das stellt man sich wohl unschwer vor, daß, als der junge Herr Lavater sich zu Fräulein Schinz setzte, und seine Blicke so tiefgehend auf sie gerichtet sein ließ, sich über ihr Angesicht früher als über den Abendhimmel ein bescheidenes Abendroth ausbreitete. Lavater brach jedoch mit Freund Heß ziemlich bald auf, und auch die beiden Freundinnen beeilten sich ihrerseits, den verabredeten Spaziergang anzutreten. Noch sind sie indeß nicht eben weit gegangen, als ihnen — und gewiß nicht von Ungefähr — die beiden spazierenden Freunde entgegenkommen. Lavater wendet sich jetzt zu dem nunmehr auch in seinen Augen liebenswürdigen Fräulein Schinz, und bald ist er mit ihr in einem ernsthaft religiösem Gespräche, wodurch gerade die rechte Saite ihres Herzens angeschlagen war. Denn von Kindheit auf unterwiesen in der heiligen Schrift, stimmte sie mit Lavater im lebendigen evangelisch-apostolischen Glauben an den Herrn auf das Vollkommenste zusammen. Doch den weitern Verlauf mag sich der geneigte Leser hinzudenken. Genug, die Sache ging ihren guten, ruhigen und nicht allzu langsamen Gang. Bereits am 6. Mai 1766, als am Geburtstage seines Vaters, verlobte sich Lavater, — wie sich von selbst versteht, unter Zustimmung der beiderseitigen Ältern — mit seiner künftigen Lebensgefährtin. Was wir bereits von seiner warmen, innigen Freundesliebe wissen, läßt uns schon vermuthen, wie zärtlich und hingebend seine Liebe gegen ein so zart-

jungfräuliches, durchaus christliches Wesen, wie seine Braut war, gewesen sein werde. Was er einmal versicherte: „Verliebt war ich nie in meinem Leben", strafte er wahrlich aber auch jetzt nicht Lügen. Denn er ließ sich selber gesagt sein, was er noch von Barth aus an seinen Heinrich Heß schrieb, als er diesen verlobt wußte: „Sage mir doch recht eigentlich, wie Dir zu Muthe ist. Du bist doch nicht in einem Zustande confuser Ideen? Deine Liebe ist doch nicht schwärmerisch, nicht tändelnd, nicht affectirt, nicht poetisch, keine wilde Flamme, kein kalter Strom? Ich wollte lieber gerade itzt sterben, als die Religion in der Wahl meiner Frau einst nur im Geringsten bei Seite zu setzen" rc.

Doch wir wollen ihm noch ein wenig auf dem Rosenpfade folgen, auf dem er jetzt wandelte, und einige Blumen ausheben, die er seiner Geliebten freundlich auf den Weg streute. Gleich der erste Brief, den er am Tage nach seiner Verlobung seiner Braut schrieb, bezeugt uns, wie sein überströmendes Herz frohlockte, daß ihn sein Gott auch hier mit väterlicher Güte geleitet habe. „Mit welchen unaussprechlichen Empfindungen", heißt es unter Anderem darin, „ist mein Herz eingenommen! Ich zittre vor Freude über das Glück, Dich als mein zu denken. Ja, aus der Hand meines Gottes hab' ich Dich empfangen, aus der treuen Vaterhand. O wie herrlich hat mein Glaube an die Vorsehung meines Gottes gesiegt! O Gott, wie empfinde ich Deine Güte und Treue! Wie soll ich Dir danken? Je mehr ich nachdenke, meine Theuerste, je mehr ich auf das Vergangene zurück und auf die Zukunft hin-

aus sehe, je mehr ich an Dich und mich, an die Kirche, an das Vaterland, an unsere Familien, an unsere Freunde und Freundinnen denke, je mächtiger, dankbarer und entzückter schlägt mir mein Herz, je mehr muß ich die gütige Leitung Gottes anbeten und preisen. O meine Theuerste, Du, Du bist mein — ich trage den Ring an meiner Hand, den Du an der Deinigen trugst, den Ring, der nicht nur das Siegel einer ewigen Freundschaft, sondern auch einer unzertrennlichen Gemeinschaft der erhabensten Tugend sein soll. Ach ja, eben darum ist unsere Freundschaft in den ersten Augenblicken, da wir uns kennen, so feurig, so entzückungsreich, weil unsere Herzen keine bessere Freundin kennen, als die Tugend, weil wir für den gleichen Endzweck nach gleichen Grundsätzen leben wollen. Ja, mein theures Herz, das wollen wir schon jetzt alle Tage unsre Übung sein lassen. Wie viel tausendmale will ich meine Hand mit der Deinigen zu Gott aufheben, wie viel tausendmale eben diese Hand zum Trost unsrer armen Brüder und Schwestern freigebig eröffnen, und die Thränen von bedrängten Wangen abtrocknen! Du sollst nicht nur an meinem Herzen, sondern auch an meinen Handlungen vollkommenen Antheil haben. Du wirst mich ermuntern zu dem, was ich Gutes thun will, und mir Stärke einsprechen zu dem Guten, das ich mit Mühe thue; das wirst Du thun, liebste Seele, dann bist Du mein Himmel auf Erden, dann ist Dein Himmel auf Erden Dein ewig treuer Lavater."

Schon am 3. Juni 1766 war zu Greifensee bei Zürich die Hochzeit. Seine ganze Seele war Lobpreisung. Wie er selbst erzählt, und was wir ihm gern

glauben, erwachte er des Morgens schon sehr früh, und lallte das Lied von Gellert: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank" 2c. mit ganz neuen Empfindungen und Gedanken. — Die häuslichen Einrichtungen waren so getroffen, daß das junge Ehepaar vorläufig in demselben Haushalte mit Lavater's Ältern leben sollte. Bei den Eigenheiten der Mutter war ihnen und besonders der neu eintretenden Schwiegertochter keine leichte Aufgabe damit gestellt. Aber die stille, sanfte, demüthige, schmiegsame Anna lös'te sie so vortrefflich, und wußte sich die Achtung und Liebe der Schwiegerältern in solchem Grade zu erwerben, daß sie bald der Liebling, ja die Krone des ganzen Hauses ward. Überhaupt mag wohl selten ein Bräutigam Größeres von seiner Braut sich versprochen haben, als Lavater von der seinigen, und doch gewährte sie ihm als Frau bei Weitem mehr, als er je zu hoffen gewagt hatte. Mit Dank durfte er auch hier sagen: „Mein Gott, was hättest Du mehr an mir thun können, das Du nicht gethan hast?" Kurz, Lavater wurde durch diese Verbindung nicht bloß zu einer neuen Lebensstufe, sondern auch zu der wahren Lebensfreiheit und zu dem höchsten — ach, warum so seltnen! — Lebensglücke erhoben. Suchen wir denn die Physiognomie seines häuslichen Lebens uns durch einige charakteristische Züge aus demselben anschaulicher zu machen.

Es ist ohne Zweifel eine bedeutende Ursache und zugleich Wirkung der abnehmenden Religiosität im täglichen häuslichen Leben, daß die gemeinschaftlichen Hausgottesdienste, die täglichen Gebetsübungen im Familienkreise so selten geworden sind. In Lavater's Haus-

ordnung waren sie eine stehende Regel. Denn wie Christus das A und O nicht bloß in seinem amtlichen, sondern auch in seinem häuslichen Leben und das Gebet die Würze desselben war, so war auch die Bibel die eigentliche Hauslectüre und die reichste Quelle geistiger Belebung. Jeder Tag pflegte mit einem biblischen Wahlspruche bezeichnet zu werden. Wie daran sich nicht selten Werke der Liebe und sehr inniges Verstehen knüpfte, mag folgender Vorfall bezeugen, den Lavater — der sich selbst immer am wenigsten schonte — in seinem Tagebuche aufgezeichnet hat.

Eines Morgens hatte er bei der Hausandacht mit seiner Frau über die Worte gesprochen, die an dem Tage sein Wahlspruch waren: „Gib dem, der Dich bittet, und wende Dich nicht von dem, der von Dir entlehnen will!“ Seine Frau fragte ihn darauf: „Lieber, wie ist das zu verstehen?“ — „Sowie es lautet“, erwiederte er; „wie wir es verstehen würden, wenn wir diese Worte selbst und unmittelbar aus dem Munde Jesu vernähmen. Was geschrieben ist, hat keinen andern Verstand, als das, was mit denselben Worten gesagt ist. „Gib dem, der Dich bittet“, sagt Der, dessen Eigenthum meine Güter sind. Verwalter meiner Güter bin ich, nicht Eigenthümer.“ Dies leuchtete ihm, da er's sprach, so hell ein, daß er's mit einer mehr als gelassenen Wärme sagte.

Nicht lange darnach kam eine alte Wittwe zu ihm und sagte: „Verzeihen Sie, mein lieber Herr, ach, ich darf es beinahe nicht sagen: ich sollte das Miethgeld bezahlen, und mir fehlen daran noch sechs Thaler. Einen

Monat war ich krank, und konnte mein armes Kind nur mit Noth durchschlagen; jeden möglichen Pfennig legte ich bei Seite — aber, in Gottes Namen! noch sechs Thaler fehlen mir, und ich muß sie heute oder morgen haben. Nun (hier zog sie ein mit Silber beschlagenes Buch aus der Tasche) dies Buch hier, das mir mein seliger Mann schenkte, als wir verlobt waren, ist Alles, was ich entbehren kann, freilich ungern genug entbehre; aber ich weiß, es reicht nicht hin. Ach, wissen Sie mir nicht zu helfen?" Lavater langte in die Tasche, und griff auf sein Geld, welches etwa zwei Thaler betragen mochte. Diese helfen ihr nichts, dachte er; sie muß die ganze Summe haben, und außerdem bedarf ich's eben selbst. „Ich kann Euch", sagte er daher, „in Gottes Namen nicht helfen, mein gutes Mütterchen. Habt Ihr keinen Gönner oder Vormund, der Euch diese Kleinigkeit geben kann?" — „Nein, keine Seele", antwortete sie; „von Haus zu Haus gehen mag ich nicht; eher will ich alle Nächte durch arbeiten. Man hat mir gesagt, Sie wären ein so gutherziger Herr. Nun, in Gottes Namen, wenn es nicht sein kann, so vergeben Sie mir, daß ich Ihnen Mühe gemacht habe. Ich will sehen, wie ich's anfange; der liebe Gott hat mich noch niemals verlassen, er wird nicht erst in meinem 76sten Jahre anfangen, mir den Rücken zu kehren." In diesem Augenblick trat Lavater's Frau herein. Er wurde unruhig und beschämt, denn stille lispelte ihm sein Gewissen zu: „Gib dem, der Dich bittet, und wende Dich nicht von dem, der von Dir entlehnen will!" Gleichzeitig sagte ihm seine Frau, die wohl errathen hatte,

daß das Mütterchen ein Anliegen vorgebracht habe, in's Ohr: „Es ist ein frommes, ehrliches Weib, die gewiß erst krank gewesen ist. Hilf ihr, wenn Du kannst.“ Scham, Freude, Hülfslust wechselten in seinem Herzen ab, und er erwiederte leise: „Ich habe nicht mehr, als zwei Thaler, und sie muß sechs haben. Ich will ihr was in die Hände drücken, und sie gehen lassen.“ Anna drückte ihm die Hand, lächelte sanft, und ihre Augen schmeichelten ihm, und nun sagte sie laut, was sein Gewissen ihm leise sagte: „Gib dem, der Dich bittet, und wende Dich nicht von dem, der von Dir entlehnen will.“ — Lavater lächelte zwar auch, war aber schlimm genug, sie zu fragen, ob sie ihren Ring vom Finger dazu hergeben wolle. „Mit allen Freuden!“ antwortete sie, indem sie den Ring abzog. Das gute alte Mütterchen war entweder so einfältig, das Alles nicht zu verstehen, oder so bescheiden, nicht den geringsten Vortheil daraus zu ziehen. Frau Lavater aber bat sie, da sie weggehen wollte, draußen ein wenig zu warten. „Ist Dir's Ernst mit dem Ring?“ fragte jetzt Lavater, da sie allein waren. „Wahrer Ernst! Erinnere Dich dessen, was Du mir heute früh sagtest. Du hast ja noch mehr als sechs Thaler in Deinem Schranke. Lavater umarmte sie freudig und Thränen entfielen ihm. „Du bist gerechter, als ich, ich danke Dir. Behalte Deinen Ring, ich bin beschämt.“ Sogleich wandte er sich nach seinem Pulte, langte sechs Thaler hervor, und indem er die Thür öffnete, die Wittwe zu rufen, ward ihm schwarz vor den Augen darüber, daß er so gottesvergessen gewesen, zu sagen: „Ich kann Euch in Gottes

Namen nicht helfen", reichte ihr dann, was sie verlangt hatte, und sagte: „Geht nun in Gottes Namen, und saget kein Wort mehr." Er zog die Thür zu, und schämte sich so sehr, daß er seine Frau kaum ansehen durfte. „Kränke Dich jetzt nicht mehr", sagte sie, „Du gabst ja sogleich nach. Siehe, mein Lieber, so lange ich noch Schmuck habe, so lange darfst Du zu keiner armen Seele sagen, daß Du ihr nichts geben könnest." Er umarmte sie, und weinte. —

Man würde diese Geschichte, die ein schlagendes Zeugniß für den Segen der Hausandacht ablegt, übrigens sehr mißdeuten, wenn man daraus auf einen Mangel an Nächstenliebe und christlicher Barmherzigkeit schließen wollte. Gott hatte ihm vielmehr ein wahrhaft mitleidiges Herz gegeben, dem wohlzuthun und mitzutheilen immer die größte Freude war. Ja, er half oft über sein Vermögen, und wenn er, wie z. B. in den Jahren 1770 und 1771 bei der großen Theurung und Hungersnoth, sich außer Stande sah, allen dringenden Bitten der Noth nach Herzenswunsch Befriedigung zu schaffen, seufzte er oft mit tiefem Schmerze: „Ach Gott! warum gabst Du mir so viel Empfindung des Mitleidens, so starke Triebe zu helfen, und so wenig Macht?" Oder er sagte auch: „Unter den Leiden des Herzens ist keins, wie die Ohnmacht der Liebe. Immer leid' ich dies Leiden."

Merck, ein hierin gewiß unverdächtiger Zeuge, der nichts weniger als ein enthusiastischer Verehrer der religiösen Überzeugung Lavater's war und von sich selbst bekennt: „Kein Mensch mag wohl weniger für ihn ein-

genommen gewesen sein, als ich", schreibt: „Es ist unbegreiflich, wie viel Gutes er durch wirkliche Unterstützung der Bedrängten schon seit vielen Jahren gethan hat. Ich habe es weder von ihm, noch seinen Jüngern, sondern zufälligerweise erfahren; denn seine Wohlthätigkeit ist die Scham, die er nie unbedeckt läßt."

Ein anderes Beispiel, mit welchem Geschick die sanftmüthige Anna auf Lavater's leicht erregbares Gemüth einzuwirken verstand, erzählt er uns gleichfalls in seinem Tagebuche.

Bei aller seiner sittlichen Höhe und Vollkommenheit war natürlich auch er, wie alle Adamskinder, nicht frei weder von Irrthümern und Verirrungen in speculativen Dingen, noch auch von sittlichen Mängeln und Sünden, wiewohl Niemand strenger sie tadelte, als er selbst, und er wahrhaft ritterlich wider sie ankämpfte. Denn er hielt dafür: „Bis ich den ersten Adam in mir dem zweiten aufopfern kann, bin ich mir selbst eins der elendesten und verwerflichsten Geschöpfe." Nun hatte er von Natur ein sehr reizbares, schnell auffahrendes Temperament, das ihn bei seinem ohnehin lebhaften Wesen leicht zur augenblicklichen Aufwallung und unmuthigen Gegenrede hinriß und ihn die Wahrheit des Sprüchworts erfahren ließ: „Wer im Zorn handelt, geht im Sturm unter Segel." Diese große Reizbarkeit wußte er zwar trefflich zu bemeistern, wenn die Reizung nicht plötzlich, nicht unvermuthet kam, wie ein Blitz aus reinem Himmel; denn sobald er nur einen Augenblick hatte, sich gegen seinen Zorn noch in Positur zu setzen, so konnte ihn, nach seinem eigenen

Ausdrucke, auch kein Satan aus seiner Fassung bringen; denn Zeit ist bekanntlich des Zornes Arznei. Überfiel ihn aber unversehens etwas Widerwärtiges, so konnte er momentan stark aufbrausen und heftig zürnen, doch nie lange, nie anhaltend, selbst wenn der Grund zum Zürnen anhielt. — Eines Tages nun, wo er gerade in einer etwas unmuthigen Stimmung war, kehrte die Magd, der natürlich wiederholt eingeschärft war, Bücher und Papiere nicht zu berühren, sein Zimmer und warf, eben als er hineintrat, mit dem Kehrbesen ein Dintenfaß vom Büchergestell auf den Tisch herunter. Lavater fuhr sie hart an und ließ sich sogar zu einem Schimpfworte hinreißen. In demselben Augenblicke kam ihm seine Frau nach, aber anstatt sich vor ihr zu schämen, raffte er sich vielmehr zu einem neuen Ausbruche des Zornes auf, und klagte und lamentirte, als wenn die werthvollsten Schriften verdorben wären, obwohl die Dinte doch nur Maculatur getroffen hatte. Die Magd suchte Gelegenheit, sich wegzuschleichen. Seine Frau dagegen trat mit der ihr eigenen Sanftmuth zu ihm, umarmte ihn, und sagte mit unaussprechlich sanfter Zärtlichkeit: „Ach, mein Lieber, Du schadest Deiner theuern Gesundheit.“ Nun fing er an, sich zu schämen, schwieg und brach endlich in Thränen aus: „Wie bin ich doch ein armer Sklave meines Temperaments! Ich darf meine Augen nicht mehr aufheben!“ — „Aber es vergehen doch“, erwiederte Anna, „Tage und Wochen, daß Du Dich niemals vom Zorn hinreißen lässest. Komm mit mir, wir wollen miteinander beten.“ Sie führte ihn in ihr Cabinet, betete aus dem Herzen so natür-

lich, warm, affectvoll und weise, daß er, innigst dadurch erquickt, Gott recht herzlich für diese Stunde und — für seine Frau dankte.

Acht Jahre hindurch wohnte Lavater mit seiner Frau bei seinen Ältern. Darnach bezogen sie, nachdem er inzwischen 1769 zum Helfer an die Waisenhauskirche berufen war, die Pfarrwohnung. Seine Einnahme war freilich nur gering, doch reichte sie zu seinem wohlgeordneten Hauswesen nothdürftig aus, und so kam er durch die leidige Geldwelt wenigstens einigermaßen leidlich durch.

In einem Zeitraum von zehn Jahren gebar ihm seine Frau acht Kinder, fünf Töchter und drei Söhne, von denen aber fünf nur ein zartes Alter, zum Theil nur von einigen Jahren und darunter erreichten, so daß von ihnen nur drei, nämlich sein Sohn Heinrich (geb. 1768) und die beiden Töchter Nette (geb. 1771, nachmalige Gattin von Geßner) und Louise (geb. 1780), zu einem höheren Lebensalter gelangten. Daß Lavater bei seinem eigenen kindlichen Sinne und bei seiner warmen und tiefen Liebe sich nirgends glücklicher gefühlt habe, als unter seinen Kindern, und daß er, so oft er in ihrem Kreise weilte, und an ihrem Anblicke, sowie an seiner theuern Anna sinnigen Gesprächen sich erquickte, mit Dank und herzlicher Freude sich zu den Glücklichsten auf Erden zählte, stellen wir uns leicht vor.

Der Erziehung seiner Kinder widmete er sich mit seltener Gewissenhaftigkeit. Denn eine gute christliche Erziehung, worunter er aber nicht den gewöhnlichen

Religionsunterricht, sondern das Entwickeln des Sinnes der Kinder für Christum verstand, hielt er für die beste Erbschaft, welche Ältern ihren Kindern nachlassen können. Ein abgesagter Feind alles dessen, was Manier, Formalismus und Pedanterie ist, war ihm besonders auch in der Erziehung jede Charlatanerie und Pedanterie jener neuen sentimental-modernen Methoden von Herzen zuwider, deren man gerade in jener Zeit manche marktschreierisch anpries, sondern er befolgte die Anschauungsmethode oder, wie er sich auszudrücken pflegte, „Gottes Psychologie, die er in der Erziehung des Menschengeschlechts befolgt". Anstatt daher über diese oder jene Tugend oder Untugend wortreiche Vorlesungen zu halten, suchte er sie seinen Kindern vielmehr anschaulich darzustellen, und sie so in Anschauung ihnen lebendig zu machen. Um ihnen z. B. einen anschaulichen Begriff von Ordnungsliebe und Reinlichkeit zu geben, ließ er sich nicht auf dürre Definitionen ein, sondern ließ sie eines Tages in sein absichtlich in die größte Unordnung gebrachtes Zimmer rufen, hieß sie dann hinaus gehen und zeigte ihnen dann eben dasselbe Zimmer in sorgfältigster Ordnung.

Es konnte nicht leicht einen größern Feind der Ruthe geben, als er, aber nicht leicht auch einen entschiedeneren Gegner jener neuen, auf Grund des Naturevangeliums hervorgewachsenen qualvollen Erziehungstheorie, der zufolge die Kinder allein den natürlichen Folgen ihrer Handlungen bloßgestellt, alle willkürlichen Strafen dagegen unterlassen, und sie dergestalt ohne alle Leiden systematischer Zucht auf dem Wege zur Freiheit ent-

wickelt werden sollten. Auf dem Papiere, meinte er, möchten sich diese Grundsätze ganz gut ausnehmen, ihre Durchführung aber würde tausendmal unmöglich, und wenn das nicht, gewiß höchst unnatürlich sein. „Ich muß", sagt er, „Scheere und Federmesser auf dem Tische liegen lassen; es ist unmöglich, sie immer zu verwahren, und wenn es möglich wäre, so thät' ich's nicht. Warum nicht? Die äußeren Umstände sollen sich nicht nach meinen Kindern, sondern meine Kinder nach den Umständen bequemen. Sie sollen nicht lernen, kein Federmesser nehmen, wo keins ist; sondern sie sollen keins nehmen, wo zehn sind. Den natürlichen Folgen ihres Ungehorsams würde ich sie herzlich gerne bloßstellen, wenn ich gewiß wäre, daß sie sich nur wenig verletzten. Aber wenn sie sich ein Auge oder die Hand zu sehr verletzten, o, ihr zu weisen Freunde der Kinder, wo stünden wir dann? Willkürliche Strafen kann ich so gelinde machen, als ich will, natürliche nicht. Was thue ich also? Ich verbiete ihm, das Messer anzurühren, und wenn es darnach langt, so ziehe ich es weg, und gebe ihm einen empfindlichen Schlag." Lavater war hierin also Salomo's Glaubens: „Wer die Ruthe spart, der hasset seinen Sohn", und pflegte wohl zu äußern, für die ersten vier Jahre möchte er ohne Ruthe eben so wenig Vater sein, wie die jetzigen Ärzte ohne China Ärzte sein möchten.

Andererseits erkannte er nun aber auch mit treffendem Scharfblicke die allzu ängstliche Sorgfalt, nichts Fehlerhaftes an den Kindern ungeahndet hingehen zu lassen, die peinlich scharfe Aufmerksamkeit, die ihnen

keine Freiheit gestattet, keine Unbefangenheit erlaubt, jedem Versuche zuvorkommt, jedes charakteristische Wagestück unmöglich macht, als eine der gefährlichsten frommen Sünden. Ihm lag gar sehr daran, seine Kinder nicht bloß zu christlich-frommen, sondern auch zu geselligen Menschen zu erziehen. Er sandte seinen Sohn daher beinahe bloß deswegen in die gemischte Schule, um ihn an Menschen zu gewöhnen und gesellig zu machen, obwohl er nicht zweifelte, daß er dort manches Unartige und Schlimme lernen werde. Dies Übel schien ihm aber in keine Vergleichung zu kommen mit dem schrecklichen Übel der Ungeselligkeit. Denn einzelne Unarten und Fehler, die Kinder aus der Schule oder von der Straße mit nach Hause bringen, ließen sich, nach seinem Dafürhalten, bald wahrnehmen und viel leichter heben, als die Wendung eines Charakters zur Ungeselligkeit, zur menschenfliehenden, menschenverachtenden Laune. Sein Grundsatz war: „Wir müssen einmal die Welt nehmen, wie sie ist. Man muß also Kinder gewöhnen, in derjenigen Welt, in den Umständen weise zu sein und recht zu thun, die nun einmal nicht zu ändern sind. Man muß also die Kinder nicht nur gewöhnen, allein und zu Hause zahm und tugendhaft zu sein, nicht glauben, daß man sie weislich erziehe, wenn man sie immer von der Gesellschaft und vom Lärm der Kinder abgesondert hält. Sie müssen lernen und sich üben, unter Schlimmen gut sein, weil es unmöglich ist, daß sie nicht unter Schlimme gerathen. Sie müssen, wenn sie weise und glücklich sein sollen, eine eigene, von aller gesetzgebenden Aufsicht freie und un-

abhängige moralische Festigkeit und Selbstständigkeit haben; diese aber kann ihnen keine Art künstlicher Erziehung geben."

Lavater's Christenthum war ein durchaus freudiges, von ängstlichem Pietismus weit entferntes, war ihm die reichste Quelle der reinsten und seligsten Geistesgenüsse, daher bei ihm auch eine heitre, muntre Stimmung prädominirend war. Höchst bezeichnend sagt er daher (in seiner Handbibel für Leidende): „Kann es genug wiederholt, genug bedacht werden? Freude, nichts als Freude ist die Absicht des Führers der Menschen; Freude, nichts als unaufhörliche Freude der einzige Zweck alles über uns verhängten Leidens. Jesus und Freudenmacher sind völlig gleichbedeutende Ausdrücke. Wer Jesus für etwas Anderes hält, als für einen Freudenmacher, das Evangelium für etwas Anderes, als für eine Freudenbotschaft, Leiden für etwas Anderes, als für eine Freudenquelle, der kennt weder Gott, noch Christum, noch das Evangelium. Gott ist die Liebe, die Liebe kann nur lieben, Gott ist der lebendigste Liebeswille. Liebe und reine Erfreuungslust ist eben dasselbe." Von allem affectirt religiösen Tone, von aller Kopfhängerei und trübsinniger Religiosität, die Frömmigkeit und Schwermuth für gleichbedeutend ansieht, war er ein geschworner Erzfeind. „Unter allen Pedanten", sagt er, „sind keine unerträglicher, als die Pedanten der Gerechtigkeit und der Religion." — „Je redlicher ein Mensch ist, desto weniger Frömmler. Andachtelei auch bei der redlichsten Frömmigkeit ist noch ein Überrest der Geistesarmuth, ein Flecken im An-

gesichte der schönen Unschuld. — Frömmler sind immer schwach, haben keine eigene Consistenz, neigen sich immer nach einem angesehenen Stärkeren; Frömmler sind nie liebend; keine bitterern Urtheiler, Richter und Verdammer, als die Andächtler. — Sie sind ängstlich in Kleinigkeiten und gleichgültig gegen wichtige Tugenden; sie ärgern sich über jedes frohe Gesicht, jedes freie Wort, jeden Genuß der Natur und Kunst, und ärgern sich nicht an den Handlungen des schändlichsten Geizes und der peinlichsten Härte." Ja, er nennt diese pedantische Frömmigkeit einmal (in seiner Handbibliothek, 1791, VI, 436) eine „henkersmäßige Frömmigkeit" und bemerkt über diesen Ausdruck: „Er ist nicht zu stark für die immer verfolgende, folternde, jeden Freudengenuß verdammende, immer mit dem Schwerdt der bittersten Scharfrichterei dreinschlagende, Gott anders nie, als Fiscal und Scharfrichter denkende Frömmigkeit." Und in seinem Tagebuche auf der Reise nach Copenhagen S. 287 legt er hierüber noch folgendes runde Bekenntniß ab: „Zu sehr beschränkte, zu ängstlich orthodoxe Fromme, die jedes freie Wort leiden macht, binden mir das Herz und die Zunge. Es gibt eine Art peinlicher Frömmigkeit, die ich zwar nicht kränken mag, sie hat auch ihr Heiliges und Verehrliches für mich; aber sie ist meinem individuellen Personalgeschmacke, der Licht und Klarheit, Gedenkbarkeit und Geistesgenuß, Frohheit und Freiheit liebt, bestimmter Erkenntniß und deutlicher Begriffe bedarf, so zuwider, daß ich alle Geduld und christliche Liebe zusammenfassen muß, um nicht merken zu lassen, wie sehr sie mich drückt. Jene Fröm-

migkeit mein' ich, die sich nie aus dem Zirkel gewisser Begriffe, Formen, Formeln und Redensarten herausheben, kein freies, lichtvolles Wort weder sagen, noch ohne Entsetzen hören darf, die jedes Andern Christenthum und Religion schlechterdings nach keinem andern Maßstabe, als nach diesen Formeln und Redensarten prüft, oder vielmehr ungeprüft lobt oder verdammt."*)

Man wird sich hiernach gewiß nicht wundern können, wenn ein Mann von solchen Grundsätzen im Schooße seiner lieben, herzlich vertraulichen Familie, sowie auch in geselligen Kreisen, Scherz und frohe Unterhaltung liebte, den heitersten Humor hatte, ja oft die Munterkeit selber war, und so in seinem eignen Leben den Beweis lieferte, daß Frömmigkeit und Frohsinn keineswegs zwei so unvereinbare Dinge seien, wie die Finsterfrommen dafür halten, und die Weltkinder lästern,

*) Wie uns der ehrwürdige Dr. G. H. von Schubert berichtet, wollte es Lavatern, der nie die Uniform der Pietisten getragen, als er auf seiner Reise nach Copenhagen auch in Nürnberg vorsprach, und namentlich bei dem „guten, erbauungsbegierigen Kießling (siehe: Johann Tobias Kießling. Nach seinem Leben und Wirken dargestellt von Fr. W. Bodemann. Nördlingen. 1855), unter seinen dortigen Freunden und Verehrern gar nicht recht behagen; denn es fanden sich darunter etliche solcher zwar aufrichtiger, aber schwacher, lichtunbedürftiger, beschränkter Frommen und Sonderlinge. So hatte z. B. einer unter ihnen, der aber sonst ein redlicher Nathanael voll Demuth und kräftiger Liebe war, sich in den Kopf gesetzt, die Sprache der Seligen im Himmel sei die hebräische, und hatte deswegen, damit es ihm, wenn er durch Gottes Güte da hinaufkäme, gleich ein wenig leichter werden möchte, an der Conversation mit Theil zu nehmen, noch mit grauen Haaren das Hebräische gelernt.

sondern daß die wahre Frömmigkeit auch wahrhaft froh macht. Daß aber Mancher in sein munteres, scherzendes Wesen sich gar nicht finden konnte, es ihm wohl gar zum Vorwurfe machte und Ärgerniß daran nahm, oder daß Andere, die ihn so voll heitrer Laune sahen, wenigstens gar nicht begreifen konnten, daß er derselbe sein sollte, in dessen Schriften und Predigten ein solcher tiefer Ernst und ein so heiliger Feuereifer sich aussprach: das wird uns wohl nicht befremden können. Sollte man's aber wohl glauben und für möglich halten, daß ein Mann, der seinen Kopf allezeit so gerade zwischen seinen Schultern trug, als der größte Kopfhänger, Pietist und Betbruder werde ausgeschrieen werden können? Und doch geschah dies bekanntlich von dem ungeschlachten Volke der gottlos frohen Weltkinder im reichsten Maße.

Wenn es wahr ist, daß, wie der Mensch liebt, er so auch lebt, und daß alles ächte Leben der Menschen Liebe ist, und wenn Goethe zugleich Wahrheit spricht, indem er mit Bezugnahme auf seinen Besuch in Zürich sagt: „Wir sind in und mit Lavatern glücklich; es ist uns Allen eine Cur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt", so werden wir uns von Lavater's häuslichem Leben, Wirken und Genießen wohl nicht leicht eine zu hohe Vorstellung machen können. Hat außerdem aber auch noch das Sprüchwort Recht: „Wie der Wirth, so bescheert ihm Gott die Gäste", so muß unsere deßfallsige Vorstellung eine mächtige Stütze finden sowohl in der Qualitativität, als auch in der Quantitativität der Gäste,

die wir in Lavater's stets gastliches Haus Jahr ein Jahr aus in immer größern Schaaren einkehren sehen. Sein Pfarrhaus in Zürich war in der That ein wahrer Wallfahrtsort für viele Tausende der besten Menschen aus allen Ständen und Ländern. In den Sommermonaten verging selten auch nur ein Tag, wo er, wenn er daheim war, nicht neue Bekanntschaften zu machen und alte zu erneuern Gelegenheit hatte. Trug hierzu ohne Zweifel auch die Örtlichkeit nicht wenig bei, so lag doch in seinem immer weiter sich ausbreitenden Rufe, vor Allem aber in seiner unbeschreiblich ansprechenden Persönlichkeit die eigentliche Anziehungskraft. Wir müssen uns hier darauf beschränken, die Aufmerksamkeit des Lesers auf diesen Punkt hingelenkt zu haben, werden aber geeigneteren Ortes darauf zurückkommen. Nur das muß noch gesagt werden, daß Lavater seine Freunde jederzeit mit unglaublicher Freundlichkeit und Liebe aufnahm, und auch gegen Fremde sich nie fremd stellte, und sie nöthigenfalls mit unendlicher Geduld trug. Forderte diese große Gastfreundschaft nun freilich auch manches Opfer, das darzubringen ihm in seinen Umständen nicht leicht sein konnte, so wurde sie ihm doch auch, abgesehen von dem geistigen Genusse, den ihm der Umgang mit vielen der edelsten und vortrefflichsten Männer seines Jahrhunderts verschaffte, nicht selten durch für ihn höchst werthvolle Geschenke vergolten, deren er sich, wenngleich er auch im Geben freudiger war, als im Nehmen, oft königlich freute. Bei dem Wort „werthvoll" darf man aber nicht eben an einen Werth denken, der sich auf der

Goldwage wiegen läßt. Denn treffend sagt Einer, der ihm lange sehr nahe stand: „Wäre Lavatern die Wahl vorgelegen zwischen einem mit Diamanten besetzten Pectorale eines gefürsteten Prälaten und dem aus einem wahrhaften Splitter des Marterholzes auf Golgatha schlicht geschnitzelten Kreuzlein, er hätte unstreitig mit Entzücken das Holz ergriffen, wo vielleicht Manche, Geistliche und Weltliche, ihre Wahl mit triftigen Gründen beschönigend, zwar das Kreuzchen geküßt, aber das Kleinod in die Tasche gesteckt hätten."

Wir wollen aus Lavater's häuslichem Kreise nicht scheiden, ohne noch zuvor eine Epistel zu lesen, die er seinem Enkel, dem Erstgebornen seines bei Dr. Hotze in Richterwyl wohnenden Sohnes, 1791 schrieb, und die uns den Großvater Lavater und seine muntere, kindlich naive Laune charakterisiren mag. Sie lautet:

„Ich bin, lieber Johanneslein, häufig über Deinen Namen befragt worden. Alle Weisen der Welt meinten und standen in dem maßgeblichen Gedanken, Du hättest nicht Johann, sondern Johann Caspar, nach mir, Deinem Großvater von väterlicher Seite, heißen sollen. — Sonderbar, daß der Name Johannes schon seit undenklichen Zeiten ein Zankapfel für die Weltweisen und Frau Basen war. Doch der Streit legte sich, sobald ich, wie einst Altvater Zacharias, schrieb und sprach: Johannes ist sein Name.

„Da indeß auf der armen Sündererde, die Du nun betratst und wo des Zankens viel ist, und eben gar wenig sein sollte, seit dem alten Liede: Ehre sei Gott in der Höhe! Friede auf Erde! Den Menschen ein Wohlgefallen! — da, sag' ich, auf dieser Zankerde leicht wieder Streit erwachsen könnte über

Deinen Namen, so diene zur Nachricht, welche Du in dem Archiv Deiner Schriften sorgfältig aufbewahren wirst, daß ich meine wichtigen Gründe hatte, den Namen Johann Caspar nicht an Dich kommen und es einzig und allein bei dem Namen Johannes bewenden zu lassen.

„1) Hatt' ich für mich eine Vorliebe zu diesem Namen, und dachte bei mir selbst: Du Neugeborner bist ein Schmerzenssohn oder Benoni, wie's im Alten Testament heißt, weil Dich Deine Mutter mit entsetzlichem Schmerz zur Welt brachte. Benoni wurde damals schon in Benjamin oder Freudensohn verwandelt, welches im Neuen Testament oder auf deutsch heißt: Johannes! Was will ich in aller Welt, dacht' ich, mehr, als einen Freuden- oder Gnadensohn? Damit, denk' ich doch, kann man's gut sein lassen.

„2) Warum ich Dich, nach Einiger Angabe und Zumuthung, nicht Johann Caspar hieß, sondern es einzig und allein bei dem Johannes bewenden ließ — sind der Gründe noch mehr. — Es ist genug und mehr als genug an Einem Johann Caspar Lavater! Ja, wahrlich, Einige sagen, es sei zu viel an dem, wenigstens Manches zu viel an diesem überflüssigen Hans Caspar. In der That, unter uns und im Vertrauen, in petto, das ist, in Dein schöngewölbtes herziges Brüstchen hineingesagt, mir ist oft, wenn der Caspar (den man eben auch einem Großpapa zu Lieb Casparle hieß) weggeblieben wäre, der Johannes hätte seine Sache so übel nicht gemacht. Der Johannes, sei's nun Baptist oder Evangelist, oder beide zusammen, oder einer um den andern, hatte immer gute Meinung, rechten Sinn und Denken; aber dann wollte Meister Caspar, der sonst auch alter Adam heißt, immer darein reden; da gab's Zank, und der friedliebende Johannes ging

dann auf die Seite und ließ den Caspar seinem Kopf — und da ging es denn freilich nicht immer so, wie es sollte. So gab's manch' Haarkratzen, und der gute Johannes mußte es dann wieder gut machen, wenn der Caspar dumme Streiche gemacht hatte.

„3) Muß ich Dir sagen, daß ich Dir diesen Namen (Deines Vaters Sohnsbenennungsrechte unangetastet) zudachte, aussprach und gegeben wünschte, um Deines Taufzeugen und Retters willen, der auch den schönen, süßen, alten, berühmten, neutestamentischen, kanonischen Namen Johannes trägt — ohne allen apokryphischen Anhang von Caspar. Bei diesem Manne fällt mir bei, was einst einem Prediger in der kaiserlichen Residenzstadt Wien, die da errettet wurde von einer harten Belagerung durch einen Johann Sobiesky. Er hatte den Text gewählt: „Es war ein Mann, gesandt von Gott, mit Namen Johannes." Glaube mir, lieber Enkel oder Engel, Du hast die Wahl und kannst beides wählen, Dein Taufpathe Hotze, dessen Johannesnamen Du trägst, war uns allen ein Mann von Gott gesandt, und ist überall ein ganz besonderer Mann für unser Haus und wackerer Götte (Pathe) Deines Tänteleins väterlicher Seits, item Wohlthäter und väterlicher Freund Deines leibhaftigen Vaters und Deines Großvaters väterlicher Seits. Ich bitte Dich also, dann und wann, besonders an dem 11. April, als Deinem künftigen Geburtstage, und an beiden Johannestagen, welche in allen Kalendern zu ersehen sind, daran zu denken, daß Du dem, dessen Namen Du trägst, Deiner lieben Mutter Rettung und Dein eigenes allerliebstes Leben zu danken hast.

„Ich möchte beiläufig auch nicht, daß Jemand sage, ich habe Dich auf meinen Namen getauft.

„Also, was geschrieben ist, das bleibt geschrieben: Johannes ist Dein Name. Johannes also, wohl bekomme Dir Dein schöner Name, der Dir, wie Dein Leben, vom Himmel gegeben ist, und Dir vor Gott und aller Billigkeit gehört... Wohl bekomm' er Dir!

„Lieber Johannes, mein Herzenskind und mein neuer Lehrmeister, zu dem ich so gern in die Himmelreichschule gehen will, als viele Priester und Leviten ungern d'rein gehen! Es thut nichts, wenn man Dich schon herumwirft, Dir mit dem rohen, augenlosen Ellenbogen über die Augen und Nase fährt, und Dich, als wärst Du ein unterer Mühlenstein, an die eherne Fischbeinbrust drückt. — Er wird nur stark von dem, sagt man. Da hab' ich mir schon eine Lection einzustecken. Ich werde wohl auch stark davon, daß man so hebammenmäßig mit mir umgeht; ich werde, wie Du, hoff' ich, groß dadurch, — wenn ich nicht zuvor sterbe.

„Noch eine Anekdote oder kleine Geschichte, die mich schreibseligen Menschen des Aufschreibens werth dünkt, muß ich Dir in's Ohr sagen: — Du machtest bei Deinem Weinen und Schreien ein schiefes Mäulchen — eins — und zweitens, Du schienst Deinem Vater etwas schielend, das heißt, nicht gerade vor Dich hinsehend und nur Eins auf einmal anblickend, wie's unter ehrlichen Leuten einmal der Brauch ist. Dein Vater, der, wie's unter ehrlichen Leuten der Brauch ist, das Herz immer auf der Zunge hat, sagte denn gerade heraus: „Krummer Mund, schielende Augen!" Wenig, wenig gefehlt, die Wehmutter oder Hebamme, die so mit den augenlosen Ellenbogen an Deinem nicht augenlosen Antlitzlein herum schwadronirt, daß Deinem Großvater, dem Caspar, Hören und Sehen vergeht, — diese Hebamme hätte Deinem

Vater beinahe die Hand in's Maul geschlagen. „Es ist", sagte sie in schönem Zorn, „nicht aus dem göttlichen Geiste, daß die Väter die Gebrechen ihrer Kinder selbst aufdecken."

„Ich kann Dir nicht sagen, wie mir dies Wort auffiel — und welch' ein Wort von dem liebsten Mann mir dabei zu Sinn kam. Du magst einst im Evangelium nachschlagen, im Neuen Testament, das ich Dir, wenn ich's nicht vergesse, seiner Zeit schenken werde. — So Ihr, die Ihr arg und böse seid, Euern Kindern — So Ihr, dacht' ich — die Ihr sonst rohe Hebammen seid, und nicht Mütter, den Vätern solche schöne Lehren geben könnet, die wahrlich nicht schöner sein könnten, — wie vielmehr wird der himmlische Vater die Fehler seiner Kinder zudecken und zürnen, wenn Geschwister und Freunde sie aufdecken!"

Fünftes Capitel.

Lavater in seiner pfarramtlichen Wirksamkeit.

„Deine Wächter rufen laut mit ihrer Stimm und rühmen mit einander." (Jes. 52, 8.)
„Alle ihre Wächter sind blind, sie wissen All nichts; stumme Hunde sind sie, die nicht strafen können." (Jes. 56, 10.)

Mit einem Drange zu wirken war Lavater von Barth an den väterlichen Heerd zurückgekehrt. Aber noch fünf Jahre lang sollte er ohne einen amtlichen Wirkungskreis bleiben. Sein thatendurstiger, stets regsamer Geist, dem nichts unerträglicher war, als müßig am Markte des Lebens zu feiern, ließ ihn jede Gelegenheit zu wirken freudig ergreifen. Er predigte daher, so oft es die Umstände nur irgend erlaubten, und jeder neue Versuch zeigte immer bestimmter, weß man sich von ihm für die Zukunft zu versehen habe. Auch beschäftigten ihn mehrfach litterarische Arbeiten. Nicht nur war er ein Hauptmitarbeiter an der im Jahre 1766 erschienenen Wochenschrift „der Erinnerer", sondern er schrieb auch eine gereimte Übersetzung der Psalmen. Nachdem er hiedurch bereits als Schriftsteller eine Geltung ge-

wonnen hatte, wurde er am 7. April 1769 endlich an die Diakonat- oder Helferstelle der Waisenhauskirche seiner Vaterstadt berufen. Ein voller Lobgesang entquoll seinem von den heiligsten Empfindungen, Gesinnungen und Entschlüssen tiefbewegten Herzen, aber auch eines gewissen Bangens konnte er sich nicht erwehren. Er schrieb in sein Tagebuch:

„O mein Schöpfer, mein Vater! wie gut meinest du es mit mir! Wie oft und wie bald thust und gibst du mir das, was mein Herz begehrt. Alle Wünsche meines Herzens fangen an sich zu erfüllen, sobald ich sie mit Redlichkeit und Einfalt in deinen Vaterschooß ausschütte. Sei von mir angebetet, liebster, bester, zärtlichster Vater! Deine Sorgfalt, mein Vertrauen auf dich zu stärken, mich mit dir zu vereinigen, mich immer ruhiger, freudiger, einfältiger und zu allem Guten entschlossener und eifriger zu machen, ist zu augenscheinlich, als daß ich sie übersehen, oder unempfindlich dabei sein könnte. Ach, möcht' ich nur deiner Liebe würdiger, heiliger, unsträflicher, deinem Sohn, Jesu Christo, gleichgesinnter sein.

„Siehe, ich empfange nun aus deiner Hand einen kleinen Ort, wo ich dein Evangelium öffentlich predigen, und Seelen, für die dein Sohn, Jesus Christus, gestorben ist, unterrichten, vor der Sünde, ihrem ewigen Gift warnen, zur Tugend, ihrer ewigen Wohlfahrt ermuntern kann.

„Du weißest, Vater, wie schätzbar mir diese schöne Gelegenheit ist, Gutes zu thun, wie sehr ich mich in meinem Herzen freue, daß ich nun alle Sonntage im Namen deines Sohnes reden und seine guten, in die Ewigkeit gehenden Absichten befördern helfen kann. Aber du weißest auch, wie sehr mir — am meisten vor mir selbst — bange ist, daß ich viel-

leicht bald nachlassen möchte, mein Möglichstes zu thun, daß ich manchen guten Entschluß nur gar zu leicht wieder vergessen, manchen heiligen Trieb allzu früh selber wieder ersticken, oder sonst auslöschen lassen möchte.

„Ach, ich kenne mich, mein Schöpfer und Vater, ich kenne, ich empfinde die Flüchtigkeit und Schwachheit meines Herzens; ich darf nicht viel auf mich selbst bauen, nicht viel versprechen; aber desto mehr sehe ich mich gedrungen, mich mit kindlichem und demüthigem Flehen an dich zu wenden, barmherziger, allmächtiger Vater! — zu dir, liebreicher, mitleidiger, allmächtiger Heiland! Wenn du mich stärkest, so vermag ich Alles. Ach! daß diese Überzeugung niemals aus meinem Herzen wiche; daß ich mich im Geist durch den Glauben immer fest an dir hielte, immer in deine Gesinnungen einträte, und recht nach deinem Herzen mein Herz bildete; daß du immer mit heiterem Wohlgefallen von der Höhe des Himmels unter deinen geliebten Menschen auf mich als auf einen treuen Knecht herabsähest; daß ich immer mit heiterem, unerschrockenem, freundschaftlichem Herzen zu dir aus der Tiefe der Dunkelheit dieses Lebens emporblicken und mich immer mit dem großen Gedanken in Demuth beruhigen könnte, daß ich das Werk, das du mir gegeben hast, mit Treue zu erfüllen trachte, daß ich so viel thue, als mir nach meinen Kräften und Umständen zu thun möglich ist!

„Du weißest, o mein Herr und Meister, was mir noch mangelt! — Gib es mir, ich bitte dich mit tiefer Demuth! Gib es mir, und laß es mich gewissenhaft und treulich benutzen. Hilf mir vor Allem aus, über mein eigen Herz und über mein Leben sorgfältig und täglich wachen. Laß es mich keinen Augenblick vergessen, was für eine Stelle ich hier auf Erden

vertrete; daß ich nicht nur überhaupt ein Christ, sondern ein Lehrer, ein aufgestelltes Vorbild der Christen sein soll; daß nun jedes meiner Worte und jede meiner Thaten viel wichtiger zu werden anfängt, nachdem ich durch die erhaltene Stelle mehr eine öffentliche Person geworden bin, als ich es vorher war. Das laß mich täglich wohl erwägen, und mir tief im Gemüthe gegenwärtig bleiben. Ich selbst habe nicht so viel Macht über mich selber, diese so nöthigen Vorstellungen mir so oft und so lebhaft, als es in jedem Falle nöthig sein wird, zu vergegenwärtigen und fest zu halten. Du aber leitest die Herzen, wie Wasserbäche, du kannst mich zu rechter Zeit und mit dem gehörigen Nachdruck an mein Amt und meine Pflicht erinnern, und jeden Leichtsinn, jede Trägheit, jede unedle, meiner Bestimmung unwürdige Leidenschaft oder Gesinnung leicht durch die Lebhaftigkeit wahrhaft christlicher Gedanken von mir entfernt halten. Du kannst meine Redlichkeit immer mehr läutern, meine Standhaftigkeit immer mehr erhöhen, meinen Eifer täglich unterhalten und vermehren. Kurz, wenn du mich stärkest, so vermag ich Alles, auch das, was mir jetzt noch gleichsam unmöglich scheint. Alle Dinge sind dem, der glaubt, möglich. Herr! ich glaube; komm zu Hülfe meinem oft noch wankenden Glauben. Thu' selber, was ich nicht thun kann. Wirke in mir, was vor deinem Gott und dir wohlgefällig ist; heilige mich ganz und gar, durch und durch; laß mich meine ganze Lebenszeit und insonderheit auch in dem mir aufgetragenen Amt deinem Rath treulich dienen, und mit Wachen und Beten, Vermahnen, Tröstein, Unterrichten nach nichts mehr kämpfen und ringen, als daß ich mich selber selig mache und Alle, die mich hören.

„Gib mir, o barmherziger Vater meines Herrn Jesu

Christi, nach seiner Verheißung, ein reiches Maß deines Geistes! Laß meine Einsichten in die göttlichen Schriften täglich heller und ausgebreiteter werden! Laß mich die Wahrheiten alle finden, alle in ihrem göttlichen Zusammenhange einsehen, die in deinem Wort enthalten sind. Bewahre mich vor Irrthum und Mißverstand. Gib mir Beredsamkeit, Deutlichkeit, Stärke, Annehmlichkeit, Eindringlichkeit und Salbung, daß jeder meiner Zuhörer erleuchtet, erwärmet und an seiner Seele gesund werde. — Gib mir Freiheit zu reden Alles, was wahr, was nützlich und heilsam ist. Laß keine Furcht, keine geheime Menschengefälligkeit mich jemals hinterhalten, etwas Nöthiges zu sagen, oder jemals verführen, etwas Halbwahres, Schädliches oder Unreifes zu reden. Laß mich immer als vor deinem sichtbaren Angesicht reden! Laß mich, der ich dein Knecht bin, ja niemals, zu ihrem eigenen Verderben, ein Knecht der Menschen werden. Ich bin dein! Hilf mir! Laß mich dein Werk nicht nachlässig treiben! Laß mich immer empfinden, daß du mir zur Rechten stehst, daß alle meine Worte auf deiner Wagschale abgewogen, nicht von Menschen, sondern von dir gerichtet werden sollen.

„Mit tiefer Demuth fleh' ich dich,
O Jesus Christus, stärke mich!
Ohnmächtig, todt und nichts bin ich,
O Jesus Christus! ohne dich.
D'rum bitt' ich dich herzinniglich:
O Jesus Christus, stärke mich!"

War in dieser seiner Stellung auch eine eigentliche Gemeinde von Lavatern nicht zu besorgen, so fand er nichtsdestoweniger in ihr einen äußerst fruchtbaren und auch für ihn selbst bildenden und lehrreichen Wir-

kungskreis. Die Schaar der Waisenkinder bildete hier nämlich seine Heerde, die er denn nach seiner außerordentlichen Liebe für Kinder mit wahrer Herzensfreude treu weidete. Und wiewohl er bis dahin nie mit Unterricht sich befaßt hatte, er also hier auf ein ihm noch ganz fremdes Arbeitsfeld gestellt wurde, so entwickelte sich doch rasch in ihm sein schönes Talent, Kinder zu lehren, daß er's bald zu einem hohen Grade der Meisterschaft darin brachte. Außer der Leitung der Waisenkinder lag ihm zugleich noch die moralisch-religiöse Besorgung des Zuchthauses ob. Hier öffnete sich seinem Beobachtungsgeiste eine Schule, in welcher er für seine Kenntniß des menschlichen Herzens viel sammeln und für seinen Beruf, auf Menschenherzen zu wirken, viel lernen konnte. Dieser Theil seiner Amtsthätigkeit fand ihn jedoch schon sehr gut vorbereitet. Auf seine Anregung und unter Breitinger's Leitung hatte sich nämlich bereits im Jahre 1768 die sogenannte „ascetische Gesellschaft" gebildet, die sich den Besuch der Gefangenen und die Vorbereitung der Criminalverbrecher auf ihren Tod zum Ziele gesetzt hatte.* Von Zeit zu Zeit hielt dieselbe Versammlungen, deren Absicht war, die Mitglieder durch brüderliche, auf diesen Zweck hinzielende Unterhaltungen und religiöse und psychologische Vorlesungen zu der Verrichtung der freiwillig übernomme-

* Später dehnte dieselbe ihr Absehen auf die Bearbeitung aller ascetischen Gegenstände und Pastoralarbeiten aus, und bot (bis in's Jahr 1799) den jüngern Geistlichen Zürichs eine erwünschte Gelegenheit, noch vor Eintritt in das Amt Näheres über die eigentliche Pflicht und Arbeit des Pastoralberufes zu lernen.

nen, höchst wichtigen Arbeit geschickter zu machen. Bei ihrer ersten Versammlung (28. April 1768), wo sie bereits 34 Mitglieder geistlichen Standes zählte, hielt Lavater eine Rede, die eben so sehr als Zeichnung seines Charakters beachtenswerth ist, als sie seine Kenntniß des Menschenherzens, sowie seinen glühenden Eifer in einmal übernommenen Pflichten beweis't, daher hier wenigstens einige der bezeichnendsten Stellen nicht übergangen werden dürfen.

„Ihr wisset, Brüder, die mannigfaltigen moralischen oder vielmehr unmoralischen Situationen, in welche der Mensch kommen kann; Ihr wisset, daß es eigentlich unser Beruf und unsere Bestimmung ist, gegen alle Arten von moralischen Verderbnissen zu arbeiten, daß wir zuweilen berufen werden, unglückliche Menschen, die es verdient haben durch ihre Übelthaten, von der menschlichen Gesellschaft auf eine schimpfliche Weise ausgerottet zu werden, an dem letzten Tage auf die so nahe Erscheinung vor dem gerechten Richter und Vater der Menschen vorzubereiten. — Laßt es uns recht vor's Gemüth bringen, wie überhaupt ein Geistlicher gestimmt und beschaffen sein müsse, der fähig und würdig sein soll, mit Gefangenen auf die beste und würdigste Weise umzugehen. Er muß vor Allem von einer rechtschaffenen, tiefen, heißen Menschenliebe beseelt sein. Er soll in dem unglücklichen Gegenstande seiner Belehrung nicht einen Fremdling, nicht einen Feind, sondern seinen Mitmenschen, seinen Bruder denken, Fleisch von seinem Fleisch und Gebein von seinen Gebeinen, einen Menschen, der dieselbe Natur, eben die Bestimmung hat, die

er hat, dem es nicht gleich viel gilt, ob er glückselig oder unglückselig sei. Er muß, sich ganz genau in seine Situation hineinzudenken, liebreich und herablassend genug sein. Er muß es zu sich selbst sagen, aussprechen dürfen: Auch ich hätte so gottesvergessen sein, auch ich so sehr von meinen Leidenschaften geblendet und hingerissen werden können, Laster zu begehen, die denen gleich sind, um derentwillen der Gefangene, den ich zum Tode vorbereiten soll, sein Leben einbüßen muß. Es hätte sich nur in dem Augenblicke, da meine Leidenschaften sich in mir mächtig regten, da die Stimme des Gewissens von der Stimme meines Fleisches übertäubt wurde, in diesem Augenblicke hätte sich nur ein Anlaß zeigen, diesem dürren, feuerfangenden Zunder hätte sich nur ein Funken nähern dürfen, ich hätte vielleicht nur in diesem Augenblicke allein sein, nur nicht wider meinen Willen unterbrochen werden dürfen, ich hätte mich nur in den Umständen dieses Unglücklichen befinden, nur so arm, nur so verstoßen, nur so von meinen Ältern vernachlässigt, nur so ungeschickt von meinen Lehrern behandelt werden dürfen, oder die Sünden, die ich wirklich begangen, hätten nur politischer, sichtbarer dem Gebiete der Obrigkeit näher sein dürfen: so saß auch ich in dem dunkeln Gefängniß, so trug ich die Kette und die Schmach des Malefikanten, mit dem ich reden soll. — Das muß ein Geistlicher, dessen Herz geschickt sein soll, an das Herz des Übelthäters zu reden, zu sich selbst mit Überzeugung sagen; durch dergleichen muß sich der Geistliche in der Liebe, in der moralischen Herablassung, in der aufrichtigen, innigen

Theilnehmung an dem Unglück des Missethäters stärken. — Mit welcher Verachtung würde unser Herr und Meister den ansehen müssen, der mit einem pharisäischen Stolz, mit der Miene angemaßter Unschuld, mit einem Mitleiden, das eher einer Königsgnade, als der bescheidenen, einfältigen Theilnehmung an dem Elende eines Unglücklichen ähnlich sähe, sich dem gefangenen Übelthäter nähern würde! Ja, Diener Jesu Christi! wenn Euer Herz sich so weit vergessen könnte, daß die Liebe, die Ihr mit Euch in's Gefängniß nehmen sollt, nur lau oder kalt wäre, so tretet in Euerm Geiste unter das Kreuz Jesu. Der Heiligste, der Sohn Gottes, liebt Euch so sehr, daß er sich als den abscheulichsten Verbrecher behandeln läßt, um Euch gut und glückselig zu machen, und Ihr, Ihr sündige Menschen, Ihr solltet nicht einmal gegen Euere Mitmenschen so viel Menschlichkeit haben, sie aus dem Elend, das sie sich durch die Sünde zugezogen, mit Eifer, mit Liebe, mit bescheidener, einfältiger Herzenstheilnehmung herauszureißen, da Ihr selbst weder Schmach noch Schmerzen, noch beträchtliche Beschwerden daher zu erdulden habt? Nein, Ihr denket besser" &c.

Im Jahre 1775 wurde Lavater vom Helfer zum Pfarrer an der Waisenhauskirche befördert, ohne daß dadurch sein Wirkungskreis wesentlich verändert wurde. Doch hatte er die große Freude, daß sein theurer Herzensfreund Pfenninger, eine ächte Nathanaelsseele, in seine Stelle rückte, und somit sein treuer Mitarbeiter wurde. Schon im Frühling 1778 wurde er, und zwar ohne alle seine Bewerbung, zum Diakon an die

St. Peterskirche in Zürich gewählt. Über die Worte 1 Thess. 5, 25: „Ihr Brüder, betet für uns!" hielt er am 5. Juli seine Antrittspredigt. Von jetzt an wurde sein Wirkungskreis wesentlich erweitert. Die Gemeinde zählte mehr als 5000 Seelen, von denen ungefähr die Hälfte aus Landleuten bestand, die nahe um die Stadt herum wohnten. Der Zudrang zu seinen Predigten war so groß, daß besondere Verfügungen getroffen werden mußten, um den eigentlichen Gemeindegliedern ihre Plätze nicht zu verkürzen, und doch auch Andern den Zutritt nicht abzuschneiden. Was ihm diese große Zuhörerschaft sicherte, und wodurch er als Kanzelredner eine fast unglaubliche, zauberähnliche Wirkung hervorbrachte, war nicht sowohl die Gabe der Beredsamkeit, wiewohl er sie in seltenstem Maße besaß, als vielmehr der eigenthümliche, ganz bestimmte Charakter derselben. Lavater stand mit der vollsten Stärke glaubensvoller Überzeugung, mit der innigsten, treusten Liebe zum evangelisch-apostolischen Christenthum, er umfaßte den Erlöser als *seinen* Erlöser mit allen Kräften einer liebenden, begeisterten Seele. So wahr wie schön rief er daher einst seiner Gemeinde zu:

„Nehmet mir Alles in der Welt, nehmt mir alle Schriften der gelehrtesten und frömmsten Menschen, und lasset mir nur das Evangelium, und ihr lasset mir genug. Sei das Evangelium noch so verachtet, noch so angefeindet, so verspottet, es bleibt dennoch meine Ehre, meine Freude, mein Leben; ich werde dennoch bei dieser Wahrheitsquelle stehen bleiben, schöpfen und mich in jedem Durst nach Licht, Kraft und Ruhe daraus erquicken; denn je mehr ich daraus schöpfe,

desto froher, desto überzeugter, desto anbetender rufe ich aus: Herr, zu wem sollt' ich gehen! Du hast die Worte des ewigen Lebens."

Und in einer seiner Predigten, gehalten im Jahre 1774 zu Neuwied, bezeugt er:

„Wenn mein Geist, im Gewirre von tausend Zweifeln und Irrthümern unruhig hin und her gedrängt wird; wenn ich mich in Labyrinthen menschlicher, fremder oder eigener, Lehrgebäude verliere; wenn ich bei allen, bei allen verstorbenen und lebenden Weisen Rath und Licht und Gewißheit suche, und mich in mancherlei Labyrinthen nur immer tiefer verwickelt sehe; wenn ich sonst keinen Ausweg mehr absehen oder erforschen kann, meiner Thorheit und meiner vergeblichen Bemühungen müde — und dann nur so glücklich bin, das Neue Testament meines Herrn und Heilandes Jesu Christi in die Hand zu nehmen: mit welcher Einfalt und Sicherheit werde ich da auf einen festen Punkt hingeführt, wo ich Licht und Weg genug vor mir sehe! Wie klar, wie liebreich wird mir da trostvoller Unterricht gegeben! Wie wird mir da eine erlabende Quelle aufgeschlossen! Wie wird da gelehrt, bis zur völligen Beruhigung gelehrt, wer ich bin und was ich werden soll; wie wird mir da der unendlich über meinen Gesichtskreis erhabene Gott und Vater Aller durch Jesum Christum so nahe gebracht; wie wird mir da der Unerreichbare, Namenlose so menschlich vorgestellt, — vorgestellt? nein! gleichsam in meine Arme geführt und in mein Herz hineingebracht! Wie geht da in meiner umwölkten Seele neues Licht und Leben auf! Wie wohl, wie leicht wird mir um's Herz, wenn ich mich zu dessen Füßen niedersetze, der mir Dinge kund thut, die von dem Anfange der Welt her verborgen gewesen, und

die, nach dem Wohlgefallen des allgemeinen Menschenvaters, nicht den stolzen Weisen und Klugen dieser Welt, sondern den Unmündigen und Einfältigen, die nach Wahrheit hungern und dürsten, geoffenbart werden sollen! Wie wird mir da so wahr, so ganz aus dem Herzen geredet, was Petrus sagt: Herr, zu wem sollt' ich gehen? Du hast die Worte des ewigen Lebens!

„Wenn mein Herz nach Tugend strebt; wenn meine Leidenschaften, die mich so oft beunruhigen, mir und Andern mein Leben verbittern, und sobald sie gestillt sind — so selen sie auch gestillt werden können — mich mit Scham und Reue erfüllen; wenn ich umsonst nach Kräften strebe, die meinen Neigungen das Gleichgewicht halten, umsonst tausend Vorsätze fasse und immer auf's Neue das Übergewicht meines Fleisches über den Geist empfinden muß: — wo, wo kann ich hinfliehen, als zu dem menschlichen Gotte, der mir zuruft: Bleibe in mir, so bleib' ich in dir. Ohne mich vermagst du nichts. Was deinem Fleische unmöglich ist, das wird dir möglich durch Zutrauen und Liebe zu mir. Wer ist's, der die Welt überwindet, als wer da glaubt, daß ich der Sohn Gottes sei?

„Wenn ich sonst in hartes Gedränge komme; wenn meine Wünsche unerfüllt bleiben; wenn meinen besten Absichten durch die Unwissenheit und Bosheit der Menschen Hindernisse in den Weg gelegt werden; wenn ich um des Bekenntnisses der Wahrheit und der Tugend willen verlachet, verläumdet, verfolgt werde; wenn es oft scheinen möchte, als wenn keine Weisheit und Güte meiner achtete: — o wie ist's mir dann Wort des Lebens, wenn Jesus Christus mir zuruft: Kein Sperling fällt auf die Erde, kein Haar vom

Haupte ohne den Willen meines Vaters! Alle deine Sorge wirf auf mich, denn ich sorge für dich. Ich will dich nicht verlassen noch versäumen. Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. Selig bist du, wenn du um der Gerechtigkeit willen verfolgt wirst; denn deine Belohnung im Himmel wird groß sein!

„Wenn ich in Krankheit danieder liege, und mir alle menschliche Hülfe gebricht; wenn geliebte Menschen, von deren Leben und Gesundheit die Erleuchtung und Verbesserung so mancher Anderer abhängt, krank danieder liegen, und der Gedanke, sie zu verlieren, mich in die äußerste Betrübniß stürzt: — o wie ist's mir dann, trotz allen Einwendungen derer, die Gott nicht kennen, denen Gottes Kraft und die Schrift gleich fremd sind, denen Jesus Christus nur ein leerer Name ohne Kraft, ein Phantom ist: — wie ist's mir dann Wort des Lebens, wenn Jesus Christus und sein Geist mir zurufen: Bitte, so wird dir gegeben! Suche, so wirst du finden! Klopfe an, so wird dir aufgethan! Alle Dinge sind dem, der glaubt, möglich. Bitte für deinen Bruder, daß er gesund werde. Die kräftige Bitte des Gerechten vermag viel. Fürchte dich nicht! Glaube nur!

„Wenn ich unter dem unerträglichen Gedanken schmachte, wie viel Unrechtes ich in der Welt gethan, wie viel tausendmal ich wider Gott und mein Gewissen gehandelt, wie viel unwiederbringlichen Schaden ich durch meine Thorheiten und Sünden in der Welt angerichtet; wenn der Gedanke an die Heiligkeit und Gerechtigkeit des allgemeinen Weltrichters meine Seele wie eine heiße Last niederdrückt; wenn ich bis zu den Grenzen der Verzweiflung hingerissen werde, daß ich so thöricht gehandelt: wer kann mich alsdann trösten? wo finde

ich dann Worte des Lebens, wo Beruhigung, als bei Dem, der sein Leben zum Lösegeld gab für Viele, als bei dem Lamme Gottes, das die Sünde der Welt und auch meine Sünden trägt und hinnimmt, als bei Dem, der mir zuruft: Sei wohl zu Muth, mein Sohn! dir sind deine Sünden vergeben! Ich bin's, der ich deine Übertretung vertilge, und deiner Übertretung nimmermehr gedenke! als bei Dem, der mich bitten lehrt: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir unsern Schuldnern vergeben, — der mich im Namen Gottes versichert: wenn ich meinem Nebenmenschen seine Fehler und Beleidigungen vergebe, so werde der himmlische Vater mir auch alle meine Fehler vergeben; als bei dem Fürsprecher bei dem Vater, meinem Sachwalter im Himmel, bei Jesus Christus, dem Gerechten, der das Versöhnopfer für meine und aller Welt Sünden ist?

„Wenn ich dem Tode nahe komme; wenn der Gedanke vom Sterben, den kein Heiliger und kein Sünder, den nur der Thor mit Gleichgültigkeit denken kann, wie ein Blitz meine Seele trifft; wenn meine ganze Natur vor ihrer Auflösung zittert, — wo find' ich dann Worte des ewigen Lebens, als bei Dem, der das Leben und die Unsterblichkeit hervor an's Licht gebracht hat, als bei Dem, der in die Nacht meiner Sterblichkeit sich niederließ, und mir mit seinem Blute Unsterblichkeit mittheilt und mit der Stimme der erfreuenden Liebe mir zuruft: Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben, und in's Gericht kommt er nicht, sondern er dringt hindurch vom Tode in's Leben; der an der Schwelle des Grabes mir zuruft: Ich bin die Auferstehung und das Leben! Wer an mich glaubt, ob er schon stürbe, wird er doch leben. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. —

Ich bin hingegangen, dir einen Ort zu bereiten, und nun komme ich bald wieder, dich zu mir zu nehmen, daß, wo ich bin, auch du seist.

„O Geliebte — Gläubige, Zweifler, Ungläubige! Saget, wohin sollten wir gehen? Wer hat solche Worte des ewigen Lebens, wie Jesus Christus? Wann, wann, Evangelium meines Herrn und Heilandes Jesu Christi, bist du nicht mein Trost, meine Ruhe, mein Leben? Evangelium von der Herrlichkeit Gottes und der Person Jesu Christi — du Jesus Christus selbst — du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben! Dein Name werde angebetet und dein Evangelium werde von mir gepriesen und verkündigt, wo mein Fußtritt hinkömmt, und so weit meine Stimme reichen mag. Bis auf den letzten, letzten Augenblick meines Lebens will ich glauben und bezeugen, und anbetend und entzückt ausrufen: Herr, zu wem sollt' ich gehen? Du hast die Worte des ewigen Lebens." —

Dies Evangelium nun, das ihm selbst Licht, Trost und Kraft war, verkündigte er kühn und frei in der ganzen Kraft der glaubensvollen Überzeugung, in der Energie der Selbsterfahrung, aus dem unmittelbaren Drange seines seligen Herzens, mit dem Feuer einer belebenden Begeisterung, die der mächtigsten Einwirkung auf die Zuhörer nicht verfehlen konnte, die an alle Herzen anschlagen, alle Herzen wie ein Blitz durchzucken, alle Herzen ergreifen mußte. Ein solches lebendige Zeugniß von dem Erlöser und mehr von der That, als von der Lehre des Evangeliums mußte natürlich himmelweit abstechen, wie einerseits gegen die damals gangbare Predigtweise des zur Lehre, zur

Gelehrsamkeit, zur dürren, starren Formel verknöcherten, vor allem in und außer der Kirche sich regenden neuen Leben sich verschließenden, kalten, angelernten Gewohnheitschristenthums der Altorthodoxen, so andererseits gegen das seichte moralisirende Salbadern der neumodischen Aufklärer, das höchstens dem Kopfe eine magere Nahrung bot und den gegebenen Bibeltext nur als ein unschädliches Mittel benutzte, um den Leuten Rathschläge über Haus- und Landwirthschaft und Gesundheitsregeln zu ertheilen, und zwar Alles in der ausdrücklichen Absicht, daß sie reich werden und gute Tage haben sollten, oder das sich günstigeren Falls flach und breit in moralischen Abhandlungen ergoß, bei denen Alles bloß auf eine natürliche oder bürgerliche Ehrbarkeit, auf eine auf den berechenbaren Nutzen gerichtete Werkheiligkeit hinauslief, die Klugheit also das hauptsächlichste Mittel, und die eigne diesseitige Glückseligkeit den Zweck des sittlichen Handelns bildete.*)

*) Der Vorwurf, den einst einer seiner Amtsbrüder auf der Kanzel Lavatern machte: „Er predigt nur immer das Evangelium, nicht die Moral", ist so ganz charakteristisch für jene Zeit, enthält aber ohne Zweifel das schönste Zeugniß, das einem Diener Christi ausgestellt werden kann, gleichwie Lavater's Predigten und Schriften einen eclatanten Beweis dafür liefern, daß, wo das Evangelium recht gepredigt wird, es an der Moral, an der rechten Nutzanwendung auf Gesinnung und Leben nicht fehlt. Übrigens war nicht das unrecht, daß man Moral predigte, denn auch Christus und seine Apostel predigten sie, sondern vielmehr, wie sie gepredigt wurde. Einige Themata, wie das Jahrhundert der Aufklärung sie brachte, werden hier am rechten Orte stehen. Auf Weihnachten bot die Krippe Gelegenheit, „über den Nutzen der Stallfütterung" zu predigen. Am Charfreitage wollte

Nicht minder kam Lavatern bei seinen Predigten sehr zu Statten, daß dem Geiste seiner Lehrvorträge auch seine äußere, körperliche Beredsamkeit glücklich entsprach. Er wußte durch ein sprechendes Mienenspiel, durch eine zwar nicht lebhafte, aber richtig angewandte Action, sowie durch eine in dieser Vollkommenheit gewiß nur seltene Modulation seiner klangvollen Stimme, die er durch alle Abstufungen in der Höhe und Tiefe völlig beherrschte, seiner in wahrer populärer Form und ächter Bibelsprache gehaltenen Rede noch mehr Leben, Klarheit, Kraft und Eindringlichkeit zu geben. Auch sprachen seine Vorträge um so mehr an, und erweckten ein um so lebhafteres Interesse, als sich dieselben nicht bloß auf allgemeine Wahrheiten beschränkten, die eben so gut an jedem andern Orte und zu jeder andern Zeit

ein Prediger beweisen, daß man den Seinigen nichts Werthvolleres hinterlassen könne, als ein wohlgetroffenes Bild von sich. Auf Ostern predigte Einer „von dem Nutzen des Frühaufstehens und des Spazierengehens in der Frühe des Tages", und ein Anderer „von der Gespensterfurcht". Pfingsten gab das Brausen des heiligen Geistes Anlaß zu einer Abhandlung „über die Erscheinung des Gewitters". Am 13. Sonntage nach Trinitatis ward nach Gal. 3, 13 ff. „von der Nützlichkeit der Errichtung von Testamenten" gehandelt. Die Geschichte vom Mondsüchtigen wurde das Aushängeschild für das Thema: „Über die Arbeit, die man bei Mondschein verrichten und nicht verrichten darf, und zwar I. über solche Arbeit, die man bei Mondschein verrichten, und II. die man bei Mondschein nicht verrichten darf". Ja, bekannt ist, daß ein junger Student mit Andern die Wette einging, eine Charfreitagspredigt ganz in der Burschensprache halten zu wollen, und — die Wette gewann.

hätten gehalten werden können, sondern als sie immer in der lebendigsten Beziehung auf seine Gemeinde standen, also recht eigentlich zeit- und ortgemäß und, so zu sagen, wahre Gelegenheitspredigten waren. Vorzugsweise gilt dies von jenen Predigten, die er während der schweizerischen Staatsumwälzungen hielt, und die ganz das Gepräge von Actenstücken der Zeitgeschichte an der Stirn tragen. Insbesondere mag hier noch einer Predigt Erwähnung geschehen, die uns seine warme, entzündende, mächtig ergreifende, ja zermalmende und überwältigende Kanzelgabe in einem ganz außerordentlichen, fast möchte man sagen schauerlichen Lichte zeigt und zum Thema hat: „Der Verbrecher ohne seines Gleichen und sein Schicksal". Dieselbe bezieht sich auf eine, wie er sagt, unter allen Völkern unerhörte Verruchtheit. Am Bettag 1776, an welchem in Zürich allemal auch die Abendmahlsfeier Statt fand, war nämlich der Abendmahlswein, der, wie gewöhnlich, schon am Abend zuvor in der Kirche in zinnernen Kannen auf den Altar gestellt war, auf unerforschte Weise vergiftet. Größeres Unglück war freilich glücklicher Weise dadurch abgewandt, daß der Wein selbst wider sich zeugte, und daher Viele gar nicht, oder doch weniger als gewöhnlich, davon genossen hatten, daß wahrscheinlich auch das Gift, das nach dem Urtheile erfahrener Ärzte und Naturforscher von verschiedener Art und Wirkung war, noch nicht gehörig aufgelös't, also der Wein auch noch nicht recht davon durchdrungen und gesättigt war. Nur Wenige empfanden deshalb Übelkeit und Schmerz. Natürlich erschütterte diese bei-

spiellose Gräuelthat, deren Thäter, aller Nachforschung ungeachtet, unentdeckt blieb, unsern Lavater auf das Tiefste, ja mehr, als sonst etwas in seinem Leben, wie sich das in seiner Predigt auf das Erschütterndste ausspricht.

Getragen und gehoben wurden Lavater's Predigten ferner von seiner unbeschreiblich liebenswürdigen, mächtig imponirenden, wunderbar anziehenden Persönlichkeit, von der man sich ohne Selbstanschauung wohl kaum eine irgendwie entsprechende Vorstellung wird machen können, und in der wir doch gleichwohl den eigentlichen Mittelpunkt, die tiefere, schwer veranschaulichte Quelle seiner großen Bedeutung und Wirksamkeit, zu suchen und zu finden haben. Denn nicht was er that, obgleich er weit, wahr und tief dauernd wirkte, sondern was er war, er selbst, seine Menschheit, seine Individualität, war das Schätzbarste und Vorzüglichste, das Allerheiligste an ihm.*)

Was nun zunächst seine äußere Erscheinung betrifft, so lag in ihr nach dem übereinstimmenden Urtheile nicht nur seiner Freunde, sondern selbst seiner entschiedensten Feinde etwas Überirdisches, Himmlisches. Wahrhaft an-

*) Gelzer in seiner National-Litteratur sagt Thl. 2. S. 80: „In der Tiefe seiner vom göttlichen Athem schöpferisch berührten Persönlichkeit lag die an ihm bewunderte Welt- und Menschen-überwindende Macht; hierin schöpften seine Wirkungen als Prediger und Seelsorger, als Schriftsteller und Vaterlandsfreund, als Mann der Welt und als Freund und Bruder der Armen und Stillen im Lande jene außerordentliche Energie, die bei persönlicher Berührung ihn unwiderstehlich machte, und wovon ein Echo noch in seinen praktischen Schriften nachhallt."

muthig und engelschön war sein edles, ansprechendes „Evangelisten-Johannes-Gesicht", wie Jung-Stilling sich ausdrückt, dessen Ebenmaß selbst durch die etwas vorspringende Nase nicht gestört ward. Seine Gestalt war ausgezeichnet durch eine seltne Feinheit, lang und wohlgewachsen, aufrecht, leise und leicht schwebend in Gang und Bewegung, so daß alle seine Schritte, so zu sagen, dahinzugleiten schienen, als habe er Flügel gehabt, um sich in den Himmel emporzuschwingen. Dabei hatte er eine edle, ritterliche, königliche Haltung ohne alle Ziererei. Seine Farbe war rein blaß, daher ihn auch Asmus den Mann „mit Mondstrahl im Gesichte" nennt. Sprechend, mild und doch lebhaft im Ausdruck waren seine Mienen. Das Lieblichste und Schönste aber waren seine Augen, aus denen Jeden eine himmlische Liebe anblickte.*)

Sein geistiges Wesen aber, dessen Kern in der Tiefe seines vom Geiste Gottes angehauchten, ja vielmehr

*) Ein Zeitgenosse Lavater's (Fr. W. Jung, a. a. O. S. 103 ff.) gibt uns folgende Schilderung desselben: „Seine schöne, lange, schmale Gestalt erschien als die dünn gewobene Hülle seines reichen und in Liebe gewaltigen Geistes, eine Gestalt, die, insofern dieses von dem menschlichen Körper gesagt werden kann, über der Erde mehr hinschwebte, als sie betrat. Sein wie sehnsüchtig emporgehobenes, immer heiteres Haupt, sein etwas vorgebeugter leiser Gang schien, wie wohlwollend und thätig auch Lavater unausgesetzt mit der innigsten, freundlichsten und unermüdlichsten Hingebung sich der Erde mittheilte, doch zugleich seinen Flug stets aufwärts nehmen zu wollen, in die Ewigkeit zu Christo und zu Gott, und sein Knie war zugleich immer, selbst im Fortschreiten, wie halb eingesunken zum Gebete, in Demuth, in Andacht und in Liebe."

durchdrungenen und in der unerschöpflichen Fülle von Liebe und Wohlwollen überströmenden Gemüthes verborgen war, sich aber durch seinen ungeheuern Reichthum an den mannigfaltigsten Kenntnissen, an den seltensten Erfahrungen, an den fruchtbärsten und eigensten Ideen, durch seine gewaltige, reine Einbildungskraft, durch seine Wärme, mit welcher er von Gott und von den göttlichen Dingen, von Christus und von dem Geist und Wesen des Evangeliums erschütternd und hoch erhebend sprach, sowie durch die Reinheit seines Wandels manifestirte und ihn zum Heros des religiösen Glaubens und der darin wurzelnden That erhob, brachte vollends die tiefste und überwältigendste Wirkung hervor. Wir veranschaulichen uns dieselbe wohl am besten durch die Zusammenstellung einiger Urtheile von Zeitgenossen Lavater's über ihn. — Goethe schreibt, indem er in „Wahrheit und Dichtung" sein erstes Zusammentreffen mit Lavater schildert: „Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nie gesehen hat, und nicht wieder sehen wird, sah ich lebendig und wirksam vor mir." Herder weissagte von ihm, es müßte „einer der größten Wohlthäter des Menschengeschlechts aus ihm werden, und hielt es für eine wirkliche Wohlthat seiner Existenz, ihm auf dem Wege seines Lebens begegnet zu haben, und manchmal ein Wort von ihm herüber zu hören. Zimmermann erkannte ihn für eine der größten Erscheinungen im Reiche der Wahrheitsseher und schrieb an ihn: „O du unaussprechlich und unendlich geliebter und verehrter Freund, wie kannst Du Dich auch über meine

Liebe zu Dir wundern? Mit Deinem Scharfsinn mußt Du doch begreifen, daß es ein über alles andere menschliche Glück erhabenes Glück ist, einen Freund zu haben, dem man so ganz durch und durch traut, auf dessen Herz man baut wie auf einen Fels, den man innigst liebt, den man innigst hochschätzt, er mag auch über das und dieses immer noch so verschieden von uns denken." Hamann schrieb (1788): „Wie hab' ich an Lavater's Noli me nolle mit Kopf und Herz geschmauf't! ... Was für ein strebender Mensch und ausstechender Vater ist unser redlicher Caspar? Was für ein Dornbusch von Vater bin ich gegen jene Ceder im Garten Gottes, der aber sich auch dem Mose in jenem offenbarte. Also können wir ohne Neid und Eifersucht die Gaben Andrer genießen, und Gott danken, daß Menschen von solchem Schlage unsre Freunde sind." Und Jakobi bezeichnet ihn als einen Mann von wahrhaftem Genie, als eine wichtige, höchst interessante Erscheinung, als eine Schöpfung, wofür er der Natur, die sie ihm zur Betrachtung hinstellte, recht vielen Dank schuldig zu sein glaube. Und Wieland erklärt: „Sie sind eines der herrlichsten Geschöpfe Gottes in meinen Augen, und ich ehre und liebe Sie, wie ich noch wenige, vielleicht noch keinen Sterblichen geehrt und geliebt habe." Reinhold, der bekannte Vertreter und Verbreiter der Kantischen Philosophie in Deutschland, schreibt: „Schon längst hege ich die Überzeugung, die ich kein bloßes Glauben nennen kann, daß Lavater ein Kind des Geistes ist, der von Gott ausgeht und zu Gott führt. Ich weiß, daß er für dasselbe Eine, was Noth

ist, lebt und stirbt." Und Merck, Kriegsrath in Darmstadt und ein Freund Goethe's und als solcher auch unter dem Namen Mephistopheles bekannt, fühlte sich bei dem ersten persönlichen Bekanntwerden mit Lavater von dessen mächtiger Persönlichkeit so wunderbar ergriffen, daß er in einem Briefe an Nicolai vom 28. August 1774 bekennt: „Kein Mensch mag wohl weniger für ihn eingenommen gewesen sein, als ich; denn ich habe seine meisten Schriften nicht lesen und die Art, auf Andere in der Welt einzuwirken, nicht goutiren können. Allein wenige Menschen habe ich gesehen, die auf mich einen so erbaulichen Eindruck gemacht hätten, wie dieser außerordentlich gute Mensch." Viele ähnliche Aussprüche der hervorragendsten Männer seiner Zeit ließen sich noch anführen, die wir hier aber übergehen müssen, indem wir nur noch auf die im Cap. 6 u. 7 dieses Buches beigebrachten hiermit verweisen wollen.

Schließlich aber soll uns Lavater noch eine Hauptursache nennen, die seinen Predigten eine so große Macht und Kraft verlieh, und die Herzen seiner Zuhörer ihm so unwiderstehlich eroberte. Derselbe fragt nämlich einmal:

„Warum ist es so schwer, an Christus so zu glauben, wie das Evangelium an ihn geglaubt wissen will? — Weil wir so wenig entscheidende Spuren von ihm sehen, so wenige Wirkungen, die wir ihm so sicherlich, so ohne Schwärmerei und irrige Phantasie, ihm, ausschließend ihm zuschreiben können, als den Lichtstrahl der Sonne, als den Wind der

Luft, als den Athem den Lebenden. Weil wir so wenige Christen sehen, die in einer reellen Geistesgemeinschaft mit ihm stehen, aus deren Angesicht gleichsam ein Strahl seiner Herrlichkeit hervorleuchtet, die in seiner, in der ihm eigenthümlichen Kraft, Demuth, Liebe und Herzenseinfalt leben, ihn gewissermaßen darstellen, wie geschickte Schüler das Dasein ihres geschickten Meisters beweisen und seinen Charakter darstellen. Wenige Menschen kennen den Nazarener Christus, den Menschensohn, das Individuum, möcht' ich sagen — ihn selber. Alles schwebt und lebt nur in einem unbestimmten, dunkeln, schwankenden Hörensagen. Ein einziger ganz weiser, ganz edler, reiner, christlicher Mensch, der, ohne alle Schwärmerei, wie Paulus sagen könnte: Hab' ich ihn nicht gesehen? oder: Er lebt in mir! oder: Ich spreche nichts, das nicht Christus in mir wirke; oder: Der Herr hat zu mir gesagt: Laß dir genügen an meiner Gnade! — ein einziger solcher Mensch würde alle christlichen Organisationen, wenn ich so sagen darf, elektrisiren, alle christlichen Glaubenskräfte in Christlichgesinnten aufwecken, und in die bestimmteste Thätigkeit setzen."

Ich denke, diese Lavater'sche Frage und Antwort klärt uns das Räthsel der fast magischen Wirkung seiner Predigt am besten auf. Wer kein Herz für den Redner hat, hat auch nicht leicht Sinn für seine Rede. Das ganze Leben unseres Predigers der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, trug aber so unverkennbare, entscheidende Spuren der reellen Geistesgemeinschaft, in welcher er mit seinem göttlichen Herrn und Meister stand, daß

wer Christum liebte, auch ihn lieb haben mußte, in welchem sich die Herrlichkeit Christi spiegelte. Der Glanz seines reinen Wandels warf daher ein neues Licht auf seine Predigten, und bürgte dafür, daß der Lebensgeist, aus welchem sie entsprangen und worin sie athmeten, ein Kind des Geistes sei, der von Gott ausgeht und zu Gott führt, daß also, gleichwie seine Thaten gut und liebevoll wie seine Worte waren, so auch seine Worte rein seien wie sein innerer Sinn. Diese Aufrichtigkeit und Ganzheit aber, diese Harmonie des empfindenden, lehrenden und handelnden Menschen, dieser Einklang zwischen Sinn, Wort und That, oder, wie Lavater es bezeichnet, diese Trinität, die, je seltener sie ist, jederzeit um so allgewaltiger wirkt, und die sich bei ihm in seltenstem Maße fand, wird von allen unverdorbenen Menschen unter allen Nationen hochgehalten, ja beinahe angebetet, wenigstens innerlich. Kein Wunder also, wenn der Prediger Lavater für Unzählige ein auserlesener Wegweiser zum Leben und zur Wahrheit ward.

Lavater's pfarramtliche Thätigkeit beschränkte sich aber natürlich bei Weitem nicht auf das Lehren von der Kanzel herab. Dieselbe äußerste Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seine Kanzelgeschäfte verrichtete, erstreckte sich vielmehr auf alle übrigen Pastoralgeschäfte. Mit ganz besonderer Liebe und zugleich mit ganz vorzüglichem Talente widmete er sich namentlich dem Jugendunterrichte. Den Geist, in welchem er seine Katechisationen hielt, mag er uns selbst bezeichnen: „Jeder Katechismus soll ein kindlich brauchbarer Auszug der Bibel

oder des Neuen Testaments sein, das Ganze desselben dem Ganzen der Bibel oder des Neuen Testamentes correspondent. Jesus ist die Hauptperson des Neuen Testaments; Alles ist Zeugniß von ihm; so, so ganz sei es auch der Katechismus! Ich habe vor einigen Jahren mit Anstrengung aller meiner Kräfte einen solchen Katechismus zu machen versucht, und ich halte ihn für das beste Werk, das ich jemals gemacht habe, und dennoch für unwürdig, gedruckt zu werden, so indiscret ich auch sonst mit meinen Schreibereien gegen das Publicum sein mag. Ich halte keine Sache für schwerer, wichtiger, nützlicher, und ohne göttliche Erleuchtung unmöglicher, als einen Katechismus." Mit welcher Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt er die Schaar der Lämmer Christi werde geweidet haben, wird man hieraus abnehmen können. Im Übrigen aber dachte er ganz wie Hamann, welcher sagt: „Das größte Gesetz der Methode für Kinder besteht darin, sich zu ihrer Schwäche herabzulassen, ihr Diener zu werden, wenn man ihr Meister sein will, ihre Sprache und Seele zu erlernen, wenn wir sie bewegen wollen, die unsrige nachzuahmen."

Die bei Weitem gesegnetste Wirksamkeit aber fand er ohne Zweifel im täglichen Leben und Umgange mit seinen Gemeindegliedern, bei den sogenannten Casualfällen und bei der Seelsorge im engern Sinne. Denn hier gewann seine ausgezeichnete Persönlichkeit die geeignetste Gelegenheit, ihre wunderbar anziehende Lieblichkeit und Anmuth, ihre fast zauberhafte Macht und Übergewalt geltend zu machen. Hier, in seinen mündlichen Unterhaltungen, offenbarte sich, bei aller Ent-

schiedenheit und Energie seiner Überzeugung, die ihn ganz durchdrang, in alle seine Gespräche, Geberden und Accente überging, und die in seinen Schriften Fernstehende wohl zuweilen unangenehm berühren konnte, die mildeste Bescheidenheit, die herzlichste Innigkeit und die wärmste Liebe in allen seinen Gedanken, in allen seinen Worten, in jedem Tone, so daß auch die kraftvollsten und stärksten seiner Ausdrücke gewissermaßen etwas Sanftes hatten. Zu dem Allem wußte er, weit entfernt von jedem gekünstelten, gesuchten und angenommenen Wesen, seiner stets geistreichen, durch die Bilder seiner regen Phantasie belebten Rede durch muntere, gefällige Scherze, durch heitern, aber stets unschuldigen und unverletzenden Witz einen Liebreiz zu geben, der ganz geeignet war, alle Herzen gleichsam zu elektrisiren, und unwiderstehlich an sich zu fesseln. Sehr oft geschah es daher, daß diejenigen, die ihn nach dem allgemeinen Geschrei für einen argen Pietisten gehalten hatten, und in ihm nichts Anderes als einen sauertöpfischen Kopfhänger zu sehen erwartet hatten, sich darnach, wenn sie ihn im Schooße seiner Familie, im Kreise seiner Freunde, in den Familienzirkeln seiner Gemeinde gesehen hatten, zu ihrem Troste überzeugten, daß er seinen Kopf doch noch ganz aufrecht trage, und einen unschuldigen Lebensgenuß keineswegs verscheuche.

Nimmt man nun zu allen diesen ausgezeichneten Eigenschaften und Vorzügen noch seinen glühenden, unermüdeten, wahrhaft apostolischen Berufseifer, dem es nicht nur eine Amtspflicht, sondern auch ein tief empfundenes Bedürfniß und Seligkeit zugleich war,

edle Gesinnungen zu wecken und zu verbreiten, Thränen zu trocknen, Elend zu mildern, Unglückliche zu trösten, kurz, Alle, Junge und Alte, Gesunde wie Kranke und Sterbende, Glückliche und Unglückliche, Hoffende und Verzagte, durch Lehre, Ermahnung, Trost und That zu segnen, zum Glauben, zur Liebe und zur Hoffnung zu erwecken und darin zu erhalten, zu stärken und vollzubereiten, so wird man's leicht begreifen, daß er seiner Thätigkeit gewiß keine zu enge Schranken werde gesetzt haben, ja daß er zuweilen selbst über die Grenze hinausging, die eine an sich nicht unberechtigte Fürsorglichkeit einem engherzigeren Familienvater gesetzt haben würde. Dieser, wenn man so sagen darf, Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst verdankte z. B. eine ansehnliche Bibliothek guter Erbauungsschriften für seine Gemeinde ihren Ursprung. Auch verdient noch einer Erwähnung seine thätigste allumfassende christliche Menschenliebe, Barmherzigkeit und Mildthätigkeit, die, möchte man sagen, in seinem Herzen den reinsten Altar hatte. Mehr kann kein Freund seinen Herzensfreund, mehr kaum ein Apostel seine Brüder in Christo lieben, als er Alle liebte, die seiner Seelsorge vertraut waren. Denn er liebte jedes Individuum der Menschheit, als ob er's allein zu lieben hätte, und liebte jedes so, als ob ihm sonst nichts zu lieben übrig wäre. Daß er sich der Kranken, besonders der lange Leidenden, vorzugsweise annahm, ja selbst über die Schranken hinaus, welche sonst menschliche Klugheit zu ziehen pflegt, darf wohl kaum gesagt werden. Ja, oft geschah es, daß er, wenn er Schwererkrankte in der Gemeinde hatte, und die eigne Krank-

heit ihm das Gehen nicht gestattete, seiner selbst vergessend sich in einer Sänfte zu ihnen tragen ließ. Auch die Armen hatten sich seiner herzlichen, dienstfertigen Liebe, die im Rathen, Trösten, Helfen und Geben nie ermüdete, keinen Bittenden ohne Noth abwies, ihm vielmehr noch zuvorkam, in hohem Grade zu erfreuen. Wo aber seine eignen Kräfte etwa seinem Willen nicht entsprachen, da wurde er oft der Armen Fürbitter. Auch gründete er 1781 einen Fond zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen auf die einfache Weise, daß er von den Gaben, welche wohlthätige begüterte Pfarrgenossen ihm anvertrauten, immer etwas zurücklegte, und gelegentlich auf Zinsen lieh.

Daß eine so ausgezeichnete Wirksamkeit ihm die allgemeinste Liebe und Hochachtung und ein fast unbegrenztes Vertrauen wenigstens aller Bessergesinnten erwarb, erklärt sich leicht. Unter vielen Beweisen dafür stehe hier einer. Einer der Vorsteher der äußern Landgemeinde, ein wohlhabender Mann, hatte gehört, daß Lavater sich einmal gewünscht habe, auf einem der schönen Rebhügel der Umgegend in einem Sommerhäuschen einen Platz zu finden, wohin er zuweilen aus seinem Geschäftsdrange und vor den Schwärmen der Besuchenden, die ihn umsummten, zur stillen Sammlung, zur ungestörten Arbeit und zum Genusse der Natur sich flüchten könne. Der Weinberg gedachten Vorstehers gewährte nun die herrlichste Aussicht. Er beschließt also, in demselben ein Häuschen für Lavater aufzubauen, und bittet ihn demnach um die Zeichnung dazu, damit es ganz so eingerichtet werde, wie es jener wünsche.

Lavater nahm diesen Liebesbeweis dankbar an, und genoß nachmals Jahrelang sehr fleißig diesen lieblichen Ruheort, der etwa eine Viertelstunde von seiner Wohnung entfernt war.

Der Ruf Lavater's stieg von Jahr zu Jahr und verbreitete seinen Glanz nach allen Richtungen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus. Es war durchaus nichts Seltenes, daß Viele selbst die weitesten Reisen unternahmen, nur um sich seines Rathes oder selbst nur seines Anblicks zu erfreuen. Während der schönen Jahreszeit, in welcher die Schweiz von Fremden besucht zu werden pflegt, verging nicht leicht ein Tag, der ihm nicht Reisende aller Art, die ihn aufsuchten, zugeführt hätte. Wir finden darunter selbst die hervorragendsten Persönlichkeiten, z. B. den Fürst und die Fürstin von Dessau, den Markgraf von Baden, die Gräfin Katharina von Stolberg, die Gräfin Julie Reventlow-Schimmelmann, den Herzog Carl von Würtemberg u. A. Eben so geschah es oft, daß er nach auswärts berufen wurde, um mit ihm mündliche Berathungen über wichtige religiöse Gegenstände pflegen zu können.

Solchergestalt hatte Lavater — hier noch ganz abgesehen von seiner fast beispiellos fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit, wovon des Weitern noch nachher die Rede sein wird — weit über seinen Kirchensprengel hinaus einen großen, überaus segensvollen seelsorgerischen Wirkungskreis. Vorzüglich muß hier noch seines weit ausgebreiteten Briefwechsels gedacht werden. Er hatte eine Correspondenz, wie sie größer wohl nicht

leicht ein Anderer je gehabt hat. Aus dem entferntesten Norden, wie aus dem tiefsten Süden, aus allen Ständen, Altersklassen, Religionsparteien, wandten sich viele Tausende in den verschiedensten Herzens- und Religionsangelegenheiten an ihn. Einmal lagen über 500 Briefe vor ihm, auf die er Antwort zu geben hatte. Er correspondirte selbst mit Manchen, die ihm nicht nur persönlich, sondern die ihm selbst dem Namen nach ganz unbekannt waren. Geraume Zeit stand er z. B. mit einer gewissen „Julie im nördlichen Deutschland" *) in einem Briefwechsel, ohne auch nur die geringste Ahnung davon zu haben, wer sie sei. Diese fromme, durch viele schwere Leiden geprüfte und bewährte Seele war nämlich durch Lavater's Schriften tief und innig erbaut worden, woraus sie Veranlassung nahm, mit Lavater in einen Briefwechsel zu treten. Da sie aber Ursache hatte, verborgen zu bleiben, so entdeckte sie sich Lavatern nie, und dieser schickte die für sie bestimmten Briefe und Erinnerungszeichen an Passavant in Frankfurt, der sie dann weiter beförderte. Durch diesen ausgebreiteten Briefwechsel ward Lavater, so zu sagen, der Gewissensrath und Beichtvater des halben Europa's.

Bedenkt man, mit welcher Gewissenhaftigkeit er seines Predigeramtes wartete, mit welcher Treue er die specielle Seelsorge übte, wie viele Zeit durch die zahl-

*) Es war, wie wir durch Jung-Stilling erfahren, die Tochter des ehemaligen Bürgermeisters Eicke in Hannoverisch Münden, welche mit dem Theologen Richerz — zuerst Universitätsprediger in Göttingen und zuletzt Superintendenten in Giffhorn — verheirathet war, nach dessen Tode sie als Wittwe in ihrer Vaterstadt wohnte.

reichen Besuche, die er empfing und machte, durch seine kleineren und größeren Reisen und vornämlich durch seine schriftstellerischen Arbeiten in Anspruch genommen wurden, so begreift man kaum, woher er zu seinen zahllosen Briefen noch die nöthige Muße nahm. Es wird dies auch nur begreiflich, wenn man seine fast allen Glauben übersteigende Arbeitslust, seinen nie zu ermüdenden Thätigkeitsdrang kennt, und zugleich weiß, mit welcher unbeschreiblichen Leichtigkeit und mit welchem Zeitgeize er arbeitete. Selbst beim Essen lagen neben seinem Teller meist aufgeschlagene Briefe, Bücher 2c.; und eben so war er auch auf seinen Spaziergängen, die er ziemlich regelmäßig machte, kaum einen Augenblick unbeschäftigt. Entweder las oder schrieb er, zu welchem letztern Zwecke er beständig ein kleines Futteral mit einzelnen Kärtchen in der Tasche trug, auf welche er jeden guten ihm beifallenden Gedanken sofort niederschrieb, meist in hexametrischer Form. Von Zeit zu Zeit ordnete er dann die Kärtchen alphabetisch zusammen, und schob sie in kleine, mit dem Hauptinhalte betitelte Thekchen, deren jedes 50 einzelne Kärtchen enthielt, und von diesen kamen je 36 in ein Futteral in groß Octav. Auf diese Weise entstand eine Sammlung von ungefähr 60 solcher Quartbände, die er seine Gedankenbibliothek nannte. Sein stets regsamer Geist bedurfte nämlich zu seiner Erholung nicht sowohl der Unterbrechung der Arbeit, als des bloßen Wechsels seiner Beschäftigung. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend konnte er daher den ganzen Tag über ununterbrochen mit derselben Leichtigkeit, Frische und

Elasticität seine Arbeit fortsetzen. Nur vom nächtlichen Schlafe, der ihm ein Bedürfniß war, ließ er sich nicht gern abbrechen. Dagegen besaß er die glückliche Fertigkeit, sich immer unterbrechen lassen zu können, und dennoch im ersten wiedergefundenen Moment des Alleinseins sofort weiter zu arbeiten, als wäre er nicht unterbrochen. Kam aber ein Freund oder sonst Jemand, der Geschäfte bei ihm hatte, so war er für ihn so ganz Ohr, und widmete sich ihm so ganz, als ob er sonst auf der ganzen Welt nichts Anderes zu denken und zu thun hätte.

Als ein Beweis, welche Geltung Lavater's Name auch im Auslande gefunden hatte, darf wohl der Ruf betrachtet werden, der im Jahre 1786 an ihn an die Ansgarikirche in Bremen erging, und der um so ehrenvoller war, als er auf freier Wahl beruhte, und von 165 unter 196 Stimmen ausging. Lavater gerieth durch denselben in nicht geringe Verlegenheit. Es stand derselbe im schroffen Widerstreit mit seinen eignen Lieblingswünschen, und doch war's sein Grundsatz, in allen Dingen und Angelegenheiten seines Lebens dem, was er als Gottes Ruf und Willen erkannte, unweigerlich zu folgen *).

*) Er spricht dies in den „Herzenserleichterungen" S. 227 so aus: „Mein unbegrenzter Glaube an die unbegrenzte Allgemeinheit der göttlichen Vorsehung verbietet mir allen Plan in Ansehung der Schicksale meines Lebens. Der evangelische Kindersinn, die erhabene Einfalt, ohne welche das Christenthum ein leerer Name ist, und welcher nachzustreben meine erste und letzte Bemühung sein soll, gebietet mir schlechterdings, es zu meinem unveränder-

Er erbat sich nun von den Freunden in Bremen Bedenkzeit, eröffnete aber zugleich seiner Gemeinde am nächsten Sonntage diesen Ruf mit der Bitte, ihre Gebete mit den seinigen dahin zu vereinigen, daß Gott sein Herz nach Seinem Willen lenke. Sofort richteten die Kirchenvorsteher seiner Gemeinde einmüthig das kräftigste Ansuchen an ihn, „die von einer ansehnlichen Gemeinde bei St. Peter mit freudigstem Zutrauen übertragene und von ihm mit so vielem Segen versehene Stelle ferner auf sich zu behalten, wodurch, wenn es möglich, die Hochachtung und das unumschränkte Zutrauen der ihn so verehrenden Gemeinde noch werde vermehrt werden." In diesem Ansuchen glaubte er den Entscheid Gottes erkennen zu müssen, weshalb es seiner Unentschiedenheit bald ein Ende machte, so daß er schon am folgenden Tage, welcher ein Sonntag war, der Gemeinde seinen Entschluß, bei ihr zu bleiben, anzeigte.

lichen Grundsatz zu machen: immer mehr für meine Pflicht und immer weniger für mein Schicksal besorgt zu sein. Je mehr ich für jene besorgt bin, desto sicherer bin ich, daß Gott für dieses sorgen wird. Es ist meine Sache, zu thun, was ich soll, und seine Sache, mich zu leiten und zu belohnen. Je mehr ich Kind bin, desto mehr ist er Vater. Je treuer ich meine Kindespflicht erfülle, desto mehr beweis't er seine Vatertreue. Dieser Grundsatz hindert mich nicht nur nie an irgend einer nützlichen Thätigkeit, sondern er stimmt und stärkt mich zur bestimmtesten, wirksamsten Pflichtthätigkeit; er konzentrirt die Kräfte, die gemeiniglich für Plan- und Schicksalmacherei verwendet oder verschwendet werden, auf's Thun und Dulden dessen, was ich an der Stelle, wo ich bin, und in dem Momente, in welchem ich lebe, thun und dulden soll."

Mit neuem Eifer setzte er dann seinen Dienst in Zürich fort, ohne je einen Reukauf gewünscht zu haben.

Es geschieht hier wohl am schicklichsten Orte jener Reise Erwähnung, zu welcher der Ruf nach Bremen die Veranlassung bot, und welche, als die erste größere nach dem Norden, am sprechendsten an den Tag legte, wie hochgefeiert sein Name überall schon damals war. — Bei der angestrengten Thätigkeit Lavater's im Hause und in der Gemeinde, bei seiner ohnehin nicht eben sehr festen Gesundheit, sowie bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft unter allen Ständen im In- und Auslande waren kleinere oder größere Reisen von Zeit zu Zeit sowohl ein physisches, als auch ein moralisches Bedürfniß für ihn. Da nun im Jahre 1786 sein Sohn Heinrich auf die Universität Göttingen abging, um daselbst Medicin zu studiren, und er beschlossen hatte, seine diesjährige Erholungszeit dazu zu verwenden, ihn dahin zu begleiten, so benutzte er diesen Anlaß, auch nach Bremen zu reisen, um den Männern, die ihn mit so ausgezeichnetem Vertrauen an ihre Kirche berufen hatten, persönlich seinen Dank abzustatten. Man wird sich schwerlich eines Gelehrten jenes Jahrhunderts erinnern, der so viel Aufsehen erregte, und doch so wenig erregen wollte, wie Lavater. Das offenbarte sich recht sichtbar auf dieser Reise, die einem wahren Triumphzuge glich. Wohin er nur immer kam, da drängte sich Alles in liebevoller Neugierde um ihn herum, und mancher Orten entstand ein Zusammenlauf von Menschen, wie man ihn nicht größer bei dem Einzuge oder bei der Anwesenheit eines Landesvaters oder mächtigen

Regenten zu sehen bekam. Trat er in ein Haus, so war es auch alsbald umlagert von ganzen Schaaren, und auswärts an den Fenstern drängte sich Kopf an Kopf, um den allberühmten Mann nur sehen, oder durch das offene Fenster nur einige Worte von ihm hören zu können *).

In Bremen selbst aber wetteiferten sowohl die ver-

*) Schon in Beziehung auf eine frühere Reise sagt Merck: „Er ist hier herumgezogen in der Wüste, wie ein Methodistenprediger, von der ganzen Menge begafft und verfolgt. Er hatte sich vorher gefaßt gemacht, viel von der Seite auszustehen, allein seine Demuth hatte ihm nicht erlaubt, den großen und wirklich ausgebreiteten Einfluß, den seine Erbauungsschriften auf so vielerlei Menschengeschöpfe hatten, zu berechnen. Er ließ sich aber willig kreuzigen von Großen und Kleinen, und bot seinen Nacken dar dem Verfolger, es mochte nun das Religionsgewäsche aus dem Munde einer Princesse-Commère, eines alten Hoffräulein, eines feisten Superintendenten, oder eines witzigen, jungen, behenden Dorfpfarrers sein." Und Jung in seinen „Erinnerungen an Lavater" erzählt S. 89.: „Unvergeßlich ist mir unter anderen der Tag, an welchem ich ihn vormals wieder sah zu Wilhelmsbad bei Hanau. Eine unglaubliche Menge von Menschen aus der ganzen Umgegend umher war größtentheils um seinetwillen dahin geeilt, und umdrängte jeden seiner Schritte. Viele dieser Menschen, um ihn desto länger und besser zu sehen, standen auf den Bänken, auf den Stühlen, auf den Tischen. Alle bewiesen ihm weit mehr, als eine flüchtige, kalte Neugierde; denn ihm kam überall ihr Auge freudig-empfangend entgegen, und es folgte segnend ihm mit Vertrauen, mit Ehrerbietung und mit hinneigender Rührung. Er aber ging mit dem ganzen unverkennbaren Gepräge frommer, heiterer, menschenfreundlicher und allgemein wohlwollender Anspruchlosigkeit unter der beengenden Menge hin, und zeigte sich weder stolz noch gedrückt."

schiedenen Behörden, als einzelne Privatleute, sich gegenseitig in respectvollen Ehrfurchtsbezeigungen und in den ausgezeichnetsten Höflichkeiten gleichsam zu überbieten, so daß sein dortiger Aufenthalt eine ununterbrochene Reihe der außergewöhnlichsten Auszeichnungen und Huldigungen war. Ganze Schaaren von Menschen strömten zu ihm, Leidende ließen ihn zu sich rufen, und wenn er predigte, wie er's auf deßfallsige andringende Bitten mehrfach that, so war ein solches Menschengewirre und Gedränge, daß der Weg zur Kirche und Kanzel ihm durch die dichtgedrängten Massen gebahnt werden und ein guter Theil der vielen Tausende, die von nah' und fern herbeiströmten, außerhalb der überall gefüllten und geöffneten Kirche bleiben mußte. Bei dem Allem wurden ihm mit der überschwänglichsten Güte und Freigebigkeit von den verschiedensten Seiten die ansehnlichsten Geschenke angeboten, die er jedoch — bis auf einige ihm nach seiner Rückkehr nachgesandte — entschieden ablehnte.

Es darf uns gewiß nicht wundern, wenn gewissenlose Freibeuter diese Reise Lavater's zu ihren unschönen Zwecken auszubeuten bemüht waren, sie den schiefsten und liebloseſten Urtheilen bloßstellten, die ihm allerdings etwas überschwänglich erwiesenen, fast an Vergötterung grenzenden Huldigungen ohne Weiteres auf seine Rechnung setzten, und darin den unwiderleglichsten Beweis für Lavater's Eitelkeit, für seine Sucht, sich einen Anhang zu verschaffen und eine neue Secte zu stiften, und wer weiß was Alles gefunden zu haben

glaubten. Wundern, sag' ich, darf uns das nicht, denn nie und nirgends wird es an Menschen fehlen, die, weil sie selbst gern die Helden des Tages wären, an keinem Andern eine Celebrität leiden, und am wenigsten es ruhig ansehen können, wenn ein Mann ganz entgegengesetzter Denkungsart bei Hohen und Niedrigen gefeiert wird. Der große Haufen gemeiner Tagesschriftsteller und Zeitungsrichter verschrie daher die ganze Reise als ein Werk der vollendetsten pfäffischen Eitelkeit, fiel über Alles, was er gesagt und nicht gesagt, gethan und nicht gethan, mit der giftigsten Berserkerwuth her, wie die Wölfe über das Lamm, und posaunte den leichtsinnigst aufgehaschten, leichtgläubigst verschlungenen Anecdotenkram alter Waschweiber schamlos vor aller Welt aus *). Insbesondere setzten sie auch den Sectennamen des Lavaterianismus in Umlauf, wobei sich wohl von selbst versteht, daß es eben das biblische Christenthum war, was man unter diesem Namen verfolgte, und daß derselbe das Brandmal sein sollte, das man Allen aufdrückte, die sich in ihren religiösen

*) Die „Briefe von J. C. L. und an ihn und seine Freunde, betreffend Lavater's Ruf nach Bremen rc. Bremen und Leipzig 1787" zeichnen sich unter der Fluth der hier in Frage stehenden Schriften vorzugsweise aus, und erinnern an jenes Wort Lavater's: „O Deutschland, zu welcher Tiefe bist du gesunken! Du hast unbezahlbare Männer; keine Nation kann bessere und größere aufweisen. Aber welche Scheusale fader, leerer, leidenschaftlicher, roher, ehrloser Schriftsteller hoben auch nur in den letzten zehn Jahren ihr freches Haupt empor!" Eingehendere Mittheilungen daraus würden den Leser nur anwidern können. Wer aber Liebhaber solcher Streitschriften ist, möge sie selbst sich ansehen.

Grundsätzen mit dem angeblich neuen Sectenstifter conformirten.

Was nun zunächst den Vorwurf der Eitelkeit betrifft, den man Lavatern machte, und den Nachbeter selbst bis auf unsere Tage herab vielfach wiederholt haben, so ist zwar nicht in Abrede zu stellen, daß auch Lavater, wie jedes Adamskind, ein Zweiglein der lieben Eitelkeit und Eigenliebe in seinem Busen trug, wie sie denn überhaupt das Einzige ist, das man auch ohne vorheriges Sterben, wie's sonst bei Erbfällen üblich ist, vom Vater und Großvater ererbt. Und eben so wenig ist es abzuläugnen, daß das Übermaß des Beifalls und der oft an Vergötterung grenzenden Verehrung, die ihm vom Norden bis zum Süden von so vielen Seiten zu Theil wurde, wohl geeignet war, die Eitelkeit zu provociren, wie der Stahl den Funken aus dem Feuerstein. Es verdient aber jedenfalls die Art und Weise, in welcher Lavater sich dagegen stemmte — wie dies schon sein Brief an seinen Sohn zur Genüge bezeugt*) — unsere ganze

*) Derselbe lautet: „Morgens um 8 Uhr.

„Mein gestriger Tag in Bremen war ein lehrreicher für mich, ein einziger in seiner Art. Das Einzige in seiner Art muß auf die möglichste Weise benützet werden. Je einziger, desto heiliger. Ich will Dir, mein Sohn, aus dem gestrigen Tag einige Lehren abziehen, die Dir vielleicht einmal nützlich sein können.

„Unterziehe Dich ohne Grimasse, mit heiterer Ruhe und froher Demuth auch dem Schicksale, auf einem Theater vor einem unzähligen, sehr vermischten Parterre zu stehen; sei nicht eitel und nicht spröde — gib Dich ruhig hin, wo Du Dich hinzugeben bestimmt bist! Laß weder Stolz noch Ungeduld Dich anwandeln. Verehre Alles, was ist — und sein muß. Vergiß Dich so wenig

Anerkennung, und würde ihn schon allein zu einem Charakter von seltener Größe machen. Daß aber Lavater sich der ihm widerfahrenen, wirklich ausgezeichneten Ehrenbezeigungen, wo sie ihm aufrichtig entgegen-

und so sehr wie möglich. Denke so wenig wie möglich an Dein bewundertes, oder angegafftes Wesen, und so sehr wie möglich an die Würde der Menschheit und an Deinen Beruf, die vom Himmel Dir aufgetragene Rolle auf die demüthigste, uneigensüchtigste und wohlwollendste Weise zu vollenden. Erwecke Dich täglich, mehr zu *sein*, als zu *scheinen*. Strebe darnach, etwas in Dir zu haben, welches Niemand kennet, Niemand angaffen, bewundern, ahnen kann und dessen Dasein doch in stillen, ewigen Wirkungen sich äußern muß. Gib Keinem zu viel und Keinem zu wenig, das heißt, übe Dich, Dich nach den Bedürfnissen, Fähigkeiten und Kräften der Menschen zu richten, die etwas von Dir wollen, oder zu wollen meinen. Erwecke Bedürfnisse da, wo keine sind, wofern Du gleich etwas an der Hand hast, sie zu befriedigen, und etwas zurücklassen kannst, wodurch sie weiter erweckt und befriedigt werden. Schließe Dich an nichts zu sehr an. Wirke immer auf die beste, gesundeste Partei der Menge oder der Individuen, die Dich umringen. Behandle Alle, die nicht entscheidende Beweise von Unredlichkeit gegeben haben, als redlich; hundert halb Redliche macht diese edle Behandlungsweise ganz redlich. Sammle Dir täglich Vorrath von Beispielen, Lehren, Erzählungen, Fabeln, Gleichnissen, wodurch Du allen Classen von Menschen nützlich sein kannst. Richte Jedem seine Speise nach seinem Geschmacke zu, und laß die Arznei so wenig bitter sein, als es möglich ist. Was Dich nicht lieben kann, müsse Dich achten. Wer sich selbst achtungswürdig ist, ist es gewiß Allen, die ihn zu kennen Gelegenheit haben. Gelegenheit, achtungswürdig zu handeln, fehlt dem wahrhaft und innerlich Achtungswürdigen gewiß nie. Suche sie nicht, fliehe sie nicht! Ist sie da, benutze sie mit Einfalt, Demuth und Muth. Wer vor sich edel handelt, der handelt edel vor dem Himmel, und wer vor sich und dem Himmel edel

gebracht wurden, herzlich freute, wird ihm gewiß kein billig- und vernünftigdenkender Mensch zum Argen ausdeuten. Ihm mußte der gute Klang seines Namens ja unläugbar schon um deßwillen überaus erwünscht und lieb sein, weil dadurch die Sphäre seiner segensvollen Wirksamkeit erweitert, und die Aufgabe seines Lebens, das Licht der ewigen, heiligen evangelischen Wahrheit, zu deren Herold er sich berufen fühlte, über den möglichst weitesten Horizont zu verbreiten, wesentlich erleichtert wurde. Auch darf wohl in Betracht gezogen werden, daß, wenn die Eitelkeit doch unläugbar nicht nur auf das Urtheil der Menschen Rücksicht nimmt, sondern darin ihren Hauptbestimmungsgrund zum Handeln hat, die Lavatern schuldgegebene Eitelkeit wenigstens höchst eigener Natur gewesen sein müsse, da er, wo Pflicht und Wahrheit es forderten, überall dem öffentlichen Urtheile mit der größten Offenheit und Entschiedenheit entgegentrat, und, unbekümmert um alle abfällige, bittere und schiefe Urtheile, in seinen festgehaltenen Grundsätzen ruhig seinen Gang ging. Und selbst da, wo er von Eitelkeit etwa nicht ganz unberührt geblieben sein sollte, war doch seine Absicht stets lauter, sein sittlicher Charakter durchaus edel und redlich.

handelt, darf sich um die Urtheile der Welt nicht bekümmern, darf Schurken und Satane, wie viel mehr gute, edle, achtungswürdige Menschen zusehen lassen! Sei gut vor Dir selber, so bist Du gut vor allen Guten und Bösen. Sei rein und gut, wo Du bist, so wirst Du rein und gut sein, wo Du sein wirst. Sei nebenabsichtslos, und Du wirst mehr als ein guter Mensch zu sein scheinen. Je mehr Du Dich selbst vergissest, desto mehr wirst Du existiren und existiren machen" ꝛc.

Was sodann aber den ihm gemachten Vorwurf der Sectenmacherei betrifft, so werden wir weiter unten einen geeigneteren Ort finden, darauf zurückzukommen; denn es ist Zeit, daß wir nach dieser Abschweifung zum Bericht über Lavater's pfarramtliche Wirksamkeit zurückkehren.

Zu Ende des Jahres 1786, in welchem der Ruf nach Bremen erfolgt war, wurde er, nach dem Tode seines Collegen, durch einmüthige Wahl der Gemeinde von der Diakonatstelle auf die Pfarrstelle am St. Peter befördert, und damit zugleich auch Mitglied des zürichen Consistorii oder Kirchenrathes, wobei er die unbeschreiblich große Freude hatte, daß sein lieber Pfenninger, wie ehemals am Waisenhause, so auch jetzt am St. Peter in seine Helferstelle eintrat, und er mit ihm nun fortan in brüderlicher Einigkeit eine und dieselbe Heerde Christi weiden durfte.

Als er zum letzten Male die dem Helfer angewiesene Abendpredigt hielt, wählte er sich 1 Cor. 14, 20 zum Texte, und sprach seine tiefsten Gefühle unter Anderem so aus: „Demüthigen kann ich mich nicht tief genug. Danken kann ich nicht herzlich genug. Um Vergebung flehen kann ich nicht brünstig genug. Ersetze Du, ewiger Erbarmer, alle von mir unersetzbaren Versäumnisse. Vergüte Du alle von mir unvergütbaren Mängel, Schwachheiten und Fehler. — Erbarme Dich meiner fernerhin, wie Du Dich meiner bis jetzt erbarmet hast. Stärke mich zu der höheren Stufe des Dienstes an Deiner Kirche, die ich nun bald betreten werde. Laß mich nicht nur fortfahren, sondern ganz neu anfangen,

und den, der diese Stelle nach mir betreten wird, laß nicht in meine, nein, in Jesu Christi und seiner Apostel Fußstapfen treten. Man müsse meiner und seiner vergessen, und desto unvergessender an Dich und an Den, welchen Du gesandt hast, Jesum Christum, gedenken."

Als er dagegen zum ersten Male mit seiner Gemeinde als Pfarrer sprach, sagte er: „Versprechen will ich nicht viel. Wie bald ist von einem Herzen voll guten Willens in einer feierlichen Stunde zu viel versprochen! Wer kann bei seinen, besonders ernsten und heiligen Versprechungen vorsichtig und behutsam genug sein? Welcher Prediger hat je in seiner Antrittspredigt wenig genug versprochen, um das halten zu können, was er, obgleich mit Redlichkeit und voll ernsten guten Willens, versprach? Statt Vieles zu versprechen und erwarten zu machen, wollen wir uns lieber ermuntern, erwecken, stärken."

Den Geist seines eigenen amtlichen Lebens, sowie sein Verhältniß zu seinem Amtsbruder bezeichnet wohl nachfolgende Anrede an denselben zur Genüge: „An Dich, mein Bruder, Pfenninger, wende ich mich vor dem Angesichte dieser ganzen Gemeinde, und sage Dir an diesem für Dich und mich so feierlichen und unvergeßlichen Tage einige Worte, die Der segnen und fruchtbar machen kann und wird, der uns, ich hoffe zum Segen für diese seelenreiche Gemeinde, so väterlich huldreich vereinigte. Demüthig, aber nicht verzagt, ernsthaft, aber nicht bange, übernimm aus Gottes Hand das Dir anvertraute, freuden- und beschwerdenreiche Amt. Fürchte Dich nicht, glaube nur! Und daß Du immer fester und

froher werdest im Glauben, so denke täglich nach, was Gott bereits an Dir gethan hat; was er gethan hat, sei Pfand dessen, was er thun wird; — so lies und forsche täglich in den göttlichen Schriften, so unterlaß keinen Tag, auch nicht einen, das herzliche, bestimmte und ausdrückliche Gebet für Dich und diese Gemeinde und mich. Sei täglich demüthiger um Deiner selbst und täglich muthiger um Gottes und Christi willen. Arbeite an Dir selbst mehr, als an irgend einem Deiner Gemeindegenossen; Du arbeitest an Tausenden, wenn Du immer zuerst und zuletzt an Dir selbst arbeitest. Gehe nie zurück, und laß mich nie zurückgehen. Laßt uns Einer dem Andern Vorbild sein, Einer über des Andern Seele, Wandel, Schritte und Tritte, Worte und Thaten wachen, nur das Gute, nicht das Fehlerhafte lernen, Einer den Andern zu rechter Zeit und ohne Furcht wie ein Bruder den Bruder warnen, Einer für den Andern und Beide mit Einem Munde und Herzen für die Gemeinde beten, so Hand in Hand, als Ein Herz und Eine Seele vor dem Herrn und in dem Herrn unsere schöne, obgleich nicht dornenfreie Laufbahn antreten, fortsetzen und vollenden, daß Gott im Himmel und alle guten Menschen auf Erden und besonders unsere Gemeinde unser und unseres Lehrens, Ermahnens, Warnens, Tröstens, unseres Herzens und Lebens, unseres Glaubens und unserer Hoffnung, unserer Verschiedenheit und unserer Einigkeit jeden Tag froher werden."

„Laß Deinen Namen hier auf Erden,
O Herr, durch uns verherrlicht werden!
Gib unserm Munde stets Dein Wort,

Hilf Deiner Wahrheit durch uns fort.
Herr, was wir denken, reden, schreiben,
Sei Wahrheit, müsse Segen bleiben.
Weit strahle unser's Beispiels Licht;
Verlaß uns, wenn wir fehlen, nicht.

In Freuden treu Dir, treu in Schmerzen,
Bis auf den letzten Schlag im Herzen,
Müss' unser Aug' auf Dich nur sehn!
Laß uns in einem Geiste stehn.
Es glühe jeden Tag des Lebens
Die Gluth des redlichen Bestrebens,
Uns nichts und Alles Dir zu sein
Bis in die Ewigkeit hinein!"

Sechstes Capitel.

Lavater als bibelgläubiger Schriftsteller.

„Der Glaube ist ein Aug' weit über die fünf Sinnen,
Das schaut von Zweifeln frei, was in dem Himmel drinnen.
Vernunft mit ihrem Überlegen
Ist blind an Gott und seinen Wegen.
Ei, glaube doch und folge nur!
So triffst Du leicht die rechte Spur."

Einen bei Weitem bedeutenderen Einfluß auf seine Zeit übte Lavater ohne Zweifel durch seine vielseitige schriftstellerische Wirksamkeit, denn als Prediger. War aber auch je Einer zum Schriftsteller disponirt, oder vereinigte je Einer die mannigfaltigsten Anlagen und Talente eines solchen in sich, so gewiß unser Lavater. An eigentlicher Gelehrsamkeit mag es ihm freilich Mancher zuvorgethan haben; denn so wenig es ihm auch an einem großen Reichthume von Kenntnissen allerlei Art gebrach, wie scharfsinnig auch meist seine Gedanken, wie klar seine Begriffe und Begriffsbestimmungen, wie überraschend und bewunderungswürdig auch oft seine natürliche Logik war, so war er doch keineswegs ein sogenannter speculativer, philosophischer Kopf und eigentlicher

Gelehrter. Seine schriftstellerischen Dienste und Verdienste beruhen daher auf etwas ganz Anderem, als auf gelehrten Untersuchungen spitzfindiger Schulfragen. Er hatte stets nur die wahren Bedürfnisse seiner Zeitgenossen vor Augen, verlangte überall bestimmte menschliche Anwendbarkeit. Sein Grundsatz war daher: „Kein Wissen hat Werth, wenn es nicht fruchtbringend für das Leben ist.“ In seinen Augen war die Religion, deren Verkündigung er auch als Schriftsteller sich zur Lebensaufgabe gestellt hatte, mehr als ein bloßes Wissen, sie war ihm vor Allem eine warme Angelegenheit des Herzens. Alle bloße Kopfgelehrsamkeit, die nicht bis zum Herzen hinabsteigt, und mehr sich selbst als den Menschen dient, war ihm verächtlich.

Schon von Andern ist daher mit Recht als auf eine höchst bedeutsame Eigenthümlichkeit Lavater's hingewiesen, daß er in allem seinem Forschen und Wirken stets den Menschen im Auge hatte, stets auf Wirkliches und Leben, auf menschliche erfahrungsgemäße Wahrheit hinsteuerte, Alles aus dem Leben für das Leben schöpfte und entwickelte.

„Die lebensvolle Menschheit mit der Fülle ihrer Anlagen, Zwecke und Bedürfnisse“, sagt Gelzer (a. a. O. S. 72), „war sein steter Ausgangspunkt, so daß er in diesem schönsten Sinne den edelsten Vertretern der Humanität an die Seite gestellt werden darf. Dies gilt im vollsten Maße von dem Geiste seiner Schriften; die wichtigsten derselben sind alle von Einem Sinne beseelt: von der heiligen Sehnsucht nach dem wahren, ganzen, ursprünglichen Menschen, nach dem Ebenbilde Gottes.

Ein Menschen-Sucher war er vor Allem, und mehr als alles Andere."

Auch als Schriftsteller bethätigte er also jenen Ausspruch, der sich in der Zueignung seiner Predigten über das Buch Jonas (1773) findet: „Menschlichkeit, diese erste und letzte Menschentugend, ist einer meiner ersten Hauptzwecke"*). Fast beispiellos war dafür aber auch die freundliche Aufnahme, die seinen Schriften, selbst weit über die engen Grenzen seiner schweizerischen Heimath hinaus, zu Theil geworden ist. Man verschlang, so zu sagen, beinahe Alles, was von ihm erschien, mit einem wahren Heißhunger, und doch übertraf ihn an Fruchtbarkeit kein Schriftsteller seiner Zeit. Er schrieb für alle Lebensverhältnisse, für jeden Stand, für jedes Alter, und zwar mit fast unglaublicher Leichtigkeit, worin er vielleicht nur von Luther übertroffen wird. Denn jederzeit stand ihm ein unerschöpflicher Reichthum von Gedanken, sowie eine Fülle von Worten zu Gebote; und wo der Vorrath an gebräuchlichen Ausdrücken nicht ausreichte, bildete er mit vielem Glücke neue. Wie nun die ganze Lebensanschauung, die in seinen Schriften herrschte, mächtig anzog, so gewann die Bestimmtheit seiner christlichen Ideen, die Tiefe, Wärme und Innigkeit des Gefühls, die Eindringlichkeit, Lebendigkeit und oft wahrhaft kindliche Einfalt seiner Darstellung, die durch den Schwung seiner frischen Bilder und Gleich-

*) Aufbewahrenswerth ist folgende Äußerung Lavater's: „Es gibt mehr Helden als Heilige, mehr Heilige als humane, ganz und stets humane Menschen. Findest Du einen ganz und stets humanen Menschen, der in sich und außer sich Alles humanisirt, so bete ihn an; ich kenne nur Einen durch die Tradition."

nisse belebt wurde *), vornämlich aber die kraftvolle, heldenmüthige Entschiedenheit, mit welcher er zu Christo und seinem Evangelio stand, ihm alle Herzen, und zwar letztere Eigenschaft um so mehr, als zu eben jener Zeit unläugbar noch ein Bann der Furcht auf Israel lag, der unter Zehntausend kaum Einen finden ließ, der Muth genug hatte, dem Götzen der Zeit mit offenem Visir

*) In Abrede zu stellen ist freilich nicht, daß er die Wirkung seiner Darstellung zuweilen durch übertriebene Wortfülle schwächt und beeinträchtigt. Jacobi sagt in dieser Beziehung bezeichnend: „Die Agitation, in welche Du öfters geräthst, hindert die Wirkung Deiner Schriften sehr. Mir wird dabei, als sähe ich einen Nagel gegen einen Stein der Wand treiben und nicht eher nachlassen, bis er stumpf und krummgebogen mit einem Theile der Pflasterung herabfällt. Wo Fugen sind, bedarf es so vieler Schläge nicht, und auch nicht, wenn der Nagel so geschmiedet war, daß er durch einen Stein gehen konnte, und der rechte Hammer dabei ist. Ich weiß, Lieber, Du nimmst diese brüderliche Erinnerung nicht übel." Auch erinnern einige seiner Schriften allerdings an ein Wort Hamann's, welcher meinte: „wie er (Hamann) beim Schreiben an Obstructionen, so leide Lavater dagegen an einem beständigen Durchfall". Man wird aber wohl thun, sich bei Beurtheilung des Schriftstellers Lavater eines Urtheils Goethe's über ihn zu erinnern, welcher sagt: „Jedes große Genie hat seinen eigenen Gang, seinen eigenen Ausdruck, sein eigenes System und sogar sein eigenes Costüm. Wenn das nicht wahr wäre, so müßten wir unsern Lavater für die allerseltsamste Erscheinung von der Welt halten. Wir müßten die wunderbarste Vermischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Schwung und Tiefe der Gedanken, von reiner Philosophie und trüber Schwärmerei, von Edelm und Lächerlichem zu erblicken glauben. Ist aber jedes große Genie zugleich Original ..., so muß der Zuschauer seine Weise mit Ehrerbietigkeit betrachten, ohne sich unterfangen zu wollen, jeden Schritt desselben nach dem gemeinen Maßstabe zu beurtheilen."

entgegenzutreten, und wo man die Furcht vielleicht mehr noch als den bösen Willen die Mutter vieles Übels nennen konnte.

Wir werden uns die eigenthümlichen Zeitverhältnisse, in welchen Lavater's Leben und Wirken sich bewegte, um so mehr stets gegenwärtig zu halten haben, als sie nachweislich den größten Einfluß ausübten, wie auf seine eigene Bildung, so auch auf sein ganzes Wirken nach Außen. In der Schweiz, wie auch in Deutschland war bekanntlich zu Lavater's Zeiten mit der französischen Litteratur auch der frivole, antichristische Geist der französischen Aufklärerei eingedrungen. Der religiöse Radicalismus des Spötters Voltaire, der die Religion des Christenthums dem schwarzen Brode verglich, das höchstens noch für die Hunde gut sei, hatte bereits den Weg zu den Herzen von Tausenden gefunden, und offenbarte sich immer rückhaltsloser durch die seichteste, im höchsten Grade irreligiöse Aufklärungssucht. Die Propheten der neuen Aufklärung, für welche Berlin vorzugsweise den Mittelpunkt bildete, verwiesen, voll der feindseligsten Tendenzen gegen alles positive Christenthum, voll maßloser Willkür und unerhörter Frechheit, Alles, was über ihre kahle Verständigkeit und Moralität hinausging, den Bereich ihrer fünf Sinne überschritt, oder sich aus ihrem hausbackenen Menschenverstande nicht heraus entwickeln ließ, in das Gebiet des Abgeschmackten, Veralteten, Lächerlichen und Unsinnigen, wogegen sie ein neues Reich der Vernunftreligion zu erbauen sich vermaßen, worin aber eben so wenig rechte Vernunft, als rechte Religion zu finden war.

Auf zwei mächtigen Gebieten des Lebens wurde dieses Getreibe der neuen Aufklärungspäpste am weitesten fortgeführt: auf dem Gebiete des Erziehungswesens und auf dem der periodischen Presse und Litteratur. Auf dem erstgenannten zeichnete sich vor Anderen Basedow aus (1723 zu Hamburg geboren), der sich zum Reformator des Erziehungswesens in Deutschland berufen glaubte, kecken Muthes und voll revolutionären Enthusiasmus marktschreierisch eine neue Heilsordnung des Unterrichts und der Erziehung verkündigte, und es sich recht eigentlich zur Lebensaufgabe machte, das verfinsternde Licht der neuen Aufklärung den Kindern in den Schulen anzustecken. Gewohnt — nach Schlosser's Ausdruck — „im Tone eines trunknen Matrosen" auf Angriffe zu erwiedern, stürmte er mit rohem Ungestüm gegen die bestehenden Schulanstalten, und führte statt derselben die sogenannten Philanthropine ein, Anstalten, in denen auf dem Grunde reiner Menschlichkeit die Jugend auf dem kürzesten Wege zur Freiheit entwickelt und zur Kenntniß des Praktisch-Wissenswürdigsten gebracht werden sollte *). Vom Fürsten zu Dessau 1771 berufen, gründete er daselbst das Philanthropin, das als die Musterschule von ganz Deutschland gelten sollte, und ganz nach denselben neuen Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätzen eingerichtet war, wie sein großes Elementarbuch, das er zur Beförderung einer für Katholiken und Protestanten, ja für Juden und Christen

*) „Man kann", heißt es irgendwo in Lavater's Schriften, „den Menschen durch Wegschaffung der Religion in die höchste Egalität — mit den wilden Thieren bringen."

gleich brauchbaren Welt- und Menschenansicht bestimmt hatte*). Kann man auch Basedow (der übrigens von gleichzeitigen Schriftstellern geschildert wird als ein Mann von abstoßendem Äußern, rauhen Sitten, anmaßendem Betragen, ohne gründliche Ausbildung, ohne gediegene Gesinnung, ohne feineres Gefühl und persönliche Würde, der plump und rücksichtslos einem Jeden seine Ideen aufdrang, aber im Umgang einen guten Humor hatte), sowie jenen andern Männern, die ihm nachfolgten (Campe, 1741 in Braunschweig geboren, Salzmann, 1744 im Erfurtschen geboren, Pestalozzi, 1746 zu Zürich geboren), das Verdienst nicht absprechen, Vieles zur Verbesserung des Elementarschulwesens beigetragen und namentlich durch eine lebendigere Unterrichtsmethode auf eine bessere Entwicklung der Verstandeskräfte eingewirkt zu haben, so haben sie doch unläugbar durch ihre dünkelhafte Aufklärerei, die weiser sein wollte als Gottes Wort, mithin an demselben, wo es in ihre Köpfe und Begriffe nicht passen wollte, so lange künstelte, bis

*) Dazumal war nämlich die halbmondsüchtige d. h. türkenfreundliche Civilisationsnarrheit noch nicht der Modeton, sonst wären zweifelsohne auch die lieben, guten Türken unvergessen geblieben. Vielleicht ist's aber der mondlichten Aufklärung unserer Tage vorbehalten, der Allerweltsreligion den Hebammendienst zu leisten, und den Grundsatz des barbarischen russischen Kaisers Alexander: „daß die Grundlage der Civilisation auf den Eckstein des Evangeliums gelegt werden müsse“ (vgl. Joh. Fr. Oberlin, Pfarrer im Steinthal. Nach seinem Leben und Wirken dargestellt von Fr. W. Bodemann. Stuttgart, 1855. S. 228), unter den Trümmern der — noch freilich unbezwungenen — Seeveste Sebastopol zu begraben.

es aus Gotteswort Menschenwort wurde, einer bodenlosen Oberflächlichkeit, einer seichten Geistlosigkeit und frühzeitigen Räsonnirlust, sowie einer leichtsinnigen Lebensansicht unter der Jugend großen Vorschub geleistet. Wollte man eigentlich doch nur tugendhafte Heiden aufziehen, die nur insoweit der christlichen Religion das äußerliche Compliment zu machen hätten, daß sie ihr die Ehre erwiesen, sich Christen zu nennen, und christliche Ceremonien flüchtig mitzumachen. Daher mochte denn auch Herder dem Basedow „nicht einmal Kälber zur Erziehung geben, geschweige denn Menschen". Kein Wunder also, wenn es bei den jungen Viel-, ja Alleswissern, die, voll Eigendünkels, noch ehe sie's gelernt hatten, Alles besser wußten, und von den Schulen der neuen Weisheit sich nicht bloß leere Beutel — das wäre noch am leichtesten zu ertragen gewesen — sondern auch leere Herzen und Köpfe geholt hatten, in welche statt der wirklichen und lebendigen Gegenstände nur leere Namen und todte Worte kamen, die das Herz aufblähten, wie unverdauete Speisen den Magen, mit zum guten Tone und unter die Zeichen eines klugen, witzigen Kopfes gehörte, mit vornehmen, mitleidigem Lächeln auf die altmodische Bibellehre herabzusehen, und über alles Heilige mit Spott herzufallen, wie die Sau über die Perlen. Denn wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.

Unter den Journalisten, Redacteuren der Zeitschriften und Zeitungen, wie überhaupt unter den in himmlischen Dingen fast um allen Verstand gekommenen Schriftstellern jener Zeit, die die Sündfluth der Neo-

logie in breiten Strömen über das deutsche Publicum sich ergießen machten, war der hervorstechendste Nicolai, 1733 zu Berlin geboren. Unter seiner oberdirectoralen Polizeigewalt trat 1765 an die Stelle der bekannten „Litteraturbriefe" die „allgemeine deutsche Bibliothek", die das Gebiet der gesammten Litteratur umfaßte, und gleich Anfangs 50 und später sogar 130 Mitarbeiter, unter denen auch namentlich Biester, Leuchsenring, Gedike u. A., zählte und zum offenen Sprechsaale für Alle bestimmt war, die ihre Stimme wider den Offenbarungsglauben zu erheben Beruf in sich fühlten. Grundmotiv des ganzen Unternehmens war von Seiten Nicolai's, der in seiner Person den Litterator und Buchhändler vereinigte, eine mercantile Speculation. Als ein finanzieller Speculationsgeist wußte er jedoch mit dem buchhändlerischen Interesse geschickt seine litterarischen Bestrebungen zu verbinden, deren ganzes Absehen darauf gerichtet war, unter dem so oft gemißbrauchten Namen der Aufklärung die elenden Abgeschmacktheiten der Deisten, Naturalisten und anderer Confusionisten wieder aufzuwärmen, das Ansehen der Bibel als des geoffenbarten Wortes Gottes immer mehr herabzuwürdigen, den Glauben an die Geheimnisse der christlichen Religion und vornämlich die Geheimnisse des Versöhnungswerkes den Leuten verdächtig, lächerlich oder doch zum Mindesten überflüssig zu machen, und auf Alles, was sich über das Niveau ideenloser Gesunden-Menschenverstands-Philosophie erhob, den Vorwurf des Aberglaubens oder den Verdacht des Jesuitismus zu wälzen. Und das Alles geschah in einer mit nichts in der Welt

vergleichbaren despotischen Anmaßung und im Tone hofmeisterlicher Überlegenheit und alleiniger Dictatur. Denn wiewohl sich die guten Herren zu Verfechtern der Gewissens- und Redefreiheit aufgeworfen hatten, so nahmen sie nichtsdestoweniger für ihr hohes päpstliches Inquisitionstribunal das Jedem gleich offene Recht des Denkens, Empfindens, Redens und Schreibens als ein Monopolium des Unglaubens und Aberglaubens ausschließlich in Anspruch, und verdammten schonungslos jede abweichende Meinung, wie's denn von jeher der Welt Brauch gewesen. Denn je weniger Wahrheitsliebe, desto mehr Eifer; je weniger Gründe, desto mehr Anathema. Um sich von der Fadheit, Geistlosigkeit und Gemeinheit der Aufklärung der Berliner Nicolaiten eine Vorstellung zu machen, erinnere man sich nur an jenes Urtheil, mit welchem Goethe, wiewohl er sich doch selbst einen decidirten Nichtchristen nennt, den frechen Übermuth Nicolai's so hart geißelt:

„Was Du mit Händen nicht greifst, das scheint Dir Blinden ein Unding,
Und betastest Du was, gleich ist das Ding auch beschmutzt.“

Und ein anderes mal schrieb er:

„Queerkopf! schreiet ergrimmt in unsre Wälder Herr Nickel;
Leerkopf! schallt es d'rauf lustig zum Walde heraus.“

Leuchsenring aber schildert derselbe auf das Treueste in den Worten:

„Er will überall Berg und Thal vergleichen,
Alles Rauhe mit Gips und Kalch verstreichen,
Um dann zu malen auf das Weiß
Sein Gesicht oder seinen St—.“

Um ein Gutes weiter noch, als selbst Nicolai, ging in der Ummodelung und Verfälschung der Bibel in moderne Zeitbegriffe der berüchtigte Bahrdt, 1741 zu Bischofswerda im Meißenschen geboren (vgl. S. 48), in dem sich überhaupt die deutsche Aufklärung des 18. Jahrhunderts am augenscheinlichsten in ihrer Verbindung mit der Frivolität und Rohheit der Gesinnung darstellt. Schon längst hatte sich zwar die Bibellehre gefallen lassen müssen, auf der Filtrirmaschine der menschlichen Vernunft von dem vorgeblichen Bodensatze jüdischen Aberglaubens und orientalischer Phantasie geläutert, ja auf die Tortur gespannt oder in das Prokrustesbette des Menschenverstandes gelegt zu werden, um ihre vollen Ausdrücke bald so auseinander zu zwängen, bald so zu verkürzen, oder einzuschrauben, zu drehen und zu wenden, daß der Geist der heiligen Schriftsteller daraus gebannt, und statt dessen der Geist des 18. Jahrhunderts hineingelegt war. Bahrdt und Consorten glaubten jetzt die Zeit zu einer einfacheren Procedur gekommen. Es entstand daher seine „Neueste Offenbarung Gottes in Briefen und Erzählungen", in denen er das Neue Testament in seine Theologie übersetzte, und die Goethe so treffend charakterisirt, wenn er Bahrdt also redend einführt:

„Da kam mir ein Einfall von Ungefähr,
So redt' ich, wenn ich — Christus wär'."

Und Lavater schildert bei Besprechung jener Schrift Bahrdt und Ähnliche also: „Die haben endlich das Huhn über dem Ey erhascht, und uns den Nebel vor die Augen weggewischt, daß nicht nur wir Alle, die

wir an den Buchstaben des Evangelii glauben, sondern auch jene schwachmüthigen Graubärte, die Kirchenväter, und sogar die (nach ihrer Sprache) armen Tröpfe, die Apostel, so lange, lange jämmerlich irregegangen sind, und, merk' auf! Christi Werk auf Erden nichts Anderes, als ein verschmitzter Ordensplan gewesen, die Welt an der Nase zum Himmel d. i. zu bürgerlicher Ordnung und Unterwürfigkeit zu führen, dabei aber sich selbst nicht zu vergessen. Siehe, das ist der Bon ton unsrer Theologen, Philosophen, Journalisten und Schöngeister. Nach dieser Leier muß man tanzen, um zu gefallen."

Ergoß sich die auflösende Neologie gedachtermaßen auch vorzugsweise auf den beiden bereits bezeichneten Gebieten in breiten Strömen, so begreift man doch leicht, daß auch das kirchliche Gebiet auf die Dauer nicht unberührt davon bleiben konnte. Je länger je mehr wurden bekanntlich zunächst die theologischen Lehrstühle auf den Hochschulen zum großen Theile zu Marktschreierbühnen der neuen Aufklärung. Nach und nach ging dann aber ein gut Theil der eigentlichen Kirchenlehrer, die doch vor Allen berufen sind, den Wächterdienst im Hause des Herrn zu thun und sein Reich zu schützen, in das feindliche Heerlager über. Noch Andere setzten, wenn sie auch der directen Polemik wider die Bibellehre sich enthielten, ein beliebiges selbstgemachtes Christenthum zusammen, das mit den Neutestamentlichen Zeugnissen von Christo nicht die entfernteste Ähnlichkeit hatte, ja dem Geiste desselben völlig zuwider war. Und wieder Andere, wenn sie auch nicht wie Petrus ihren Herrn verläugneten, ließ der

Schrecken und die Rath- und Muthlosigkeit machtlos verstummen. Solchergestalt glichen die meisten christlichen Kanzeln den von den Wächtern verlassenen Mauerzinnen, und die protestantische Kirche wurde zu einem eigentlichen Babel.

Wie es unter solchen Umständen mit den Sitten jener Zeit aussah, läßt sich ohne Weissagung leicht erachten. Der Unglaube und der sittliche Leichtsinn haben sich stets als nahe Blutsverwandte zu erkennen gegeben. Denn wie der Mensch glaubt, so lebt er. Und weil der Unglaube ohne Gott in der Welt ist, kann auch sein Leben nur ein zucht- und gottloses sein. Wahr ist's freilich, daß das christliche Sittengesetz von den Fortschrittsmännern nie überschritten wurde, und auch nicht überschritten werden konnte, weil es für sie — keins mehr gab. Denn die Weisheit dieser Leute hatte statt des festen prophetischen Wortes der ewigen Weisheit ihre Einfälle zum Führer gewählt, hatte an die Stelle von Gottes Gebot und Rathschluß ihre Vernunftmoral gesetzt. Was aber die Alles zuläßt und zudeckt, das haben uns die nachfolgenden Revolutionen, diese Kinder des Abfalls von Gott, handgreiflich genug vor die Augen gerückt.

Wir würden indeß weit irregehen, wenn wir meinen wollten, der Unglaube, wie ihn die Wortführer der Vernunfthelden und Aufklärungspäpste laut vor aller Welt bekannten, sei das Bekenntniß aller ihrer Zeitgenossen gewesen. Wie vielmehr selbst mitten in der Wüste grünende Oasen und auf den Inseln mitten im Meere Quellen süßen Wassers sich finden, so zeigte sich mitten

in der zerstörenden und auflösenden Thätigkeit jener Tage auch noch eine erhaltende, umgestaltende, schöpferische. Zeugniß dafür liefert schon das unter Friedrich Wilhelm II. im Juli 1788 erschienene Religionsedict, das den Zweck hatte, der Verfälschung der Grundwahrheiten des christlichen Glaubens und der daraus entstandnen Zügellosigkeit der Sitten Einhalt zu thun, und die christliche Religion der protestantischen Kirche in ihrer alten ursprünglichen Reinigkeit und Ächtheit zu erhalten und zum Theil wieder herzustellen, daher es denn auch anordnete, daß hinführo alle Lehrer des Christenthums bei Vermeidung unausbleiblicher Strafe der Cassation, und nach Befinden noch härterer Strafe, aller Angriffe auf den bestimmten festgesetzten Lehrbegriff ihrer Confession sich zu enthalten hätten, als wozu sie ihr Amt und ihre Pflicht und die Bedingungen, unter welchen sie angestellt worden, verbinde.

Wie wohlgemeint dies aber auch war, so zeigte doch der Erfolg bald und auf unwidersprechliche Weise, daß es mit der Macht des Gesetzes nicht allein gethan sei, sondern daß die Hülfe ganz wo andersher kommen müsse; daß die Kirche Christi, die eben dadurch zu einer Wüste geworden war, weil das Wort Gottes so theuer und rar oder gar entfernt geworden, allein auch dadurch wieder in einen Lustgarten Gottes verwandelt werden könne, daß eben dieses Gotteswort wieder zu Ehren gebracht und lebensfrisch in die Herzen gepflanzt werde. Zum Glück fehlte es auch nicht an Solchen, die die tiefe Schmach, wovon die Kirche betroffen war, schmerzlich empfanden, und von dem

Wunsche beseelt waren, das Heilige den unheiligen Händen zu entreißen. Voran unter ihnen standen die strengen Orthodoxen oder Altrechtgläubigen, fest entschlossen, auch nicht um ein Haar breit zu weichen von dem, was sie als Inhalt des biblischen Christenthums erkannt hatten, und sich dem Zeitgeiste gegenüber durchaus auf keine Zugeständnisse einzulassen, vielmehr die Seuche des Unglaubens nöthigenfalls ächt allopathisch durch die stärksten Dosen durchgreifender Gegenmittel auszutreiben. Aber die damalige Orthodoxie war zumeist mehr Rechtgläubigkeit als rechte Gläubigkeit, mehr Form als Geist, die, in todten Formeln erstarrt und verknöchert, das geschichtlich Gegebene des Christenthums mehr als eine bloße Satzung festhielt. Ihre Schwerdter waren daher verrostet, ihre Helme waren Spinngewebe und ihre Schilde von papiernen Systemen zusammengeleimt.

Ihnen zur Seite standen die homöopathischen Streiter wider das Heidenthum der neuen Aufklärer, aber ihr Streben war nicht weniger erfolglos, wie manche Lanze sie auch, entrüstet über den Hohn der großen Goliathe der Zeit, wider ihr schamloses Getreibe einlegten. Ihnen war die Religion des Christenthums zwar etwas Heiliges geblieben; sie glaubten noch an ihren Gott im Himmel und an ihren Heiland Jesum Christum. Aber selbst mehr oder weniger angesteckt von dem unsaubern Geiste der Zeit, war, wie ihr Verhältniß zum Christenthume, so auch ihre Abwehr der Angriffe wider dasselbe doch nur mehr äußerlich. Hielten sie doch im Grunde vom Christenthume kaum mehr als

seinen sittlichen Bestand fest. Denn von dem Glaubensinhalte der Bibel opferten sie, wenn auch zum Theil in der guten Meinung, dadurch mit dem Zeitgeiste desto eher ein friedliches Abkommen zu finden, durch Zugeständnisse an die Forderungen der neuen Zeit desto leichter das Christenthum zu retten, und durch eine religiöse Aufklärung der irreligiösen die Spitze abzubrechen, so weit auf, daß von den eigenthümlichen christlichen Ideen, durch welche sich das Christenthum von andern Religionen unterscheidet, in der That auch nur wenig übrig blieb. Wenngleich sie daher auch zum Theil aus der guten bibelgläubigen Zeit noch die biblische Sprache beibehielten, so glichen ihre Ausdrücke doch den Münzen, die bei ihren alten Namen zu verschiedenen Zeiten einen sehr verschiedenen herabgesetzten Werth haben, oder den Werthpapieren, die, wie ihrer Zeit die französischen Assignaten, tief unter ihrem Nennwerthe, etwa bloß Fünf von Hundert, oder gar nichts galten.

Unter diesen Homöopathen finden wir nun einzelne Männer von höchst achtungswerthem persönlichen Charakter, wie z. B. außer Spalding (1714 zu Treibeis in Schwedisch-Pommern geboren) den ehrwürdigen Jerusalem (1709 zu Osnabrück geboren, später Abt und Hofprediger zu Braunschweig, starb 1789), Zollikofer (1730 in St. Gallen geboren, später Prediger an der reformirten Kirche zu Leipzig), Aug. Wilh. Friedr. Sack, Oberhofprediger zu Berlin. Auch Teller (1774 zu Leipzig geboren, später Professor der Theologie zu Helmstädt und darauf Propst zu Cöln an der Spree) gehört hierher, obwohl er sich schon

ungleich mehr zum Extrem der neologischen Richtung hinneigte.

Was daher der Kirche vor Allem Noth that, das waren Männer, die ganze Männer waren, an denen zwar die neue Zeit mit ihren Ergebnissen nicht spurlos vorübergegangen, in denen aber auch der Geist Christi lebendig war, und die den Willen und die Macht hatten, das Positive des Christenthums mit lebendiger Begeisterung festzuhalten und mit Nachdruck in das Leben der Völker wieder einzuführen, und mit ganzer, voller Hingebung zwischen dem Alten und Neuen eine Versöhnung zu Stande zu bringen, kurz, rechte Streiter Christi, die, angethan mit den Waffen aus der Rüstkammer ihres Herrn und Königs, fest entschlossen waren, nicht etwa bloß an den Gallatagen und auf den Paraden, sondern auch in der offenen, heißen Feldschlacht sich gerüstet und kriegsbereit finden zu lassen. Und siehe, wie der Feldhauptmann, wenn der Kampf am heißesten und die Gefahr am drohendsten ist, wohl einen Aufruf ergehen läßt an seine Kerntruppen und das Feldgeschrei erhebt: „Freiwillige vor!" so erließ auch der oberste Heerführer der christlichen Heerschaaren einen Aufruf an die Freiwilligen seines Elitecorps, das er mitten in dem geistigen Babel in Reserve hatte übrig bleiben lassen, und worauf er sich verlassen konnte, denn es war ihm treu ergeben mit willigem Gehorsam. Aufgeweckt durch die Stimme ihres Heerführers, sammelten sich daher alsbald die Auserwählten unter den Berufenen, und siehe, „das Schwerdt ist geschliffen, daß es schlachten soll" (Ezech. 21, 10). Durch sie kam

denn die angenehme Zeit, wo, nachdem lange genug der dürre Wind aus der Wüste der Aufklärung die Felder öde gemacht hatte, der Geist wie Morgenthau die Saat der Menschen wieder erquickte, und wo dem Herrn wieder Kinder geboren wurden, wie der Thau aus der Morgenröthe.

Höchst bezeichnend und beachtenswerth bleibt hierbei, daß in der vordersten Reihe dieser muthigen, sieges- gewissen Verfechter des Christenthums im 18. Jahr- hundert drei Prediger der Wüste stehen, die keine Pre- diger und überhaupt keine Theologen von Profession waren. Es sind dies: 1) Hamann (1730 zu Königs- berg geboren, später daselbst Packhofsverwalter, † 1788), den Herder den „Magus des Nordens", und Lavater (in der Handbibliothek) einen „biblisch-athletischen Schrift- steller" nennt. Seine Schriften, zum Theil so tiefsinnig, daß er selbst in spätern Jahren Vieles darin nicht mehr verstand, gleichen der tiefen Goldgrube, die mit Erde schwer bedeckt ist, die aber viele Goldkörner von unschätzbarem Werthe enthält, weswegen auch Lavater einmal sagt: „Von den Goldkörnern, die unter seinen (Hamann's) Tisch fallen, würde ich reich genug wer- den." Jean Paul aber sagt: „Der große Hamann ist ein tiefer Himmel voll teleskopischer Sterne, und manche Nebelflecken lös't kein Auge auf." Und an einer andern Stelle nennt er ihn einen „Heros und Kind zugleich, der wie ein electrisirter Mensch im Dunkeln mit dem Heiligenschein um das Haupt sanft dasteht, bis eine Berührung den Blitz aus ihm zieht", womit auch die Urtheile Merck's und Claudius' übereinstimmen, von

denen der erstere äußert: „Hamann ist ein dunkler Himmel, mit tausend Sternlein besäet", wogegen der letztere erklärt: „Er (Hamann) hat sich in ein mitternächtliches Gewand gewickelt, aber die goldnen Sternlein hin und her im Gewande verrathen ihn, und reizen, daß man sich keine Mühe verdrießen läßt." Alles bei ihm aber ist im schärfsten Gegensatze gegen die damalige seichte Aufklärung. 2) Claudius, der allbekannte Wandsbecker Bote (1741 zu Rheinfeld im Holsteinischen geboren, nachmals Revisor der Schleswig-Holsteinischen Bank, doch wohnhaft in Wandsbeck), der, wie Gelzer von ihm sagt, in unserer Litteratur dasteht „wie ein Christbaum, dessen tausend Lichter, kein Auge blendend, seit vielen Jahren überall hinscheinen, wo für kindliche Freude, für herzliche Erwärmung noch eine Stätte ist", und aus dessen Schriften uns wie aus reinem Kindesauge ein tiefer, klarer Himmel von Unschuld und Liebe, von seligem Gottesfrieden und lauterm Wahrheitssinn anschaut. Sein liebenswürdiger, lebensfrischer, aus tiefer Frömmigkeit erwachsener und wunderseltsam mit dem heiligsten Ernste gepaarter Humor verstand die Herzen der Menschen wie mit einem Zauberschlüssel zu öffnen. 3) Jung-Stilling, der in abwechselnder Reihenfolge bald Schneidergeselle, bald Schulmeister, nachmals aber ein tüchtiger Arzt und Geheimrath des Kurfürsten von Baden war, und durch seine gemüthliche Frömmigkeit der Mittelpunkt der Stillen im Lande wurde.*)

*) Siehe Fr. Wilh. Bodemann: Züge aus dem Leben des Joh. Heinrich Jung, genannt Stilling. 2. Aufl. Bielefeld. 1/6 Thlr.

Diese Männer nun, die mit der ganzen Energie ihres lebendigen Glaubens dem Evangelio des Sohnes Gottes zu einer Zeit laut und begeistert das Wort redeten, wo die altevangelischen Glaubensbegriffe dem Leben so sehr entfremdet waren, daß kaum Jemand sie ungescheut auszusprechen wagte, und den auflösenden Richtungen ihres Jahrhunderts durch ihre geistige Macht ein Gegengewicht entgegenhielten, erheben sich aus der weiten Ebene der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts wie einsame Gipfel, und erscheinen wie der Morgenstern, der aus dem tiefen Dunkel aufgeht, um den neuen Tag heraufzuführen. Doch einen ohne allen Vergleich tieferen, umfassenderen, dauernderen Einfluß übte Lavater auf seine Zeit aus, einen Einfluß, der selbst in unsere Bildung noch tief eingreift. Es erfüllte sich an ihm selber jenes Wort, das er einmal (im „brüderlichen Schreiben" S. 54) sprach: „Ein ächter Christ ist mehr werth, als hundert Bände sogenannter Beweise der Wahrheit der christlichen Religion." So laut, so kühn, so klar und frei, wie er, hatte noch Niemand die evangelische Wahrheit ausgesprochen. Und wenn Jung-Stilling einmal Herdern nachrühmt, von ihm einen Stoß erhalten zu haben zu einer in's Unendliche sich erstreckenden Bewegung, so werden ohne Zweifel ein Gleiches viele Tausende unserm Lavater zu danken haben, der dastand wie ein Fels in den Stürmen des Unglaubens, mit einer Festigkeit, Entschiedenheit und Entschlossenheit, die mit der Charakterlosigkeit und Zaghaftigkeit so vieler seiner Zeitgenossen einen seltsamen Contrast bildet. Selbst Männer, die

nichts weniger als für seine Glaubensrichtung enthusiasmirt sind, sprechen ihm deshalb das entschiedene Verdienst nicht ab, „im Unglauben der Zeit die lebendige Glaubensflamme als begeisterter Seher neu entzündet und die Welt mit seinem frischen Gotteshauche unzähligen Seelen zu Trost und Heil lebensvoll erwärmt zu haben". *)

Was ihn nun insbesondere zur Schriftstellerei trieb, war kein eitler Zweck, nicht das Haschen nach Schriftstellerruhm, das ihm sehr fern lag, sondern es war ihm dabei, wie in seinem gesammten Wirken, einzig und allein um die Befriedigung unmittelbarer Bedürfnisse zu thun. Menschlichkeit auszubreiten und Menschenglück zu fördern, war, wie wir uns bereits überzeugten, die eigentliche Seele aller seiner Bestrebungen. Bei der zweifellosen Gewißheit seines evangelischen Glaubens sah er dazu nur einen Weg: mit Aufbietung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel dahin zu wirken, daß einerseits der immer herrschender werdenden antichristlichen Richtung seiner Zeit ein fester Damm entgegengestellt werde, und daß andererseits Alle Christo zugeführt würden, auf daß alle Kniee sich beugten vor dem Namen Jesu Christi, und alle Zungen bekenneten, daß er der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters. Dabei bildete ein glühender, enthusiastischer Eifer für Alles, was er einmal als wahr, als gut, folgenreich und nothwendig erkannt hatte, einen Hauptzug seines Charakters, und die Religion, die sein ganzes innerstes

*) Worte Düntzer's in seinen „Freundesbildern aus Goethe's Leben" S. 123.

Wesen durchdrang, lieh diesem Eifer zugleich eine religiöse Kraft und Ausdauer.

Sein Grundsatz war demnach auch: „Was gethan sein soll, weil Wahrheitstreue und Festhalten an der guten Sache es gebietet, das muß, wenn ich weiß, daß es von Niemand außer mir gethan wird, schlechterdings von mir gethan werden, es koste, was es wolle." Und diesem Grundsatze blieb er sein ganzes Leben hindurch treu, ohne sich darin weder durch Drohung, noch durch Gefahr auch nur einen Augenblick irre machen zu lassen. „Es ist umsonst", sagt er daher in seinem Tagebuche (Bd. II. S. 43), „es ist umsonst, und wenn die ganze Welt, und wenn die lichtvollsten Köpfe sich des Namens Christi schämen, und gleich von Übertriebenheit und Schwärmerei reden, wenn Christus, Christus selber gleichsam mit Gewalt hervorgedrängt und auf die Höhe gestellt wird; es muß sein, und mein Auge will ich nicht schließen, und diese Hand soll nicht erstarren: Jesus Christus muß auch noch groß gemacht werden an meinem Leibe, es sei durch Leben, oder durch Tod." Außerdem aber glaubte er an die Kraft und Macht des Rechts und der Wahrheit. „Ach, Freunde!" ruft er einmal aus, „es ist kein Glauben in der Welt mehr an die Kraft der Wahrheit und der Freimüthigkeit; er ist mit dem alten ehrwürdigen Glauben an Gott und an das Stehen Gottes zur gerechten Sache verschwunden." Und ein anderes mal sagt er: „Keine Wahrheit wird fruchtlos ausgesprochen. Wirkt sie nicht sogleich, sie wirkt früher oder später immer was Gutes; wirkt sie nicht das, was wir beabsichtigen,

sie wirkt allemal etwas unsern Wünschen, unserm Hauptzwecke Gemäßes. Ich halte, Freunde, den Glauben an Gott und den Glauben an die vielfache Fruchtbarkeit und Nutzbarkeit der Wahrheitsbezeugung, der Pflichttreue, der Rechtfesthaltung, der Unschuldvertheidigung für unzertrennbar."

Man sieht hieraus zur Genüge, Lavater war ein Zeuge für das ewige Wort der Offenbarung in dem Gefühle der Pflicht, des Bedürfnisses, der Nothwendigkeit, und wir werden das bei der Beurtheilung seiner schriftstellerischen Zeugenschaft fest im Auge zu behalten haben.

Ehe wir indeß uns seine einzelnen Hauptschriften vorführen lassen, wird es zweckdienlich sein, uns seine Religionsanschauung in ihren Hauptzügen durch Zusammenstellung einiger seiner Hauptgrundsätze zu veranschaulichen.

Lavater war nach seiner vollen, tiefen, lebendigen Überzeugung ein bibelgläubiger, evangelischer Christ. Die Bibel war ihm „Urkunde der göttlichen Offenbarung", war ihm „Geschichte des göttlichen Ebenbildes", die gelesen sein will, wie ein Kind seinen Vater hört, war ihm „geschriebene Natur, wie die Natur geschriebene Bibel", war ihm das „liebste, schönste, unauslesbarste, klarste Buch", das er kannte. Das ganze Neue Testament galt ihm als das allerglaubwürdigste und wahrhaftigste Zeugniß von Gott, als „der Superlativ des Positiven und ewig Natürlichen", geschrieben von inspirirten Männern, deren innerer Sinn geöffnet war, deren Seelenkräfte durch Christus und seinen Geist bis auf einen

gewissen Grad entbunden waren. Ihm ist nämlich „Inspiration, Göttlichkeit, eine Art von Leben, ein bestimmter Grad entwickelter Seelenkräfte, von dem allemal nach Bedürfniß der Sache Gebrauch gemacht wird, so daß Alles an einem göttlichen Menschen eben so göttlich als menschlich ist.“ Die Evangelisten hatten daher zur Schreibung ihrer Geschichte keine besondere Inspiration nöthig. „Menschliche Geister“, sagt er, „sollen auf menschliche Geister wirken können... und der Vater der Geister, Der, in welchem wir Alle leben, weben und sind, soll nicht auf die Seele der Menschen wirken, auf menschliche Kräfte keinen Einfluß haben können? Das nennt man Philosophie, und Schwärmerei nennt man den Kindesglauben an des Vaters Allwirksamkeit! Und diesen uralten, unaustilgbaren Glauben der Menschen, daß die Sonne der Geister auf Geister, wie Sonnenlicht auf das Auge, wirken könne, vermischt man mit den armseligen Praktiken elender Geisterbeschwörer.“

Kraft des ihm heiligen, göttlichen Zeugnisses des Neuen Testamentes war ihm Jesus der Messias, der große, göttliche König Israels, den die jüdischen Propheten Jahrhunderte vor seiner Erscheinung verkündigten, war ihm der Herr der Schöpfung, durch den und für den Alles ist, und in dem Alles Bestand und Leben hat, war ihm das Haupt des Menschengeschlechts, der König des göttlichen Reiches, der eigentliche, erste, unmittelbare, einzige, unvergleichliche Sohn des ewigen, unsichtbaren Gottes und Vaters, das vollkommenste Ebenbild, der unmittelbarste und herrlichste Offenbarer

und Darsteller, das Angesicht Gottes, in dem sich mehr als in irgend einem Andern, mehr als in Allen zusammengenommen alle in Gott verborgenen, in der Schöpfung offenbaren Gotteskräfte spiegeln, in dem sich die in sich selbst unbegreifliche, unüberdenkbare, über allen Gesichtskreis menschlicher Vorstellungen unendlich erhabene Gottheit vermenschlicht (humanisirt) hat, in dem sie gedenkbar, anschaubar, genießbar geworden, anbetungswürdig geblieben und anrufbar geworden, in dem sie so sichtbar, so offenbar wird, als sie immer sein, als sie es in keinem andern Wesen werden kann; kurz, Jesus war ihm der Gottmensch, der sichtbare Gott über alle Menschen der Erde, der nichts über sich hat, als den Vater. „Ich weiß", sagt er, „für mich noch keine kürzere, einfachere, mehr umfassende, alle Schwierigkeiten hebende, und ich meine (nach Hebr. 1, 1) zugleich authentischere Definition von Christus, als: das uns (Christen) zugewandte Angesicht Gottes, oder wenn man das Bild noch mehr wegheben will: die uns zugewandte Seite der Gottheit." — „Ist es nicht klare Lehre des Evangeliums, daß der Judengott als solcher — der Zuchtmeister Israels, dieses zuchthausmäßigen Volkes — nicht unser Gott, nicht das Idol unsers Cultus ist, sondern Gott, wie er sich in Christus zeigt?" — „Wenn Christus kein Gott ist in dem Paulinisch-Johanneischen Sinn des Wortes, so kann man sagen, daß das Neue Testament schnurgerade auf dasselbe Verbrechen leitet, vor welchem die Hälfte des Alten Testamentes beinahe zur ausschließlichen Absicht hatte zu warnen und davon abzuschrecken, nämlich zur

Abgötterei." — „Ist Christus nicht Gottes Sohn, wofür er sich ausgibt, so ist er ein Gotteslästerer, wie Keiner" (vgl. oben S. 23). — „Wir sprechen von einem Gottmenschen und Christus, wie er von den Aposteln verkündigt wird. Dieser Gottmensch ist nicht der Christus unsers Zeitalters, weder unserer Pharisäer noch Sadduzäer, weder unserer Orthodoxen noch Heterodoxen, weder unserer Mystiker noch Herrnhuter. Jede dieser Parteien (die Sadduzäer abgerechnet) hat Etwas von ihm; der Eine nimmt seine Moral, der Andere seine Institute, der Dritte seine Gottheit, der Vierte seine Wunden. Mein Bemühen ist: den ganzen, ungetheilten Christus zu bekommen und bekommen zu machen." — „Ich halte den Nazarener Jesus für das allerhöchste Ideal der Menschheit und der von Menschen gedenkbaren Gottheit; glaube immer mit mehr intuitiver Erkenntniß, daß ohne ihn Niemand zum Vater kommen und mit dem ersten aller Wesen in reelle Genussesgemeinschaft treten könne; glaube, daß allein durch dessen Person und Vermittelung das Menschengeschlecht zu seiner Bestimmung geführt werden könne. Er wird, je mehr ich alle philosophischen Systeme prüfe, täglich mehr mein Herr und mein Gott." — „Alle Kreuze sind Zeugen und Abkömmlinge des ersten heiligen Kreuzes, an welchem der zweite Adam sich zum Stammvater eines neuen, unsterblichen Menschengeschlechts ausglühen und vervollkommnen ließ." — „Das Ende und Ziel aller Erkenntnisse, Empfindungen und Handlungen soll Gott sein; aber dieser Zweck kann ohne das Mittel Jesus Christus nicht er-

reicht werden.“ „Ohne Schöpfung wäre der Gedanke an einen Schöpfer unmöglich — ohne Sohn läßt sich kein Vater gedenken; durch die Schöpfung wird der Schöpfer — Schöpfer, durch den Sohn der Vater — Vater. Wie philosophisch und logisch wahr also: Niemand kommt zum Vater, als durch den Sohn — Niemand erkennt die Schöpfung, als der Schöpfer und wem es der Schöpfer offenbaren will — sei's durch sich selbst oder durch ein Wesen, dem er sich vertrauen konnte! Niemand erkennt den Sohn, als nur der Vater, und Niemand erkennt den Vater, als nur der Sohn, oder wem es der Vater durch den Sohn offenbaren will. Den Vater als Vater kann nur der Sohn zeigen, den Schöpfer als Schöpfer nur die Schöpfung.“ — „Der berührt das Wesentliche, das Individuelle und Eigenthümliche des Christenthums nicht, der Christus nicht als den unmittelbaren Gegenstand unsers religiösen Cultus darstellt.“

Demnach war ihm Christenthum nicht Weisheit, die von Menschen gelernt werden kann, nicht Güte, die dem Menschen ohne Glauben möglich ist, und wenn sie noch so groß wäre, sondern Christenthum war ihm: mit dem Munde bekennen, daß Jesus Messias und lebendiges Haupt der Menschheit sei, und in seinem Herzen glauben, daß in keinem Andern Heil, daß auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, keine Person sei, durch deren Vermittelung und Einfluß sie selig werden können, als der Name und die Person Jesu Christi. Christenthum war ihm: glauben an die persönliche, gottmenschliche, reelle, unmittelbare, weder durch

Zeit noch Raum beschränkte Herrschaft und Souveränetät Christi über die ganze sichtbare und unsichtbare Welt, an die Dependenz aller Dinge von ihm und seiner von Gott, — glauben, daß Alle den Sohn ehren sollen, wie den Vater, daß wer den Sohn nicht ehrt, den Vater nicht ehre, der ihn gesandt hat — glauben, wer den Sohn hat, hat den Vater, wer den Sohn nicht hat, hat den Vater nicht, mit einem Worte: glauben an den in Christo geoffenbarten Gott. — Lavater sagt in Beziehung hierauf (in der Handbibliothek für Freunde. I. 1792. S. 173): „Daß Christus der Urheber des Christenthums sei; daß von Ihm her ein großes Maß von Licht und Gotteserkenntniß sich über die jüdische und heidnische Welt verbreitet habe; daß seine Gotteslehre alle Gotteslehren, seine Sittenlehre alle Sittenlehren in der Welt übertreffe; daß er mit den außerordentlichsten Talenten begabt und von der göttlichen Fürsehung vorzüglich beschützt und begünstigt worden, — das sind keine Glaubenspunkte, sondern Thatsachen, die kein Deist, kein Lessing, kein Bahrdt je bezweifelt hat, oder bezweifeln konnte. Es ist weder ein moralisches noch ein logisches Verdienst, das zu sagen. So wenig es ein moralisches Verdienst ist, zu sagen: Julius Cäsar war ein großer Mann, Sokrates ist weise: so wenig ist's eins: Christus hat seines Gleichen nicht. — Also mag man von der Unvergleichbarkeit Christi, seiner Gottes- und Sittenlehre so viel sagen, als man immer will, das ist noch kein Glaube; das macht keinen Menschen zum Christen, so wenig das einen zum Israeliten machte, der Moses für den weisesten Gesetzgeber hielt, wenn

er nicht an den Gott Israels und dessen positive Offenbarungen glaubte; so wenig der ein Unterthan eines Königs ist, der seine Gebote für weise hält, sie, insofern sie ihn gut dünken, befolgt, übrigens das Ansehen und die Autorität des Königes und alle seine positive Macht verachtet, und alle persönliche Huldigung und Ehrerbietung ihm versagt. Wer läugnet, daß Jesus der göttliche Messias sei, daß er der Herr sei, dem alle Kniee sich beugen sollen im Himmel, auf Erden und im Abgrunde; wer läugnet, daß er der verheißene König der Welt, der Gewalthaber über Alles im Himmel und auf Erden sei; wer ihn nicht, als den unmittelbaren Gegenstand unserer Religion, zum Sohne Gottes im erhabensten Sinne macht, Gott nicht in ihm, in seiner Person anbetet, durch ihn nicht Auferweckung und Unsterblichkeit erwartet, nicht glaubt, daß der Vater ihm, dem Menschensohne, alles Gericht übergeben; wer ihn, seine Person nicht als den wiederkommenden Richter der Lebendigen und der Todten ehrt, ihn nicht für Den hält, dem die sämmtliche israelitische Prophetenschaft Zeugniß gibt, daß durch seinen Namen, durch ihn selbst, Vergebung der Sünden empfangen solle ein Jeder, der an ihn glaubt; wer das entweder bestreitet, oder verschweigt, oder zur Nebensache macht, oder als Local-Wahrheit ansieht, die jüdischen Vorurtheilen und Erwartungen zu Lieb von den Aposteln so vorgetragen worden, als Zeitwahrheit, die höchstens im ersten Jahrhundert Statt gefunden habe, uns aber nichts mehr angehe, für uns überall nicht mehr Wahrheit, oder uns ganz gleichgültige Wahrheit sei;

wer diese bisher von allen Parteien der Christen gleich verehrten, von aller Kritik und tieferer Sprachkunde unvertilgbaren Schriftlehren, die nicht etwa dunkle metaphysische Schulsätze, spitzfindige Fragen, sondern klar, praktisch sind, und mit den Bedürfnissen aller Menschen übereinkommen, — wer diese Grundlehren nicht zum Fundamente seiner christlichen Philosophie, seines reinen Systems, seiner Glückseligkeitslehre macht — und wenn er sonst noch so viel Gutes und Großes von Christus sagte — der ist, so viel mir zu urtheilen gegeben ist, er ist — ein Ungläubiger an's Evangelium, ein feiner Deist."

„Ich entsage allem Anspruche auf gesunden Menschenverstand, wenn das Paulinische Christenthum und das dieser (deistischen) Theologen ein und dasselbe ist. Ein Christenthum, dessen Mittelpunkt nicht Christus ist, das Christo seine Herrschaft, seinen Einfluß auf die menschlichen Angelegenheiten und Schicksale, seine Verbindung mit dem gestorbenen, lebenden und künftigen Menschengeschlechte raubt, das zwischen Christus im Grabe oder im Himmel und der Christenheit auf Erden eine unübersteigliche Kluft befestigt, die alle Anbetung seiner Person zur Thorheit und alles Zutrauen zu ihm selbst zur Schwärmerei macht, — ein solches Christenthum, so fein es immer ausgesponnen sei, ist ein Antichristenthum. Und ein Mann, der sich für einen Lehrer der Christen ausgibt, und zu einem Vertheidiger des Christenthums aufwirft, und Dinge sagt, die nach aller Menschen Gefühl kein Paulus und Johannes hätte gesagt haben können, oder Lehren verschweigt, die

Paulus und Johannes auf allen Blättern zu Hauptlehren machen; Dinge sagt, die sich zu den klarsten, wiederholtesten Behauptungen Jesu und seiner Apostel verhalten wie Nein zu Ja; Dinge sagt, die Jeder als die schändlichste Parodie ansehen würde, wenn man sie in der Form einer zweiten Epistel an die Römer, oder einer dritten an Timotheus herausgäbe — ich sage, Verzicht thue ich auf allen Menschenverstand, wenn ein Mann, der so schreibt und lehrt, ein Christ zu heißen verdient, oder eines andern Namens werth ist, als: eigenmächtiger Verdreher des Christenthums und antichristischer Lehrer."

In Ansehung der ihm im höchsten Maße widrigen Versuche, die Bibellehre von der Versöhnung durch die damals beliebte Accommodationstheorie abzuschwächen, erklärt er ferner: „Ich entsage lieber heut als morgen dem Christenthume, wenn doch, worauf die Apostel unaufhörlich zurückkommen, worauf sie Alles gründen, woraus sie Alles herleiten, eine bloße Nebensache, ein Bedürfniß bloß ihrer Zeit, und nichts als eine Accommodation nach der Schwachheit ihrer Zeitgenossen war. Ja, eine Accommodation, wie die Menschwerdung Gottes eine ist, ist auch die Schriftlehre von der Versöhnung — aber in keinem andern Sinne. Die Lehre von der Versöhnung des Menschen mit Gott durch Christum ist nicht nur eine wesentliche, sondern eine ganz eigenthümliche Schriftlehre. Wir wollen uns nicht ein Evangelium ohne diese Lehre aufdringen lassen. Das hieße, dem Evangelio sein Eigenthümlichstes rauben, das daraus wegheben, wodurch es zum Evangelium wird, wie

das Bild eines Menschen dadurch zu seinem Bilde wird, daß es uns seine Eigenthümlichkeit darstellt.“

Derselben christlichen Anschauung begegnen wir desgleichen in dem nachstehenden, nur wenige Wochen vor seinem Lebensende verfaßten und an van der Smissen übersandten Glaubensbekenntnisse, wovon die vorhandene Abschrift mir von lieber Hand gütigst zum Gebrauch *mitgetheilt* wurde.

Glaubensbekenntniß.*)

3. November 1800.

Summa Summarum:

Christus oder Verzweiflung.

Unentbehrlicher ist mir nichts, als Jesus Christus, wie Ihn uns — nicht irgend eine noch so fromme Kirchenpartei, wie Ihn das Evangelium, das ich als reine, göttliche Offenbarung verehre, darstellt.

*) Dasselbe begleiteten folgende Zeilen:

„Lieber! Dank für jedes Wort brüderlicher Liebe und herzlicher Theilnahme an meinem täglich schwerer werdenden Leiden, das mir so oft das Schreiben, Diktiren und Sprechen, ja, was das Schrecklichste ist, das Beten unmöglich macht. Doch der Herr versteht auch unaussprechliche Seufzer. Dringend empfehl' ich Ihrem Gebete den schwächsten aller Sterblichen. — Hier, Lieber, mein kurzes Glaubensbekenntniß, worauf ich leben und sterben will.“

In einer Nachschrift vom 5. November 1800 an denselben heißt es weiter: „Beinahe täglich peinlicher, anhaltender, ununterbrochener gewiß wird mein Leiden. Die Langmuth des Allbeherrschers wird mich ärmsten aller Armen nicht verlassen, und kein „Erbarme Dich!“ wird umsonst sein.“

Mir Menschen, mir Sterblichen, mir Sünder, mir Denker, mir Zweifler, mir Schwachen ist Christus schlechterdings unentbehrlich.

Christus der Lehrer, das Beispiel, der Erbarmer, der Helfer ohne seines Gleichen, ist mir ganz recht, ganz göttlich. — Christus ist mir Alles, was Gott dem Menschen sein kann, die Fülle Gottes in der Menschheit. — Gott ist mir in Christus Gott, Liebe, Leben, Beseliger. Alles Gute erwarte ich von Gott durch Christum. Christus ist mir Geber aller Gaben, Begnadiger, Gnadenversicherer, Gnadertheiler, Geistsender, Entsündiger, Vergüter alles dessen, was nicht ich und Niemand außer Ihm vergüten könnte. Er ist mein Herr und mein Gott, mein höchstes Gut, mein Leben, mein Alleinbeseliger, mein Veredler, mein Vervollkommner, mein Vereiniger mit dem Lichte, in welchem keine Finsterniß ist. Er hat sich durch Seine Menschwerdung, Erniedrigung, Ausleerung, seinen Gehorsam, sein Leiden und Sterben zum allgenugsamen Menschenbeseliger qualificirt — hat sich Beseligungsrechte und Beseligungskräfte für das ohn' Ihn verlorne, ohn' Ihn unrehabilitirbare Menschengeschlecht erworben, erlitten, erstorben, errungen. Sein Tod ist das Leben aller Welt. Er hat sich durch seinen Tod zum Geber der Unsterblichkeit, zur Universalarznei wider Alles, was Tod und Übel heißt, vervollkommnet. Er hat nicht den Vater mit uns versöhnt (dieß scheint mir ein völlig lichtloser, durchaus unschriftmäßiger, absurder Gedanke), uns hat er mit Gott versöhnt, wieder vereinigt, zu Gotteskindern rehabilitirt. Die Liebe, Gott, sandte das Liebste — weil sie uns durch das einzige Rettungsmittel, den Gottmensch, rehabilitiren wollte; Gott bedurfte nicht versöhnt zu werden. Kein Apostel spricht ein Wort davon.

Wir bedurften Rechte, die wir verloren, Kräfte, die uns mangelten, ein Leben, ohne welches unser Leben Tod wäre. Dieß und Anderes schenkt uns Christus, der durch seine Verdienste sich unermeßliche Kräfte, Rechte, Gaben erwarb. An Ihn ist Alles gewiesen, wie Pharao Alles an Joseph wies; Alles, was selig wird, wird es durch Ihn. Ohn' Ihn selig werden wollen, heißt, dem Evangelium entsagen. Er ist über Alles, und kann auf Alles wirken. Er muß Alles in Allen werden, damit Gott Alles in Allen werden könne. Er heiligt Alles für Gott, entsündigt Alles, versöhnt Alles, vereinigt Alles, bringt Alles in Harmonie mit Gott und mit Allen.

Der Hauptbegriff von Versöhnung ist in der Schrift: Heiligen, Gottweihen, Gotteswürdigmachen, Reinigen. So heißt es: Der Altar wird versöhnt — das heißt, von aller Unreinigkeit befreit, zu heiligem, gottesdienstlichem Gebrauch geweiht, von allem Gemeinen abgesondert. — Israeliten wurden versöhnt, wenn sie gereinigt, entsündigt, rehabilitirt, in die Israeliten-Rechte zurückgesetzt wurden — wenn sie mit der Gemeinde und dem Volke Israels in die Rechte des Volks Gottes kamen.

Was Moses, Aaron, Josua, Samuel, David, Salomo waren, was Melchisedek, Abraham, Israel — das Alles ist Christus im allervollkommensten, reellsten, unausdenklichsten Sinne — Alles, was in Gott dem Menschen gedenkbar und genießbar ist, das ist in Ihm zusammengefaßt. Seine eigenthümlichste, wesentlichste Offenbarungs-Lehre ist: Niemand kommt zum Vater, als durch Mich. Dieser einzige Universalmittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, ist's, durch welchen ich werden kann, was ich werden soll. Dieser Glaube ist die Freude meiner Freu-

den, die Erleichterung aller meiner Lasten, ist meine Wonne im Leiden und Sterben. Er gibt mir Lust, Muth und Kraft, die Welt zu überwinden, mich selbst zu reinigen von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes — durch Ihn wird die Gerechtigkeit Jesu Christi, seine Religiosität, Moralität, Gottes- und Menschenliebe meine eigne Gerechtigkeit. Ich werde, was Er war. Sein Sinn wird der meinige.

Ohne diese, Ihm entschöpfte, mir aber eigen gewordne, eigne Gerechtigkeit, die unausbleibliche Frucht des ächten Glaubens, ist an keine würdige Menschenseligkeit und Seligkeitsfähigkeit zu denken. Wir müssen lieben, wie Er liebt, wenn wir selig sein wollen wie Er. Wir können aber nur dann lieben, wie Er liebt, wenn wir glauben, daß Er uns liebt, wie Er uns geliebt hat. O daß ich dieß recht glaubte, stets glaubte! Ich würde Christum in mir zeigen, darstellen, beweisen. Man würde von mir sagen: „Siehe hier — die Liebe zum zweiten mal Fleisch geworden!"

Daß Lavater bei dieser Grundanschauung, nach welcher Christus das einzige zureichende Universalmedium ist, Gott zu erkennen, und der Schlüssel aller göttlichen Geheimnisse einzig in Seiner Hand liegt, das Dilemma stellte: Entweder Christ oder Atheist, darf uns daher gewiß nicht Wunder nehmen. Er sagt darüber (Handbibl. 1791. II. S. 165): „Ich bin mir sogleich consequenter Atheist, wenn ich aufhöre, evangelischer Christ zu sein. Auch kann ich mir keinen richtig fortschreitenden Philosophen denken, der nicht eins von beiden ist. Ich kann ihn anders nicht, als inconsequent nennen. Ich habe keinen Gott, d. h. keinen für mich immer leicht glaubbaren, brauchbaren, menschlichen Gott, als

Jesum Christum. Sein Vater — großer Gedanke! — ist mir nur in Ihm. Vater wäre mir so viel als nichts, wäre er mir nicht in Ihm humanisirt. Ich rufe, deucht mir, die Luft an, wenn ich Gott außer Christo anrufe; ich liebe ein Ideal, wenn ich Gott außer dem Menschen und dem menschlichsten Menschen, außer Christo, liebe." Und an einer andern Stelle heißt es: „Wer consequent räsonnirt, der wird zum Atheismus kommen, wenn er nicht an Christum glauben kann. Ein Atheist ist mir viel begreiflicher, als ein Deist, denn alle Schwierigkeiten, mit denen das Christenthum umgeben ist, treffen den Deismus um kein Haar weniger."

Was Lavater's Auffassung der menschlichen Natur betrifft, so ist höchst bezeichnend für ihn die Vorliebe, mit welcher er das Göttliche in ihr hervorhebt. „Ich bin ein Christ", sagt er, „das heißt mir: Ich glaube an die Königliche Würde, an die nie bestimmbare Größe der menschlichen Natur." — „Welche Natur wird der ehren, der die menschliche nicht ehrt?" — „Ich glaube, alle Menschen haben etwas in sich von dem, wodurch die Welt geworden ist. Alle Menschen sind Ebenbilder und Kinder Gottes; Christus ist der Prototypus Aller; Er vereinigt Alles, was in Allen zerstreut ist, auf die vollkommenste Weise. Sein Verdienst scheint mir darin zu bestehen: des Menschen Gotteswürde theils in sich aufgeschlossen, theils durch sich rehabilitirt zu haben." — „Gottes Stellvertreter sind alle guten, mit Demuth und Einfalt handelnden Menschen; Gottes Augen sind alle liebevollen Herumblicker nach Hülfsbedürftigen oder

Verlassenen." — „Näher kann uns in der sichtbaren Welt und dem, was wir Natur nennen, die Gottheit nicht kommen, als in dem Angesichte eines großen und edeln Menschen. Ein Christ kann nicht ohne Wahrheit sagen: Wer mich sieht, der sieht den Vater. Durch nichts kann Gott natürlicher Weise dem Menschen gewisser werden, als durch die Gegenwart eines guten Menschen." — „Erscheinen wird Dir Dein Gott in tausend Menschengestalten." An einer Stelle nennt er den Menschen den „gleichsam materiell gewordenen Gott".

Der hohe Begriff, den er von der Menschheit hatte, hinderte ihn aber keineswegs, die Abgründe und tiefen Verderbnisse der menschlichen Natur zu durchschauen. „Daß die Menschen schlecht sind", klagt er, „darf man mir nicht mehr so oft und so laut als vormals sagen. Vormals sagte man es einem Tauben; nun sagt man es einem leise Hörenden, durch unglaubliche Erfahrungen von seiner schwer heilbaren alten Leichtgläubigkeit Geheilten." — „Edelsinn ist so selten in der Menschenwelt, als Edelstein in der Naturwelt." — „Wenn ich keinen Beweis hätte von dem Verfalle der Menschheit, wäre mir der Kaltsinn beim Verluste edler Menschen schon allein Beweis über alle Beweise." — „Da nur wenige Menschen hohen Liebessinn haben, so kann das Christenthum in seiner ganzen Liebesherrlichkeit nur für sehr W e n i g e sein. Weil aber alle Menschen Liebessinn haben, so ist es gewissermaßen wieder für Alle." Sich selbst nennt er „gebaut aus Thorheit und Sünde", und fügt dann bei, er sei sich selbst „ein Abscheu in seinen Augen, der mehr Vorwürfe verdiene, als ihm ein Mensch machen könne".

Das Hauptverdienst Christi, in dem er dem Obigen zufolge alle Grundelemente der Offenbarung Gottes vereinigt fand, der ihm der Weltschöpfer, Welterhalter, Welterlöser und Weltrichter war, setzt Lavater darein, daß durch ihn eine neue geistige Schöpfung eingetreten ist, deren Endzweck ist, die durch die Sündr und den Unglauben unterbrochene reelle Gemeinschaft des Menschen mit Gott wiederherzustellen, den gefallenen Menschen wieder aufzurichten zu geradem, freien Wandel im Licht, und so die objectiv gewordene Erlösung an jedem Einzelnen wirklich zu vollziehen und unaufhörlich zur Ausführung zu bringen. Er faßte also diese Vermittelung des Göttlichen und Menschlichen durch Christum als eine lebendige, fortwährend sich bethätigende, persönlich-reelle, die ihm um kein Haar unbegreiflicher war, als der Einfluß der Sonne auf so viele tausend Millionen Meilen von ihr entfernte Körper. Ihn dünkte es hingegen die größte Thorheit zu sein, ihn anzurufen, wenn er nur durch sein hinterlassenes Evangelium herrsche und wirke. Er erblickte also den Grundstein und Mittelpunkt des Christenthums nicht in einem Buche, sondern in einer Person, nicht in einer Lehrsatzung, sondern in Thatsachen und Wirkungen, in der Geschichte. *) Die Bibel war ihm zwar die reinste Urkunde der göttlichen Offenbarung, das geschichtliche Medium der Religion, aber nicht die Religion selbst. Diese

*) „Einen andern Christus", sagt er, „als die Person Christi kennt der Christ nicht; er ist nie dumm genug, ein gepredigtes oder geschriebenes Wort für Christum, den eingebornen Sohn Gottes, zu halten."

erschien ihm vielmehr als ein „fortwährendes Ereigniß in der Menschenseele, als innerster Verkehr des Menschen mit Gott". Das einzige Medium aber, durch welches der Mensch in diese Gottesgemeinschaft versetzt wird, ist der Gottmensch, diese allherrschende Gewalt im Himmel und auf Erden, dieser ewig lebende, allwirksame König, durch den Alles ist und wird. Denn ein König, der nicht befehle, nicht durch sich selbst Veränderungen hervorbringen könne, war ihm — ein gemalter König. — Das Medium aber, mit diesem lebendigen, allgegenwärtigen Christo in eine reelle Gemeinschaft oder in eine reelle Connexion zu kommen, und dadurch einer immer fortschreitenden Veredlung fähig und immer größerer göttlicher Trefflichkeiten theilhaftig zu werden, erblickte er in dem *innerlich intuitiven* Glauben.

Was Lavater hierunter verstand, besagt eine Stelle in der Handbibliothek: „Die Glaubensintuition ist nicht ein äußerliches imagitives Anschauen... Es ist ein lichtheller Blick auf das Innere, Lebendige, Untrügliche in dem Gegenstande unsers Glaubens. Es ist ein penetrantes Gefühl, gleich dem Gefühle des vertrauensvollen Freundes beim Anblick eines Freundes. Es ist eine auf Harmonie, Reminiscenz und *Divination* gegründete Sympathie mit dem Immateriellen, Geistigen... Im Momente der Glaubensintuition ist *uns* Alles im Evangelio klarer, als das Klarste, gewisser, als das Gewisseste; wir werden gleich in ein anderes Lebenselement hingerückt... Ein Senfkorn dieses innerlich intuitiven d. i. bildlosen Glaubens versetzt Berge von Ideen, Begier-

den, Sinnlichkeiten, Sünden, entwurzelt die tiefsten Leidenschaften, gibt uns mit einem Mal statt eines todten, kraftlosen Buchstaben-Gottes einen lebendigen Gott, der Alles, was er will, im Himmel und auf Erden schafft... Dieser Tact für die göttliche Wahrheit, für die unsichtbare Welt, wie sie sich in Christus zeigt, diese ganz geistige, unsinnliche Intuitionsgabe liegt theils in der Organisation, theils in der Concentration der berührenden und entwickelnden Umstände. Die Seele muß durch unendliche Entbehrungen, Lasten, Leiden geläutert werden, ehe sie zu dieser innern gewissen Ansicht kommen kann ... sie muß zu einem reinen, hellen Spiegel der Gottheit polirt werden."

Wie sorgfältig und tief er aber den Unterschied zwischen Glauben und Imagination durchschaute, zeigen uns folgende Stellen: „Ich bitte alle meine Freunde und warne mich selbst alle Tage, Imagination und Glaube nicht mit einander zu vermengen. Wir bilden uns sehr oft ein zu glauben, wo wir nur imaginiren. — Das Bild verschwindet vor dem reinen Glauben. Der rechte Glaube ergreift das Geglaubte, wird selbst ein Theil des Glaubenden. Nicht so mit der Imagination. — Der Sinn eines Wortes ist für uns null und nichtig, so lange wir bei der Betrachtung seiner Figürlichkeit stehen bleiben, und die Buchstaben, aus denen es besteht, als Figuren betrachten. Es muß sich selbst in uns zerstören, wenn es Geist und Leben, Wahrheit, Erkenntniß, Liebe in uns werden soll. So mit dem großen Gegenstande unsers Glaubens. Das Imaginationsbild Christus muß in unserer Seele verschwinden, und

verschwindet in dem Momente des Glaubens. Er selbst, ohne Bild, wird lebendig, wird Geist und Kraft in unsrer Seele; er wird gewissermaßen ein Theil unsrer selbst. Seine Liebe wird unsre Liebe, seine Demuth geht in uns über. Wir sind in ihm gewurzelt, und sind in ihm ein Schoß und Weinstock." — „Herzensreligion läßt sich nie aus dem Herzen verdrängen. Imaginationsreligion kann durch stärkere Imagination oder durch Beredung oder durch Leidenschaft verdrängt werden. Herzensreligion ist unzerstörbar wie das Herz; sie quillt aus einem uneingepfropften, tiefen, von der Natur unabtrennbaren Gottesbedürfniß."

„Lasset uns Imagination nicht für Glauben halten, und Glauben nicht für eine ewige Verschiebungskunst dessen, was jetzt genossen werden soll. Es soll ein klarer, scharfer Unterschied sein zwischen uns und dem Schwärmer, welcher Einbildung Wirklichkeit nennt, zwischen uns und dem Abergläubischen, welcher etwas Ungöttliches für göttlich hält, zwischen uns und dem Schwachgläubigen, welcher die Allen angebotene Gnade nicht auf sich selbst anwenden darf, zwischen uns und dem Ungläubigen, welcher jeden Einfluß der unsichtbaren Welt auf die sichtbare verwirft!"

Hiermit hing auf's Innigste zusammen Lavater's eigenthümliche Auffassung der Schriftlehre in Ansehung der Gaben des heiligen Geistes, der Kraft des Glaubens und des Gebetes. Da aber diese Lavater'sche Anschauungsweise vorzugsweise den giftigsten Anfeindungen ausgesetzt war, und ihm so oft den Vorwurf der Schwärmerei zuzog, so lassen wir auch hierüber ihn

selbst reden, d. h. wir geben einen Auszug seiner wesentlichen Äußerungen.

„Das ganze große Geheimniß der Begnadigung und Beseligung in jedem Sinne besteht einzig und allein in dem einfältigen Glauben an Jesum als immer allgenugsamen Allbegnadiger ohne Verdienst. Wer sich zu diesem Kinderglauben durch Selbsterkenntniß und Demuth erheben kann, sich erheben kann über Alles, was in ihm Verdienst oder Unwürdigkeit sein möchte, sich über sich selbst erheben und bloß den allmächtigen, aber allermenschlichsten Erbarmer in's Auge fassen, als die gegenwärtigste und großmüthigste Liebe ansprechen kann und anspricht, sowie man in den ersten Zeiten mit dem leiblich gegenwärtigen Jesus sprach — der kommt in reelle Connexion mit ihm, und darf von dem, der für seine Kreuziger bat, complete Vergebung, und von dem, dem alle Gewalt gegeben ist, in jeder Noth positive Hülfe oder stärkende und genugthuende Antwort erwarten." — „Nach meiner Überzeugung ist diese correspondenzähnliche Connexion mit Christus das höchste Bedürfniß aller denkenden und consequenten Christen dieser Zeit, wo das Übel des Unglaubens mit jedem Tage pestähnlicher und unabtreiblicher um sich greift." — „In Ansehung der Religion gibt es nur drei Classen von Menschen oder Gesinnungen: Unglaube, der nichts für wahr hält, als was er unmittelbar vermittelst seiner irdischen fünf Sinne wahrnimmt; der sogenannte Glaube an Den, der war und der sein wird, der Glaube aller Redlichen, halb erleuchteten Frommen, und endlich der wahre ganze Glaube an Den, der ist, um Deß willen,

der war, und an Den, der sein wird, um Deß willen, der ist und war." — „Nicht um das jenem Leben vorbehaltene Anschauen ist es uns zu thun, sondern nur um vernünftige, nothdürftige Erfahrungen und unschwärmerischen Glaubensgenuß." — „Näher war den Aposteln nichts, als Jesus... Er war nicht nur bei ihnen, er war in ihnen, wie die Sonne durch ihren Strahl im Auge ist... Gott war ihnen nicht näher, als der gekreuzigte, über alle Himmel erhabene Christus es ihnen war; sie durften nicht in den Himmel hinaufsteigen, um Christum herabzuholen; er war in ihrem Munde und in ihrem Herzen, in ihrem Auge und in ihrer Hand." — „Die Christen aller Zeiten haben, wie gleiche Pflichten, so gleiche Rechte; sie sind Alle zum gleichen Glauben an Christum, und Christus zu gleich entscheidender Äußerung seiner Herrschaft, seiner Glaubensbelohnung verbunden." — „Viele der Gläubigsten sind ungläubig, sobald sie in eigner Noth und Gedränge sind. Es ist zwischen Christus und ihnen eine unübersteigliche Kluft befestigt. Ihre Person steht mit der Person Christi in keinem reellen, uneingebildeten, erweislichen Verhältnisse, sie stehen in keiner reellen Genussesgemeinschaft mit ihm." — „Mir blutet das Herz bei dem Anblicke, daß die frömmsten, redlichsten Christen sich mit Worten ohne Wirkung, mit Namen ohne Kraft begnügen, immer nur einen künftigen, nie einen gegenwärtigen Christus wollen, ihn nur hoch über den Sternen denken, und so selten gerade in dem Raume, in welchem sie sind."

Am ausführlichsten spricht er sich über den hier in Frage stehenden Gegenstand aber in folgenden Stellen aus:

„1) Mir scheint unwidersprechlich zu sein, daß die Entfernung des Raums und der Zeit zwei sehr große, allgemeine, schwer übersteigbare Hindernisse unsers lebendigen Glaubens und einer reellen Genussesgemeinschaft mit dem Herrn sind. Aber es muß ja dahin kommen, daß Christus — Christus für uns werde, das heißt, daß wir das an ihm haben und finden, was außer ihm und ohne ihn nirgend zu haben noch zu finden ist; daß wir nicht nur wähnen, vermuthen und mit schwankender Hoffnung meinen, sondern gewiß wissen und darthun können: Er ist, und ist für uns! Er lebt, und lebt für uns! Er schützt uns! Er gibt uns, was wir bedürfen, und was uns zu unserer Vervollkommnung und höchstmöglichen Beseligung nöthig ist! — Er, der war und sein wird, ist! — Er beweist sein Gewesensein und sein Wirdsein durch entscheidende Äußerungen seines Seins! Er und kein Anderer! Nicht die bloße Natur! Nicht das bloße Schicksal! Nicht bloß die allgemeine Vorsehung Gottes! Nicht bloß, wenn ich so sagen darf, Gott der Vater — sondern der Mensch Jesus Christus, der gekreuzigte und zur Rechten Gottes erhöhte Nazarener! — Er und kein Anderer ist uns so göttlich, wie Gott, und so menschlich, wie ein Mensch, nahe.

„2) Nach der evangelischen Lehre und nach den Entscheidungen der prüfenden Vernunft gibt es keinen Raum zwischen dem Herrn und uns, kann keine noch so große Zeitenfolge die allergeringste Entfernung von ihm, als der allgenießbaren, unerschöpflichen Quelle alles dessen, was wir bedürfen, und außer ihm nirgend finden, bewirken. Er ist uns gerade so nahe, als ob er noch auf Erden in unserer Mitte wäre.

„3) So weit die Sonne von unseren Augen entfernt sein

mag — sobald sie gesehen wird, so ist sie durch den von ihr ausgehenden Strahl in unserm Auge! Es ist zwischen dem sehenden Auge, als solchem, und der gesehenen Sonne, als solcher, kein Zwischenraum, der das Sehen, mithin das Genießen der Sonne, verhindern könnte. Was von der Sonne für uns genießbar ist, das kommt in ihren Strahlen zu uns — durch ihre Strahlen wird aller Zwischenraum zwischen ihr und uns so viel als vernichtigt. So stell' ich mir die Wirksamkeit des entfernten, in irgend einem Himmel, persönlich gesehenen Christus unter einem sinnlichen Bilde dar.

„4) Von dem Moment an, da der Geist ausgegossen ward, war der Herr gewissermaßen wieder von dem Himmel auf die Erde gekommen. Er lebte in seinen Jüngern so gut, als er in dem Himmel lebte. — Er wohnte in ihnen als in einem lebendigen Heiligthum. Sie konnten sagen: Wie dürftet Ihr einen Beweis suchen, daß Christus in uns sei, zumal er unter Euch nicht schwach, sondern mächtig ist? . . . . . Ihr seid unser Creditiv — geschrieben mit dem Geiste des lebendigen Gottes.

„5) Nicht nur war Jesus, der, dem sinnlichen Raume nach, unermeßlich von ihnen entfernt schien, durch seine Erhöhung in den Himmel den Seinen nicht ferner geworden — er war ihnen näher gekommen. Seit er nicht mehr im irdischen, sinnlichen Raume lebte, war er für sie allgegenwärtig geworden. Wenn er nicht in den Himmel sich erhoben hätte, so wäre der geistige Stellvertreter Seiner — der Geist, in welchem er selbst war — nicht zu ihnen gekommen. Die Sendung seines Geistes war eine Folge seiner Verherrlichung. Von nun an war er, wo man immer sein mochte und seiner bedurfte. Allgegenwärtiger war er, als die Luft, allwirk-

samer, als das Licht der Sonne. Er war hinauf in die Höhe gefahren, nicht um die Erde zu verlassen, sondern um Alles zu erfüllen. — Und das war unermeßlicher Gewinn für die Menschheit.

„6) Siehe! ich bin bei Euch alle Tage, bis an der Welt Ende! Ich bin bei Euch — dies Wort macht allen Raum zwischen Jesus und den Seinigen auf Erden verschwinden. — Ich bin's alle Tage, bis an's Ende der Welt, macht dem Glauben alle Zeit, Zeitfolge, die sich zwischen ihn und den Herrn hineindrängen konnte, verschwinden.

„7) Ein Christus, der sich nicht als Christus beweist, seine Individualität und Eigen-Persönlichkeit und das, was ihn zu Christus macht und ihn von Allem, was nicht Christus ist, unterscheidet, nicht dem Glaubenden darthut, ist ein schwärmerischer Christus. Das glaubwürdige Zeugniß der einfältigen und kraftvollen Männer von ihm kann uns wohl das Selbstsehen Seiner, aber nicht Ihn selbst ersetzen. Sie sind nur Zeugen von ihm, der Zweck ihres Zeugnisses ist Er. Sie sind nur Führer zu ihm. Was nützt uns ihr Zeugniß, wenn wir nicht zu ihm kommen können, wenn es einen Unterschied der Zeit gibt? Ein unzugänglicher Gott ist kein Menschen-Gott — ein unzugänglicher, ungenießbarer Heiland kein Heiland der heilandsbedürftigen Menschheit.

„8) Es empört sich die menschliche Vernunft dagegen, immer nur von einem vergangenen und von einem zukünftigen, und nie von einem gegenwärtigen Gabengeber, Retter und Beseliger sprechen zu hören. Es empört sich die menschliche Vernunft wider einen Glauben, der immer einen gewesenen Allmächtigen und Allgütigen preist, und von einem zukünftigen Alles erwartet — und der die entscheidenden Beweise seiner

Gewesenheit und die gewissesten Pfänder seiner Zukunft nicht will, nämlich Erfahrungen seiner Gegenwart.

„9) Es empört sich die menschliche Vernunft wider die Schwachmüthigkeit, welche von den höchsten Privilegien, die ihr gegeben sind und gegeben werden können, keinen Gebrauch machen will, die Schwachmüthigkeit und Kleingläubigkeit, die unaufhörlich ihre Schwäche fühlt, von ihrem Elend spricht, den allmächtigen Helfer rühmt, und sich durch Raum und Zeit von dem allgegenwärtig und allmächtig Genannten so getrennt glaubt, daß es ihr Vermessenheit scheint, sich von ihm helfen lassen zu wollen.

„10) Wird Keiner derer, die dies lesen oder hören, die Inconsequenz, das Schwachmüthige, Schwankende, Genußlose seines bisherigen Verhältnisses mit dem Herrn fühlen und zu dem Entschluß erweckt werden: — Ich will mich aufmachen und zu meinem Herrn gehen, ich habe nicht weit zu gehen — Er ist, wo ich bin! Er ist gerade da allmächtig, wo ich ohnmächtig bin! Er ist heute noch so gut, als er vor Jahrhunderten war, und ist noch so allgewaltig, wie am Pfingsttage! Kein Raum kann mich von ihm und ihn von mir trennen. Keine Jahrhunderte können ihn von mir und mich von ihm entfernen. — Er ist gestern und heute und in Ewigkeit ebenderselbe — ein unbeweglicher Fels im Meere aller alten und neuen Meinungen und Zweifel, eine nie erschöpfbare Hülfsquelle für alle leibliche und geistige, gegenwärtige und künftige Bedürfnisse der Menschheit. Wer so allmächtig war wie Er, muß ewiglich allmächtig sein.

„Jedes lebende Wesen kann sich als ein lebendes Wesen seines Gleichen beweisen, sowie jedes lebende Wesen, wenn es frei ist, sich lebenden Wesen seines Gleichen nahen und

von ihnen Einflüsse, Mittheilungen, Berührungen annehmen kann. Je lebendiger, allmächtiger, origineller ein Wesen ist, desto leichter ist es ihm, sich als sich zu beweisen, und von allen Wesen, die nicht es sind, unvermischbar und entscheidend zu unterscheiden. Das sollte mein Christus, die lebendigste und originellste aller Naturen, nicht können? Sie kann, sie will sich dem Glaubenden offenbaren, diese lebendigste Menschennatur, die mit allen Menschennaturen in ein inniges, unauflösliches Verhältniß getreten ist. Wer Sinn hat für die Zeugnisse der Apostel von Ihm, und diesen Zeugnissen glaubt, den will sie, diese liebevollste aller Naturen, sich selbst zu erkennen geben. — Ich will nicht umsonst auf seinen Namen getauft sein. — — Millionen Augen können aus derselben Sonne, ohne sie zu ermüden, Licht schöpfen, Millionen Seelen Licht und Kraft und Leben aus dieser Sonne der Menschheit."

„11) Was sich durch den Erfolg rechtfertigt, das ist vernünftig; unvernünftig und schwärmerisch, was sich durch den Erfolg nicht rechtfertigt.

„Ein Angerufener, der nicht antwortet, und in dessen Antwort der Beweis nicht liegt, daß er auf die Anrufung geantwortet habe, kann mit Vernunft keinen Glauben fordern, wenn er Antwort versprach, und auf die von ihm selbst gegebene Weise angerufen ward. Aber d e r Angerufene verdient Glauben und hat das Recht, Glauben zu fordern, der antwortet, wie Niemand als er antworten kann — entspricht, wie Niemand als er entsprechen kann — und hilft und gibt, wie Niemand als er geben und helfen kann. Nur dann ist unser Glaube vernünftig, wenn er den geglaubten Unsichtbaren zur antwortenden Sprache bringt, wenn er zu der Erfahrung kommt, die sagen macht: Ich glaube nicht mehr um

des Zeugnisses eines Andern willen, — ich habe es selbst erfahren, daß dieser Jesus der Welt und mein Heiland ist; denn ich sprach menschlich mit ihm, und er antwortete mir göttlich und menschlich; ich rufte ihn als Retter an, und als Retter entsprach er mir.

„12) Seliges Leben des vernünftig Glaubenden, der mit erweislicher Wahrheit sagen kann: Ich weiß, an wen ich glaube, und warum ich glaube! — — Die Tage der Menschen sind wie Gras, und alle Herrlichkeit des Menschen ist wie die Blume des Grases; das Gras wird welk, die Blume fällt ab. — Aber das Wort unsers Gottes und die Gnade des Herrn währt von Ewigkeit zu Ewigkeit über alle die, welche ihn ehren, und Keiner, zu welcher Zeit oder in welcher Weltgegend er leben möge, der auf ihn harret, wird zu Schanden.

„13) Das eigentliche offene und nicht gekannte oder nicht benutzte Arcanum des seligsten Genussesglaubens, welcher allein allem Unglauben und aller Schwärmerei gleich kräftig entgegen arbeiten kann, bestünde also bloß darin, Jesum Christum für unveränderlich, für völlig denselben zu halten, der er auf Erden und gleich nach seiner Himmelfahrt in tausend Beweisen erprobt ward, allen trennenden Raum zwischen ihm und uns als null und nichtig anzusehen, als null und nichtig alle Jahrhunderte zwischen seiner Himmelfahrt und dem gegenwärtigen Momente. — — Der Gewesene muß der Allerseiendste für uns werden. Der Gewesene mußte gewesen sein und so gewesen sein, wie er gewesen war, — um noch zu sein und sich als seiend, als immer ebenderselbe beweisen zu können. Sein Gewesensein und sein Sogewesensein, wie er war, muß uns Bürge sein, daß er noch ist und ewig bleiben wird, der er war.

„Mit ihm, demselben, der in den Himmeln zur Rechten Gottes und in den Herzen aller Glaubenden ist (wie die Sonne im Himmel und in dem Auge aller Sehenden), laßt uns auf- und niedergehen! Der Fernste sei uns der Nächste! Der einst in Raum und Zeit Beschränkte, sich selbst Beschränkende, — um raum- und zeitlos auf Alle zu wirken, die im Raum und in der Zeit leben, — sei unser Augenmerk, unser Lieblingsgedanke! Er, unser allergewissеste, zuverlässigste, beständigste Zielpunkt — Jesus Christus, unbeschränkt von Raum und Zeit, gestern und heute und in Ewigkeit ebenderselbe.

„14) Wenn weder Zeit noch Raum ein Hinderniß sein sollte, daß uns Christus Christus werde: was hindert uns denn weiter? Es ist die falsche Demuth.

„Freilich, demüthig genug können wir vor dem Herrn nicht sein. Welche Hoheit, der nichts gleicht, auf seiner Seite! Welche Ohnmacht, welche Unwürdigkeit auf unserer Seite! Er Alles in Allem, wir lauter Schwäche! Er angebetet von allen Engeln — Er Herr aller Dinge und besonders unser Herr — und von uns, den Bekennern seiner Herrschaft, tausendmal auf die unverantwortlichste Weise vernachlässigt, verläugnet, wie nichts geachtet! — — Er die liebenswürdigste Menschenliebe, wir eigensüchtige, eigennützige, in uns selbst verliebte Thoren! Er die Reinheit, Geistigkeit, Heiligkeit selbst, wir, ach, so sinnlich, so unrein, so lichtscheu! Er die Wahrheit selbst, wir voll Lüge und Gleißnerei! — — Natürlich ist's also und natürlicher kann nichts sein, als daß dieser so unchristliche Sinn uns von dem Herrn entfernt halten und gleichsam zwischen ihm und uns eine Scheidewand pflanzen muß.

„15) Aber was sagt das Evangelium, was sagt der Glaube dazu?

„Dies ist evangelische Schriftlehre: Alle sind Sünder; Keiner hat ein natürliches oder erworbenes Recht auf Gnade oder Seligkeit; die unaussprechliche Barmherzigkeit Gottes, und nicht unser Verdienst, ist der Grund unserer Seligkeit. — Das Evangelium sagt: Kommt, Belastete! — und das Kommen der Demuth, mithin die glaubende Demuth, der reuevolle Glaube, daß der Vater sich erbarmen werde, ist hinlänglich, alle Schulden zu tilgen.

„16) Jesus Christus ist stets derselbe. Für Sünder war er da — für Sünder ist er noch da. Er ist und war und wird sein, so lange es Sünder gibt, Arzt für Sünder, Begnadiger, Er, er selbst; nicht als Lehrer — das waren die Apostel auch — Er als Gewalthaber vergibt die Sünden; die Gewalt, Sünden zu vergeben, die die Apostel hatten, war nur eine Lehengewalt. — Er ist der über alle Himmel erhabene Hohepriester, der mit einem einzigen Opfer in die Ewigkeit vollkommen machte die, so durch ihn zu Gott kommen wollten.

„17) Wie dem Glauben Zeit und Raum, in Absicht auf Christum, zu nichts wird, so wird ihm, wie eigenes Verdienst, so eigene Unwürdigkeit zu nichts. — Erwartung der Gnade ohne Verdienst, Vergessung aller Würdigkeit oder Unwürdigkeit, Festhaltung der allgegenwärtigen Gnade und Huld des Herrn, die Verheißung seiner allbeseligenden Kraft: — dies ist das Wesentliche des Glaubens, der selig macht, und den Seligmacher in aller seiner Huld und Wirksamkeit dem Menschen so nahe bringt, als er je zu der Apostel Zeiten dem Herzen eines Sünders nahe gebracht werden konnte. Das ganze große Geheimniß der Begnadigung und Beseligung in jedem Sinne besteht einzig und allein in dem einfältigen

Glauben an Jesum, als immer ebendenselben allgenugsamen Allbegnadiger, ohne Verdienst.

„18) Wir sind an die Idee des nicht mehr positiven Gebeterhörers, des nicht mehr persönlich sich offenbarenden Gottes so sehr gewöhnt, daß wir ihrer durch alle Überlegung der Vernunft kaum mehr los werden können. Diese Gewohnheit, uns mit leeren Worten von einem lebendigen Christus, der sein Leben uns hienieden nie entscheidend beweisen soll, zu täuschen, ist unsere andere Natur geworden. Sie schleicht sich in alle unsere Gebete und Glaubensübungen ein; sie vergiftet, kaum merkbar, unser Vertrauen.

„Nur die höchste Noth, nur ein heißer Drang der Liebe kann uns vielleicht mit einmal, ehe wir's erwarten, aus dem Vorhof in das Heiligthum hinüber drängen, und sind einige ganz entscheidende Erfahrungen da, dann sind wir geborgen und für immer gerettet."

In dem ersten Bändchen seiner vermischten Schriften sagt er:

„Ich finde, daß diese (biblischen) Verfasser alle darin übereinkommen, daß die Gottheit sich gewissen Menschen auf eine unmittelbare, augenscheinlichere und nähere Weise, als durch die gewöhnlichen Werke und Wirkungen der Natur, geoffenbaret habe. Alle erzählen Erscheinungen der Gottheit, Handlungen der Gottheit, die sich nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur nicht erwarten ließen, Begebenheiten, die von den bekannten Erfahrungen der Natur augenscheinlich abgehen. Sie stellen die Gottheit vor, als mit der man reden kann, und welche Antwort gibt.

„Ich finde, daß die biblischen Verfasser diese ungewöhnlichen Wirkungen dem Geiste Gottes zuschreiben. Geist, Wind

hat die zwo wesentlichen Eigenschaften: Unsichtbarkeit und fühlbare Wirksamkeit. In die Sinne fallende Wirkungen, davon keine natürliche Ursache angegeben werden könnte, werden dem Geiste Gottes, dem heiligen Geiste zugeschrieben. Ich finde ferner, daß die Verfasser dieser Schriften in dem Gedanken stehen, daß es eins der vornehmsten Verdienste des gekreuzigten Nazareners Jesu sei, daß die unmittelbare Gemeinschaft zwischen dem Menschengeschlecht und der Gottheit, die durch Unglauben an Gott, Unerkenntniß Gottes und die Leidenschaften des Menschen unterbrochen ward, wieder hergestellt werden sollte. Die Menschen sollten durch ihn in eine Gemeinschaft mit Gott gebracht werden, die einige Ähnlichkeit mit derjenigen hätte, in welcher er selbst mit der Gottheit steht. Ich finde, daß sie diese Idee durch solche Begebenheiten bestätigt wissen wollten, die den Sinn dieser Ausdrücke außer allen Zweifel zu setzen scheinen.

„Diese Verfasser sagen ausdrücklich: daß die Anstalt Gottes, die Menschen durch Jesum zur unmittelbaren Gemeinschaft mit seinem Geiste zu bringen, eine immer fortdauernde Anstalt Gottes sein soll, daß die Verheißungen des heiligen Geistes sich auf alle Menschen, die an Jesum Christum glauben, erstrecken. Sie verstehen, wie es die einfältig erzählten Begebenheiten mit sich bringen, unter diesen Gaben des heiligen Geistes nicht solche Gaben oder Kräfte, die von den natürlichen, das ist den gewöhnlichen Kräften des Menschen, in dem sie haften, nicht zu unterscheiden sind, sondern außerordentlich in die Sinne fallende Kräfte und Eigenschaften, wodurch ihre Ähnlichkeit mit Christo offenbar wird.

„Ich finde, was wieder zum gleichen Resultate führt, in diesen heiligen Schriften häufige Anpreisungen des Glaubens

an Gott. Sie behaupten, daß die einfältige Annahme des göttlichen Zeugnisses eine alle gewöhnliche Kräfte des Menschen weit übersteigende Kraft haben soll. Dies behaupten sie, wie mich dünkt, durch Lehrsätze, und bestätigen es durch Geschichten. Alle Dinge, sagen sie, sind dem, der glaubt, möglich, und fügen Geschichten bei, denen zufolge Menschen durch den Glauben Kranke gesund, Lahme gehend, Todte lebendig, Stumme redend gemacht. Sie sagen mit keinem Worte, daß der Glaube nur Ein, zwei oder drei Jahrhunderte diese Kraft haben soll, sondern, wie sie für Alle sagen: Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben, so sagen sie auf eben diese Weise: Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch thun, die ich thue, und wird größere denn diese thun.

„Sollt' ich mich auch darin irren, was ich nicht glaube, so bleibt mir noch ein dritter Weg, völlig zu demselben Ziele. Und dieser ist: die Lehre der Schrift von der Kraft des Gebetes. Die biblischen Verfasser stehen, ob mit Recht oder Unrecht, gilt hier gleichviel, in dem Gedanken: die Gottheit lasse das geschehen, wofür mit festem Glauben, daß es geschehen werde, gebetet wird, Gott erhöre das Gebet des Glaubenden. Die Wirkungen, die sie dem Gebete zuschreiben, sind nicht etwa nur natürliche, unmittelbare Folgen desselben in dem Herzen des Beters; es sind positive, äußerliche Wirkungen, die mit dem Gebete selbst in keinem sichtbaren Zusammenhange stehen. Auch diese ihre Meinung behaupten sie in Lehrsätzen und bestätigen sie durch handgreifliche Geschichten. Sie schränken auch diese Kraft des Gebetes mit keinem Worte, keinem Winke, bloß auf gewisse Personen, Umstände oder Zeiten ein.

„Dies Alles führt mich auf den Satz: Die biblischen Ver-

fasser sind der Meinung: daß es möglich, daß es die Bestimmung des Menschen sei, in einer eigentlichen, unmittelbaren Gemeinschaft mit der Gottheit zu stehen."

Aus allem Vorbemerkten ergibt sich genugsam, daß für Lavater das Geisterreich nicht verschlossen war, daß er in einer Welt lebte, wo der Himmel nahe an die Erde grenzte, wo jeder gotterfüllte Mensch in einem immerwährenden Verhältnisse, in einem ununterbrochenen Verkehr mit der ganzen Lichtnatur und Geisterwelt und deren Urquell steht, wo die Übersinnlichen sich zu einem ewigen Freundschaftsbunde mit dem irdischen Menschen herablassen, und die Engel, ohne müde zu werden, auf der Himmelsleiter auf- und niedersteigen.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen wenden wir uns nunmehr seinen einzelnen Schriften zu. Es kann aber weder der Versuch, ein vollständiges Titelverzeichniß aller Lavater'schen Druckschriften zu liefern, noch auch eine eingehendere kritische Beleuchtung derselben in der Absicht des vorliegenden Buches liegen. Für unsern Zweck genügt, den eigenthümlichen Charakter der bedeutsamsten seiner Schriften bemerkbar zu machen.

Sämmtliche Lavater'sche Schriften lassen sich, wie bereits Gelzer (a. a. O. S. 72) gethan, in zwei Classen vertheilen. Die eine derselben erzielt mehr die Erforschung und Darstellung des wahren Menschheitsbildes, des realen (erscheinenden) und des idealen (urbildlichen) Menschen. In den Schriften dieser Classe sucht Lavater eine Antwort auf die Frage: „Was ist der

Mensch?" und findet sie ebensowohl mittelst der Offenbarung, als der Menschenbeobachtung.

Die zweite Classe seiner Schriften hat dagegen vorzugsweise die lebendige unmittelbare Einwirkung auf den Menschen zum Zwecke. Das haben sie aber alle gemeinsam, daß sie alle uns ein Herz offenbaren, das warm und tief für das wahre Glück der ganzen Menschheit schlägt.

Ein großer Theil seiner Schriften besteht aus poetischen Productionen, von denen die ersten in die Zeit fallen, wo durch Klopstock, Cramer u. A. die geistliche Poesie einen neuen, bis dahin nie gekannten Aufschwung genommen hatte, und wo der dadurch erregte dichterische Enthusiasmus auch namentlich die schweizerische Jugend beherrschte. Lavater besaß aber auch die zu einem Dichter erforderlichen Anlagen in hohem Grade, und sein Reichthum an Gedanken, die Lebhaftigkeit seiner Imagination, der Schwung, das Feuer und die Kraft seiner Phantasie, die unerschöpfliche Fülle des Ausdrucks, die ihm jederzeit zu Gebote stand, und ihn keinen Augenblick weder um den Reim, noch um Vers- und Sylbenmaß verlegen sein ließ, kam ihm dabei vortrefflich zu Statten. Die Reime entfielen ihm, so zu sagen, wie im Herbst das Laub den Bäumen, daher er die Verse niederschrieb, wie Prosa. Er wäre vollkommen im Stande gewesen, eine ganze Predigt ohne Anstoß aus dem Stegreif in Herametern zu halten.

Am bekanntesten sind seine von dem reinsten und edelsten Patriotismus eingegebenen Schweizerlieder,

die 1767 zuerst, dann aber binnen zwei Jahren in drei Auflagen erschienen, und selbst von der strengsten Kritik den vortrefflichsten Mustern von Volks- und Vaterlandsliedern, welche die deutsche Litteratur hervorgebracht hat, an die Seite gesetzt wurden. Sie glänzen freilich nicht in dem schillernden Brillant- oder besser Stroh-Feuer der phrasenreichen, mit Sentimentalität verbrämten, aber inhaltsleeren Lieder der unpatriotischen Volkssänger unserer Tage; aber dafür liegt in jedem Worte ein Herz, das, der tiefsten Empfindung voll und für Vaterland und wahre Freiheit innig durchglüht, sich in zwar schwungvoller, kräftiger und heldenmäßiger, aber auch zugleich durchaus musterhaft einfacher, treuherziger, volksthümlicher Weise ausspricht. Sie gewannen ihm daher auch gleich bei ihrem ersten Erscheinen Aller Herzen, und der Verfasser der Schrift „Joh. Casp. Lavater. Über ihn und seine Schriften" erzählt: „Ich selbst hörte (1800) in den altschweizerischen Thälern der Cantone Uri und Schwyz, in dem Vaterlande der Schweizerfreiheit, den „Wilhelm Tell", das „helvetische Eintrachtslied", das „Abschiedslied", das „Kriegslied" und andere Lavater'sche Freiheitslieder oft und mit innigem Ausdrucke von Jünglingen und Männern singen. Als ich sie von biedern und nervigen Schweizerjünglingen mit voller, tönender Stimme singen hörte, und als die Echo der grauen Felsen und der grünen Alpen die Töne wiederhallten: da meinte ich, es könne keine kräftigere, keine empfindungsvollere, keine schönere Volks- und Vaterlandslieder geben." — Auch jetzt sind diese Lieder auf ihrem heimathlichen Boden

unvergessen, aber sie halten den Söhnen und Enkeln der würdigeren Vorväter nur beschämend vor, was die patriotischen Väter einst waren und besaßen, und die unpatriotischen Söhne im unsinnigen und undankbaren Sturme zerschmetterten. Als Probe stehe hier auszugsweise das Abschiedslied an den reisenden Schweizer:

„Nimm, Bruder, unser Lebewohl,
Und schlage Hand in Hand,
Und reise, wie man reisen soll
Im Schweizeralpenland.
Fühl' auf der Berge stolzem Haupt
Der tiefen Thäler Glück;
Die Freiheit, die kein Neid uns raubt,
Und Freude sei Dein Blick!

„Schau' die Natur mit Ehrfurcht an,
Steh' still im Feld der Schlacht!
Was Deine Väter da gethan,
Das, Bruder, das betracht'.
Da dank' dem Herrn auf deinem Knie,
Und sing' der Helden Muth.
Sprich: ich vergösse, stark wie sie,
Für Freiheit heut mein Blut!

„Das Schlachtfeld höret Dein Gelübd',
Und die Natur — mit Lust.
Wer redlich Recht und Freiheit liebt,
Dem glüht es in der Brust.
Steh' von den schönen Thränen auf,
Und gehst Du weiter fort,
So such' die bravsten Schweizer auf.
Und horch' auf jedes Wort.

„— — Schlag' uns in die Hand,
Und schwör' auf Deine Treu':
Daß immer Dir Dein Vaterland
Lieb wie die Freiheit sei.
Und komm, unschuldig, wie Du bist,
Durch neue Tugend groß,
Ein Schweizer noch und noch ein Christ,
Zurück in unsern Schooß."

Es mögen noch einige Verse aus dem Liede für die demokratischen Cantons bei ihrer jährlichen Landesgemeine folgen:

„Auf, freies Volk, versammle Dich,
Und tretet, Brüder, brüderlich
In's friedliche Getümmel!
Der Jüngling und der alte Mann,
Wer kommen soll und kommen kann,
Komm' unter freien Himmel!

„Seht auf zu Gott mit frohem Blick,
Empfindet ganz der Freiheit Glück,
Und braucht's mit Dank, ihr Brüder!
Der Gott, der uns der Freiheit Stab
Aus Huld in unsre Hände gab,
Nimmt zürnend sonst ihn wieder.

„Besetzet redlich jeden Stand,
Sorgt väterlich für's Vaterland,
Und schwört auf die Gesetze!
Auf Ordnung ruht des Staates Macht;
D'rum gebt, o Väter, treulich Acht,
Wer treulos sie verletze."

Auch Lavater's „geistliche Lieder", deren erste Sammlung („Christliche Lieder. Erstes Hundert") 1776 erschien, zeichnen sich größtentheils auf das Vortheilhafteste aus, sowohl durch Innigkeit des religiösen Gefühls, als auch durch Einfachheit und Würde des Ausdrucks. Manche von ihnen sind in mehre protestantische Gesangbücher und Liedersammlungen übergegangen — der Berliner geistliche Liederschatz enthält ihrer allein 13 — und viele derselben leben noch fort im Herzen und Munde des Volks. Ich erinnere nur an die Lieder: „Nicht um Reichthum, nicht um Ehre bitt' ich, bester Vater, dich" — „Der Tag ist da, dahin die Nacht, ich bin und lebe noch" — „Schnell wie ein Strom entflieht die Zeit" — „Wie selig, Herr, ist der Gerechte! Du bist sein Schild und großer Lohn" u. s. w.

Den bei Weitem gesegnetsten Wirkungskreis hatte Lavater indessen als ascetischer Schriftsteller. Die erste größere Schrift dieser Art waren die „Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Dr. Zimmermann. 2 Bände, 1768." Zweck derselben war, wie Lavater dies selbst angibt, „den christlichen Leser mit Gedanken und Betrachtungen der Zukunft zu unterhalten, und ihm dadurch alle Augenblicke seines Aufenthaltes auf Erden durch die Vorstellung der unendlich seligen Folgen einer weisen und beständigen Vorbereitung auf das zukünftige Leben über Alles wichtig zu machen, ihn zur Übung im Glauben und Gehorsam gegen Gott und unsern Erlöser zu ermuntern, und ihn durch das Eine oder Andere, was wir nur immer von der künftigen Herrlichkeit der Christen wissen oder vermuthen können, zu den Gesin-

nungen zu erheben, die unserer vernünftigen unsterblichen Natur so würdig und zugleich die unmittelbaren Quellen unbeschreiblicher und ewiger Vergnügungen sind." Man findet hier Betrachtungen über den Zustand der Seele nach dem Tode des Körpers, Betrachtungen über den Aufenthalt der Seligen und Verdammten, über die ewige Fortdauer und immer höher steigende Erhöhung unserer verklärten Natur 2c. 2c. Lavater denkt sich den künftigen Zustand dem gegenwärtigen ziemlich analog, und vermuthet, daß auch dort ähnliche Beschäftigungen Statt finden, und alle der Gesellschaft nützlichen Künste auch dort werden betrieben werden. „Der Eine wird sich mit der Körperwelt, mit der Naturgeschichte oder Naturphilosophie abgeben; der Andere mit der Erforschung, Abwägung und Vergleichung der geistigern und der tiefer wirkenden unsichtbaren Kräfte; ein Anderer mit gesellschaftlichen Verbindungen; ein Anderer mit der Geschichte der Vergangenheit; ein Anderer vorzüglich mit den gegenwärtigen Anstalten der Vorsehung; wieder ein Anderer mit den zukünftigen Schicksalen der Welt. Es wird Lehrer und Lernlinge, mehr und weniger geübte Gelehrte und in Vergleichen mit diesen Ungelehrte geben u. s. w. Auch der Tagelöhner wird dort eben so unentbehrlich sein, als der König." Als anderweitige Probe der Sprache und Anschauungsweise diene Folgendes: „O, ich unterliege unter den allzu entzückenden und gewissen Hoffnungen! Wann ich einst gewürdigt werde, in euern Lichtkreis zu treten, himmlische Seelen, euch mit alten verfeinerten und neuen Sinnen unsers Christus-ähnlichen Körpers

zu genießen, und die ewige Liebe in euch und durch euch für das ganze Reich Gottes und auch für mich und durch mich auch für meine Brüder und Freunde wirksam zu sehen; wann ich für euere tausendfache Sprache Sinn genug haben, und ihren Welten und Aeonen umfassenden Sinn mit Einem Mal zu übersehen im Stande sein werde; wann ich euere Schicksale, alle die ewigen, sich mit jedem Augenblicke unendlich erweiternden Vollkommenheiten eurer gottähnlichen Natur gleichsam in Einen Blick fassen werde, ... und wann auch ich euch um der in mir wohnenden Gottheit willen, und weil auch in meinen Adern himmlisches Blut, das Blut des Sohnes Gottes, fließt, wichtig genug sein werde; wann auch meine Seele in die eurige übergeht, auch sie euch von Vollkommenheit zu Vollkommenheit mit forttragen hilft; ... wann wir uns Alle vor unserm gemeinschaftlichen Vater wie Geschwister umarmen, einander wie uns selber erkennen und genießen; ... wann die allerwesentlichste Vollkommenheit, das Leben aller Leben, Gott die Liebe, in Jedem auf die vollkommenste, in Jedem auf eine andere Weise wohnen, Jeden erfüllen, aus Jedem wie das Licht aus der Sonne durch unabsehliche Reihen von Welten und Weltenbewohnern ausstrahlen wird — welche Gedanken, Empfindungen, welche Erhebungen unsrer ganzen Natur, welche Erweiterungen unsers Wesens, welche neue Meere von Leben, von Himmel, von Gottes-Freuden müssen da mit jedem Augenblicke erzeugt werden!"
Man sieht wohl, Lavater's fromme Wünsche müssen oft die Stelle der Aussichten vertreten, und seine Phantasie

schwingt sich in diesem Werke in Regionen, wohin ihm zu folgen Mancher wohl Verzicht leisten muß, und die auch ohne Frage eine gute Strecke über die durch die Schriftlehre gesteckte Grenzlinie hinausreichen. Man wird ganz unwillkürlich dabei an das bekannte Sprichwort erinnert: „An der Grenze geht man leicht über die Grenze.“ Übrigens aber begegnet man in diesem Werke vielen erhabenen, höchst glücklichen Gedanken. Daß aber dies Buch sehr verschiedene und auch sehr schiefe Beurtheilung fand, kann nicht auffällig erscheinen, eben so wenig, daß sein Verfasser — wie ehedem Papa Oberlin wegen seiner Himmelscharten — um desselben willen in aller Form von einem seiner superorthodoxen Amtsbrüder vor dem Consistorio angeklagt wurde. Grundes genug dazu war schon die darin ausgesprochene Hoffnung zu Gott, der die Liebe ist, daß nicht nur Halbchristen, sondern sogar auch die Verdammten alle durch die Vermittelung seines Sohnes bekehrt werden und endlich in den Himmel kommen würden.

In der „Messiade“ bezweckte Lavater, den Menschen in seiner göttlichen Ebenbildlichkeit zu schildern. Das ganze Werk theilt sich in zwei Hälften. Die erstere: „Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn, in 24 Gesängen, 1780“, zunächst dadurch veranlaßt, daß Lavater 1778 in den wöchentlichen Abendpredigten die Offenbarung zu erklären hatte, und mit einem großen Aufwande von Kupfern und Typographie ausgestattet, ist eine dichterische, durch erhabene und feurige Gemälde ausgezeichnete Nachzeichnung der

Apokalypse, also eine Verherrlichung des einst wiedererscheinenden Christus, oder eine Messiade der Zukunft. Ihr folgte einige Jahre später (1783—86) in vier Bänden die zweite Hälfte: „Jesus Messias oder die Evangelien und Apostelgeschichte", also eine Verherrlichung des schon erschienenen Messias oder eine Messiade der Vergangenheit. Lavater bezeichnet sie selbst als „eines seiner ausgearbeitetsten, dauerfähigsten und tief aus der Seele quellenden Producte" und gibt als ihren Zweck an: „Darstellung oder, welches eins ist, Verherrlichung, Glaubwürdigmachung Jesus von Nazareth als des Messias oder des zur höchsten Beseligung der Menschen Bevollmächtigten und mit jedem Erfordernisse ausgerüsteten Sohnes der Gottheit." Sie enthält also nicht Dichtung, sondern nur dichterische, oft allerdings etwas zu weit ausgesponnene Erzählung und ausmalende Darstellung der Geschichte. Johannes von Müller urtheilte von ihr: „Nun thut Lavater's Herz dem meinigen wohl. Sage ihm, daß ich seinen Gesang fühle, und fast so stolz darauf sei, als wenn ich ihn gemacht hätte. In Wahrheit scheint er von einem Engel geschrieben; denn er erweckt Wonne des Himmels durch die Erregung des Bewußtseins der uns inwohnenden Größe und Güte... Ich habe Lust, seine Messiade zu kaufen, um zu genießen, wie er den Schönsten ausmalt oder vielmehr entwirft; in Klopstock ist mir der Dichtung zu viel; sie ist zu weit von der Evangelien-Einfalt, ich möchte eine menschliche Messiade." Und Hamann bemerkt: „Wir haben nun zwei Messiaden,

die so verschieden sind in ihrer Oekonomie, als Martha und Maria."

Große Sensation machte sein „Pontius Pilatus oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen, oder ein Universal-Ecce homo oder Alles in Einem, 4 Bände, 1782—1785." Die äußere Veranlassung zu dieser Schrift gab eine briefliche Äußerung Hamann's, der ihm im Jahre 1777 schrieb: „Mir Ignoranten ist (nächst dem „Prediger" des alten Bundes) der weiseste Schriftsteller und dunkelste Prophet der Executor des Neuen Testamentes, Pontius Pilatus. Ihm war vox populi vox dei, ohne sich an die Träume seiner Gemahlin zu kehren. Sein quod scripsi scripsi ist das mysterium magnum meiner epigrammatischen Autorschaft."

Im Jahre 1779 erwachte diese Idee, die lange in Lavater's Seele geruht hatte, beim Verlesen der Leidensgeschichte von Neuem in ihm. Alles, was Pilatus sagte und that, schien ihm so neu, so auffallend, daß er sich sogleich entschloß, seine Gedanken und Empfindungen hierüber zu entwickeln. So entstand diese Schrift, die auf die Frage des Pilatus: „Was ist Wahrheit?" Antwort geben, einen aus der Bibel gezogenen sittlichen Grundriß der Menschheit zeichnen, und (wie er selbst sagt) „ein Magazin menschlicher, christlicher, poetischer, sittlicher Bemerkungen und Gefühle über den Menschen", eine „Darstellung der Höhe und Tiefe, der Würde und des Verfalls der menschlichen Natur", kurz ein Menschenbuch, eine Schrift zur Schande und Ehre unseres Geschlechtes . . . ein: Seht, das ist der Mensch! für Alles, was Mensch heißt,

sein will. Von dieser Schrift gilt vorzugsweise, was sich von allen seinen schriftstellerischen Producten sagen läßt, daß sie ein Abdruck seines Geistes und Herzens, ein Schimmer seiner selbst sind. Er selbst fühlte dies, denn er sagt von diesem Werke: „Es ist wie ich". Zugleich fügt er daher aber auch hinzu: „Es ist ein Werk, wie's geschrieben sein muß, um sich viele Erzfeinde und wenige Erzfreunde zu machen." Und später sagte er: „Wer dies Buch hasset, muß mich hassen. Wer dies Buch liebet, muß mich lieben. Wem es durchaus gefällt, der muß ein Herzensfreund von mir sein." In diesem Werke tritt Lavater ganz entschieden auf, und deß sich bewußt, sagt er im 4. Theile, S. 410 und 411 desselben: „Ich weiß, daß ich einen Theil meiner Seele in diese Schrift gelegt, und dadurch Tausende auf immer von mir entfernt und wider mich unversöhnlich aufgebracht habe. Aber es mußte sein. Ich weiß aber auch, daß ich hundert und gewiß nicht die unsittlichsten und verächtlichsten Menschen erfreut, gestärkt und mir zu ewigen Freunden gemacht habe . . . Ich bin über alle meine Erwartung belohnt, über allen Ausdruck selig, wenn irgend einer der Leser dieser Schrift eine nie vertrocknende Thräne der anbetenden Freude Ihm zu Lieb fallen zu lassen erweckt wird, wenn auch nur Einer einmal, auch nur Einen Moment dabei fühlt, was ich leider auch nur momentweise fühle — was es ist: an Ihn glauben, und daß unsterblich sein, Gott ähnlich sein und an Ihn glauben Eins ist, Eins ist, Sinn für Ihn haben und diesem Sinne conform handeln, der vollkommenste Mensch sein." —

*

Wer wird sich wundern, daß diese Schrift vorzugsweise die mißliebigsten Urtheile hervorrief, daß alle „Gebildeten", wie Düntzer a. a. O. S. 94 meint, sich durch ein solches Werk abgestoßen fühlten und daß z. B. der Herzog Karl August von Weimar darüber an Knebel schrieb: „Wie kann so etwas Albernes, ganz Geschmackloses, ich möchte beinahe sagen, Stinkendes aus einem so wohlduftenden Lavater kommen?" Von dem widrigen Eindrucke, den das Buch auf Goethe machte, wird unten noch weiter die Rede sein.

Das Jahr 1787 war für Lavater in mehrfacher Beziehung ein sehr stürmisches. Zu Haus lag die Gattin auf dem Krankenbette, im Herzen nagte mancher große Kummer, und von Außen bestürmten ihn viele höhnende Feinde. Aus dieser Stimmung und Verfassung heraus schrieb er die „Handbibliothek für Leidende". Sie gibt mehr oder weniger bekannten Stellen der heiligen Schrift, die auf Leidende aller Art Bezug haben, eine bestimmtere Anwendung, und reichte vielen bekümmerten Seelen einen erquickenden und stärkenden Labetrunk.

Aus dem Bedürfnisse eines lebendigen Gedankenverkehres mit seinen fast zahllosen Freunden einerseits, sowie andererseits aus der Unmöglichkeit, allen, die sich an ihn wandten, besonders zu antworten, ging die „Handbibliothek für Freunde" hervor, die seit 1790 in 24 Bändchen erschien.

Wie nun seine Freunde der allerverschiedensten Art waren, so finden wir auch begreiflicher Weise in dieser Schrift den mannigfaltigsten Inhalt. Bald sind es Gedanken, wie sie ihm gerade durch den Kopf gingen

bald Stellen aus Briefen, Schriften und Predigten, bald Antworten, bald Gedichte u. s. w. u. s. w. Unter ihrer bunten Masse enthält sie allerdings des Unbedeutenden nicht wenig, aber auch manche Goldkörner, so daß Johannes von Müller von ihr sagt: „Sie ist mir immer eine wahre Seelenlust; ich gebe nicht um Vieles die Stimmung, zu der sie mich montirt; göttliche Kraft fließt aus manchem seiner Worte."

Der Handbibliothek reihen sich verschiedene andere, mehr handschriftähnliche, ganz ausschließlich für Freunde bestimmte Schriften an, deren Titel hier füglich übergangen werden können. Sie lassen allerdings den höhern Grad der Reife und Vollendung, den wir bei seinen andern Schriften zu finden gewohnt sind, vielfach vermissen, und tragen, wie er's selbst bezeichnet, mehr die Schlafrocksform. Namentlich gilt dies von seinen Reisetagbüchern, die an vielen Stellen an einer großen Redseligkeit und Umständlichkeit leiden, und für den Fernerstehenden leicht etwas Langweilendes und Ermüdendes haben. Lavater bemerkt indeß wohl nicht mit Unrecht: „Ich weiß, daß ich in dieser Manier mehr sagen kann, als in irgend einer andern, und daß ich durch dieses Medium mehr brauchbare Wahrheit in Umlauf bringe, als durch irgend ein anderes." Jedenfalls würden aber die herzlosen Kunst- und Scharfrichter Manches weniger unfreundlich kritisirt und noch viel weniger mit der Lauge der Satyre und der beißenden Ironie überschüttet haben*), wenn sie weniger unberücksichtigt ge-

*) So z. B. der Freiherr von Knigge in seiner „Reise nach Fritzlar", dessen Parodie sich nicht über das Niveau fader Alltags-

lassen hätten, daß diese Schriften, wie schon ihr Titel ausdrücklich besagt, nur für Freunde bestimmt waren; daß es ferner bei ihnen, wie überhaupt bei allen seinen Schriften, Lavatern nicht sowohl darum zu thun war, Kunstwerke auf die Nachwelt zu bringen, als vielmehr im begeisterten Handeln *) für die höchsten Ideen des Christenthums die Bedürfnisse der Gegenwart zu befriedigen. Bei ihm überwog der Wunsch, nützlich zu sein, weit die Begierde, unsterblich zu werden. Man wird bei Beurtheilung der hier in Frage stehenden Schriften Lavater's ein Wort zu beherzigen haben, das er einst sprach: „Es geht mir wie einem Armen, der alle Späne auf der Straße sammelt, und sich glücklich schätzt, wenn er jeden Abend ein Bündelchen mit sich nehmen kann, um die Seinigen damit zu erwärmen."

Eine besondere Hervorhebung verdient auch noch sein „Geheimes Tagebuch eines Beobachters seiner selbst", das in zwei Theilen 1771—1773 anonym erschien. Wenn Schleiermacher einmal sagt: „Es scheuen die Menschen, in sich selbst zu sehen, und knechtisch erzittern Viele, wenn sie endlich länger nicht der Frage aus-

späße erhebt, und oft mit sehr boshaftem Witz gewürzt, oder vielmehr gepfeffert ist.

*) Mit dem vollsten Rechte konnte er sagen: „Meine Schriften sehe ich an als Handlungen, als einen höchst wichtigen Theil meiner, einer hohen Rechenschaft unterworfenen, mein Schicksal in der andern Welt genau mitbestimmenden Handlungen." Wer sie nicht von diesem Gesichtspunkte aus als einen Ausfluß seiner großen religiösen Persönlichkeit aufzufassen vermag, wird sie nie recht würdigen lernen.

weichen können, was sie gethan, was sie geworden, was sie sind", so findet dies wenigstens auf Lavater keine Anwendung. Sein Tagebuch, das er im Jahre 1769 zu führen anfing *), zeigt uns auf jedem Blatte die strenge und sorgfältige Aufmerksamkeit des christlich-frommen Selbstbeobachters, der mit unerbittlicher sittlicher Strenge und Gewissenhaftigkeit auf jeden seiner Schritte und Tritte achtet, jeden verborgenen Gedanken, jede geheime Regung seines Herzens bis in seine tiefsten Falten, in allen seinen Trieben, Wünschen, Neigungen und Beweggründen belauscht, und darüber, ohne sich selbst nachsichtig und mitleidig zu schonen, eine ernste Rücksprache mit sich selber hält. Wir sehen hier, wie manche gute Entschlüsse in ihm entstehen, und doch nicht zur Reife kommen; wir erfahren die näher entwickelten Hindernisse, welche die Ausführung gehemmt, aber auch oft ihre endliche Besiegung. Ja, man möchte sagen, Lavater's ganzes sittliches und religiöses Wesen werde uns in diesem Tagebuche frank und frei und ohne alle Feigenblattsverhüllung gleichsam vor Augen gelegt, so daß er vor uns stehe in puris naturalibus d. h. ganz, wie er leibte und lebte. Niemand wird verkennen, daß, eben je treuer und unverhüllter das Bild dieses großen Mannes ist, das vor uns lebt, es auch um so mehr

*) Es wurde, ohne sein Wissen, von einem seiner Freunde bekanntlich an Zollikofer gesandt, der dasselbe — wieder ohne Lavater's Wissen — doch insoweit verändert, als nöthig schien, um den eigentlichen Verfasser unkenntlich zu machen, auf seine Verantwortlichkeit in Druck gab, weil er sich überzeugt hielt, daß es dem Publikum viel Nutzen schaffen könne.

ein vortrefflicher Spiegel für uns wird, in welchem wir unser eigenes Selbst zu erkennen meinen.

Gleich die Einleitung dieser ungemein lehrreichen Schrift ist für den Charakter und die Gesinnung Lavater's höchst bezeichnend. Da heißt es unter Anderem: „Im Namen des allwissenden und allgegenwärtigen Gottes will ich mit diesem 1769 Jahre ein Tagebuch anfangen. Möchte doch keiner meiner künftigen Tage für mich und den Herrn ganz verloren sein, jeder doch wenigstens mit einer guten That bezeichnet, die mehresten ganz Dir, mein Gott, geweihet, meiner unsterblichen Seele würdig, eine Saat meines ewigen Glücks sein! — Erinnere Du mich jeden Tag, Geist der Gnade, daß ich wache und bete, weil ich nicht weiß, wann mein Richter kommt. Ja, meine Seele, wirke, so lang' es Tag ist; es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann. Herr, lehre mich bedenken, daß ich sterben muß, auf daß ich klug werde."

„Laß die müden Augenlieder
Nie zum Schlafen sinken nieder,
Bis ich dreimal nachgedacht,
Wie der Tag ist zugebracht."

„Du aber, mein Herz, sei redlich! Verbirg Deine Tiefen nicht vor mir! Ich will Freundschaft mit Dir machen, und einen Bund mit Dir aufrichten. Wisse, mein Herz, daß unter allen Freundschaften auf Erden keine weiser und segensreicher ist, als die Freundschaft und Vertraulichkeit eines menschlichen Herzens mit sich

selber. Wer nicht sein eigener Vertrauter ist, der kann nie ein Freund Gottes und der Tugend werden. Je mehr wir vor uns selber fliehen, desto mehr nähern wir uns der Heuchelei, und unter Allem in der Welt, was ich nicht gern sein wollte, möchte ich am wenigsten ein Heuchler sein."

Von den zwölf Grundsätzen, deren genaue Beobachtung sich Lavater vorsetzte, hebe ich nur die folgenden hervor: „1) Ich will des Morgens nie ohne Dank und Gebet zu Gott und ohne den Gedanken aufstehen, daß es vielleicht zum letzten male geschehe. 3) Ich will nichts thun oder vornehmen, das ich unterlassen würde, wenn Jesus Christus sichtbar vor mir stände; nichts, was mich nur vielleicht in der ungewissen Stunde eines gewissen Todes gereuen könnte. Ich will es mir, mit Gottes Hülfe, heilig angewöhnen, Alles ohne Ausnahme in dem Namen Jesu Christi und als sein Jünger zu thun; alle Stunden zu Gott um den heiligen Geist zu seufzen, und in einer beständigen Verfassung zum Gebete zu sein. 4) Ich will täglich einige Capitel in der Bibel und insonderheit im Neuen Testamente lesen, und mir jeden Tag einen besondern Spruch aus den Capiteln, die ich gelesen, auszeichnen, und denselben oft bei mir wiederholen. 12) Ich will mich alle Abende nach diesen Grundsätzen prüfen, in meinem Tagebuche die Nummern redlich bemerken, welche ich etwa übertreten habe; desgleichen was ich gelesen, was ich verrichtet, worinnen ich gefehlt, und was ich gelernt habe. — Gott, Du siehst, was ich hier geschrieben habe. Möchte ich es alle Morgen mit Redlichkeit, und alle Abende

mit Freude und unter dem lauten Beifalle meines Gewissens lesen können!"

Zum Beweise, wie genau er es mit sich selber nahm, mögen hier noch zwei Auszüge aus dem Tagebuche einen Platz finden.

„Am Schlusse des Monats.

„Noch immer bin ich zu sinnlich, zu träge, zu eigensinnig; zu bequem bin ich. Ich überlasse mich noch zu leicht meinen Launen und Einfällen; aus Gefälligkeit gegen Andere, aus Schwachheit, aus Eitelkeit, aus Bequemlichkeit behaupte ich meinen Charakter, meine Grundsätze noch zu wenig, zu zweideutig. Ich bin bei Weitem noch nicht das, was ich in meinen Umständen, mit meinen Fähigkeiten und Kräften doch wirklich sein könnte. Mein eigenes Ich ist noch viel zu lebendig in mir, oder mit andern Worten: meine Liebe ist noch nicht rein, nicht herzlich, nicht thätig, nicht leidend, nicht allgemein genug. Ich dürfte weder alle meine Worte hören, noch alle Gedanken und Empfindungen meines Herzens sehen lassen; fast alle Nächte erzittere ich noch vor mir und meinem eignen Herzen, wenn ich, aus allem betäubenden Geräusche herausgehoben, mich bloß vor dem Allwissenden richte ..... Noch keinen Tag dieses Jahrs konnte ich vollkommen zufrieden sein, und ich fordere doch keine idealische, keine unmögliche Vollkommenheit von mir, keine, als die von meinem Charakter, meinen Umständen erwartet werden darf. Ich weiß, was der menschlichen Natur, und was mir möglich ist. Ich weiß es nicht aus Büchern, aus eigener, unmittelbarer, häufiger Erfahrung, Gott Lob! weiß ich es. Weil ich wahre Liebe kenne, so kenne ich auch der Liebe Leichnam, das Mechanische der

Tugend. Ich weiß, daß unsere Empfindungen nicht immer gleich stark und lebendig sein können, aber den stärkern, edlern, menschlichern Empfindungen nicht Raum geben wollen, sie von seinem Herzen wegzulenken suchen, mehr sinnlich angenehmen nachsinnen und nachhaschen, wenn wir mit wirklichen Einladungen zu edlern und bessern umringt sind, ach, wie will ich mir's verhehlen, daß dieses nicht recht, nicht zu verantworten sei?

„Nein! nicht genug kann ich mir's wiederholen: Ich muß mich üben, es mehr, es unmittelbarer mit Gott zu halten. Ich muß meinen Glauben an ihn und seine Führung durch Aufmerksamkeit auf seine Werke, seine Führungen, seine Offenbarungen lebendiger und wirksamer zu machen suchen. Aufmerksamkeit aber erfordert Stille, und Stille wird durch's Gebet feierlich — und zur Aufmerksamkeit begeisternd. Ich muß stiller, ruhiger werden. Ich bin es, Gott Lob! schon zum Theil geworden, aber bei Weitem noch nicht genug. Je mehr ich an Gott glaube; je anschauender ich das Unsichtbare durch die Vernunft und den Wahrheitssinn oder auch durch das moralische Gefühl erkenne; je mehr der Allerliebenswürdigste, das unmittelbarste Ebenbild Gottes, der Inbegriff aller menschlichen und göttlichen Vollkommenheiten, Jesus Christus, meinem Gemüthe gegenwärtig, je näher er mir ist, desto lieber wird es mir sein, desto lieber Alles, was er will, was ihm ähnlich ist, was seines Geistes ist."

„Den 17. November (1772).

„Pfenninger aß bei mir. Ich verlor mich einige Augenblicke im Nachstaunen über die moralische Disharmonie eines und eben desselben Menschen. . . . „Pfenninger", sagte ich mit

einer starken Bewegung, „das will ich der Welt doch auch noch sagen, so stark ich kann, will ich allen Tugendhelden, Moralisten, Schriftstellern, Predigern, Sentimentalisten, Richtern, Sprechern und Gewalthabern im Reiche der Tugend zurufen: O ihr lieben, guten, verehrungswürdigen, besten Menschen! wenn es nicht auch bei Euch Augenblicke, Minuten, Viertelstunden gibt, da Ihr Euch selbst verabscheuen müsset, da Euch die ganze Welt verabscheuen würde, wenn sie Euch in diesen Augenblicken und Viertelstunden das Herz durchschauen könnte, und sonst nichts von Euch wüßte: o, so schließet mich feierlich aus Euerm heiligen Kreise aus! Ich gehöre nicht zu Euch. Ich bin entweder der unglücklichste oder scelerateste Mann, der auf Erden herumgeht; denn sicher bin ich noch nicht, daß es nicht noch jede Woche bei mir eine solche Minute, eine solche halbe Viertelstunde gebe." — „Ich will meinen Namen auch hergeben", lächelte Pfenninger, „auch mich sollen sie ausschließen, wenn sie nicht dergleichen an sich selber wahrnehmen.""

Beachtenswerth unter Lavater's Schriften ist desgleichen seine 1786 erschienene Schrift: „Nathanael, oder die eben so gewisse als unerweisliche Göttlichkeit des Christenthums. Für Nathanaele, das ist, für Menschen mit geradem, gesundem, ruhigem, truglosem Wahrheitssinn." Sie gewinnt an Interesse noch durch den Umstand, daß Lavater dieselbe anonym dem damals schon abfälligen Freunde Goethe als einem „Nathanael, dessen Stunde noch nicht gekommen ist", widmete. Lavater führt in dieser Schrift eine lange Reihe biblischer Zeugen für die Göttlichkeit des Christenthums vor, von

denen jeder, möchte man sagen, den Strahl der Wahrheit auf seiner Stirn hat. Er selbst ist davon so durchdrungen, daß er z. B. bei Darlegung des Zeugnisses des Timotheus ausruft: „Wenn mich heute Unglaube wie ein Waldwasser beströmte; wenn Fluthen des Hohnes oder des Mitleidens über meinen Glauben sich so über mich ergössen, daß jeder Athem für Jesus Christus in mir zu ersticken schiene; wenn ich auf tausend Einwendungen wider das Christenthum auch nicht Eins zu antworten wüßte; wenn alle Evangelien, alle apostolische Briefe, ja die Apostelgeschichte selbst, die Dir ein so schönes Zeugniß gibt, edler Timotheus, zu Grunde gegangen wäre, und es hätten sich nur noch die beiden Briefe Pauli an Dich gerettet — mein Glaube an Christus wäre gerettet, meine Überzeugung wäre hergestellt. Oft kommt's mir vor, wir haben für unser Christenthum nur zu viele Beweise. Wir beherzigen sie nicht, der Menge wegen." Dabei weiß er jedoch sehr wohl, daß Überzeugung überhaupt, und am allermeisten in Dingen für den geistigen Geschmack, die allerunerzwingbarste Sache ist. „Wem das musikalische Gehör fehlt", sagt er deshalb im Nathanael, „dem kann die erhabene Feinheit einer Musik nicht demonstrirt werden. Und wenn sie es könnte, was wäre gewonnen? Genöss' er sie dann? Und was ist alles Wissen ohne Genuß? Speise, die nicht in mich hineingeht, wie sehr man ihre Vortrefflichkeit demonstrirt habe, nährt mich nicht." Und an einer andern Stelle sagt er: „Wie das Auge das Licht findet, so findet der Wahrheitssinn die Wahrheit."

Aus der in's Große gehenden Zahl der Lavater'schen Schriften erinnere ich, so weit sie nicht schon im Vorhergehenden genannt wurden, oder später am geeignetsten Orte eine Erwähnung finden werden, nur noch an folgende. Unter den vielen in Druck erschienenen Predigten Lavater's sind die bedeutendsten die „Festpredigten" (1773), ferner „Predigten über die Geschichte Jonas" (2 Theile 1772), welche allein schon ihm einen Platz unter den besten Erbauungsschriftstellern sichern würden. Außerdem sind zu nennen: Christliches Handbüchlein (1767); Herzenserleichterungen oder Verschiedenes an Verschiedene (1784); Nachdenken über mich selbst (1771, jetzt in 16. Auflage); Jahrbüchlein, worin für jeden Tag eine Bibelstelle und ein Liedervers zusammengestellt ist; Christliches Handbüchlein für Kinder (1771); Taschenbüchlein für Dienstboten (1772); ABC-Büchlein (1772); Allerlei; Betrachtungen über die wichtigsten Stellen der Evangelien (1783); Salomon, Lehren der Weisheit (1785).

Noch aber ist das Hauptwerk, das er geschrieben, und das ihm eine Berühmtheit erwarb, wie sie im gleichen Maße nur wenige deutsche Schriftsteller je erlangten, zu nennen übrig. In Erwägung jedoch, daß es, wenn ich nicht irre, in der Handbibliothek einmal heißt: „Ein Buch ohne Capitel, Capitel ohne Abschnitte, kommt mir vor wie lange, gerade vor sich hingehende Alleen ohne Bänke, wo man ruhen kann", räume ich der nähern Besprechung desselben lieber ein eigenes Capitel ein.

Siebentes Capitel.

Lavater als Physiognom.

„Du allein erkennest die Herzen der Menschenkinder" (2 Chron. 6, 30).

Lavater's „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe", ein Prachtwerk in vier Quartbänden, mit vielen, von den berühmtesten damaligen Künstlern ausgeführten, schönen Vignetten und Kupfern, Schattenrissen und Menschen- und Thierportraits geziert, wovon ein vollständiges Exemplar 100 Rthlr. kostete, machten gleich bei ihrem Erscheinen (1775—1778), nachdem ihnen schon (seit 1772) zwei einleitende Abhandlungen über Begriff, Wissenschaftlichkeit und Nutzen der Physiognomie vorausgegangen waren, das größte Aufsehen, ja wurden fast aller Orten mit einem allgemeinen freudigen Jubel begrüßt, wie das bei einem andern Buche wohl nie in gleicher Weise wieder geschehen ist. Es gilt dasselbe bekanntlich dem Versuche, für die Erkennung des innern Menschen aus seiner äußern

Körper- und besonders Gesichtsbildung bestimmte Regeln aufzufinden.

Der erste Gedanke zu diesem großartigen Unternehmen bildete sich in seiner Seele folgendermaßen.

Schon von früher Jugend an hatte er, wie wir uns erinnern, einen eben so starken Trieb, als ein entschiedenes Talent zum Zeichnen, besonders zum Portraitzeichnen. Nun fügte es sich einst, daß er kurz hinter einander ein paar Portraits von Freunden zeichnete, zwischen deren einzelnen Gesichtstheilen und Gesichtszügen eine große Übereinstimmung und Ähnlichkeit Statt fand. Das fiel ihm um so mehr auf, als er wußte, daß die Übereinstimmung und Ähnlichkeit mancher ihrer Charakterzüge eben so groß war. Dies leitete ihn auf den Gedanken, daß zwischen dem menschlichen Geiste und seiner sichtbaren Hülle wohl eine zutreffende und auch erkennbare Übereinstimmung Statt finden möchte, so daß die menschliche Körper- und besonders Gesichtsbildung mit den natürlichen Anlagen, Kräften und Neigungen des inwohnenden Geistes und Gemüthes in einem gewissen Verhältnisse und Ebenmaße stehe, das Wesentliche des Charakters eines Menschen also aus der ganzen Form seines Körpers, vorzüglich aber seines Kopfes, erkennbar sei. Diese Ideen entwickelten sich in ihm immer mehr, als er (besonders seit 1769) anfing, aus allen Gegenden, die sein Briefwechsel erreichen konnte, Portraits und Schattenrisse ausgezeichneter Personen zu sammeln, und es ihm in vielen Fällen glückte, seine Schlüsse von der psychologischen Zergliederung der ihm vorliegenden Bildnisse und Menschenprofile auf ihre

geistigen und moralischen Eigenschaften bei näherer Erkundigung bestätigt zu finden.

Freilich fehlte es nicht an mancherlei Einwendungen, die ihm von verschiedenen Freunden, insbesondere auch von Dr. Zimmermann, mit dem er die Sache, so lange derselbe noch in Brügg lebte, mündlich, und später schriftlich verhandelt hatte, gemacht wurden. Diese Einwendungen aber, weit entfernt, ihn zu beirren, veranlaßten ihn hingegen nur, die Sache noch näher zu prüfen und weiter zu entwickeln; und so entstand, was entstanden ist, sein physiognomisches Werk, das alsbald ganz Europa in Bewegung setzte, von den Einen als das Werk des größten Genies bewundert und bis in den dritten Himmel erhoben, von den Andern dagegen als das Machwerk eines Träumers, Phantasten und Schwärmers verlacht, verspottet und mit allen möglichen Waffen des Geistes und des Fleisches angegriffen und in den Staub getreten wurde.

Es kann sich hier nicht darum handeln, dies Werk einer kunstrichterlichen Prüfung zu unterwerfen, sondern es genügt, darzulegen und der Vergessenheit zu entziehen, was eigentlich Lavater's Meinung über die Physiognomie war, welche Erwartungen er von ihr hegte, und was er darin geleistet hat.

Daß zwischen dem Körper und der Seele des Menschen eine Übereinstimmung walte, daß seine sichtbare Oberfläche in einem Verhältnisse zu seinem unsichtbaren Inhalte stehe, daß aus seinem Äußern mehr oder weniger seine innere Beschaffenheit sich erkennen lasse, das galt längst als eine ausgemachte Sache der Men-

schenkunde, wofür die tägliche Erfahrung gleichsam bei jedem Schritte und Tritte die unwiderlegbarsten Beweise liefere. Wird doch auch in der That Niemand läugnen wollen, daß die verschiedenen Charaktere oft sich in den schärfsten Zügen ausprägen, und ihre eignen unterschiedlichen Physiognomien haben, daß der Zornmüthige z. B. ganz anders aussehe, als der Sanftmüthige und Gelassene, und zwar so anders, daß man in tausend Fällen, ohne es aus dem Umgange zu wissen, es beiden auf den ersten Blick meint ansehen zu können, daß der Eine zum Zorn geneigt, der Andere dagegen sanft und gelassen ist. Oder wer sah nicht schon Physiognomien, denen der Stempel des Stumpfsinns, der Narrheit oder der Bosheit gleichsam auf die Stirn gedrückt zu sein schien, während andere einen Recommandationsbrief zur Schau trugen, der ihnen alle Herzen zuneigte? So weiß auch gewiß Jeder leicht den Haß von der Liebe, die Verachtung von der Verehrung, die Neugierde von dem Schrecken, die Traurigkeit von der Freude 2c. im Angesichte des Menschen an ihren äußern Zeichen zu unterscheiden. Gewiß nicht ohne Wahrheit behauptet daher auch Lavater, es sei kein Mensch auf Erden, von Adam an bis auf den letzten, der sterben werde, der nicht täglich, bewußt oder unbewußt, richtig oder unrichtig, physiognomische Urtheile fälle und von denselben geleitet werde, nur mit dem Unterschiede, daß der Eine diese, der Andere jene ihm mehr vor Augen liegende oder seine Aufmerksamkeit mehr reizende Zeichen (Gesicht oder einzelne Züge desselben, Gestalt, Bewegung, Rede, Modulation der

Stimme, Schrift ꝛc.) zum Grunde seiner Urtheile nehme, daß Jener dunkel, aus bloßem Gefühle, aber deswegen oft nicht minder richtig schließe, wogegen Dieser bestimmt die Züge angebe, die ihn zu seinem Schlusse bewegen. „Wir mögen es gestehen oder nicht", sagt er daher, „merken oder nicht, so ist doch das Äußerliche der Menschen, der Totaleindruck, welchen es, unabhängig von dem Innern oder dem Betragen derselben, auf uns macht, in hundert Fällen, wo nicht ein völliger Entscheidungsgrund für uns, doch das, was das Übergewicht gibt, und den Ausschlag macht." Nicht mit Unrecht konnte er sich deshalb auf die Allgemeinheit des physiognomischen Sinnes berufen, der sich unter allen Nationen, oft selbst bei dem gemeinen Manne, dem die natürliche Gabe des Aufmerkens und Beobachtens verliehen ist, in bewunderungswürdigem Grade findet, wie denn, genau betrachtet, alle sogenannten großen Menschenkenner oft nichts Anderes, als gute natürliche Physiognomen sind, d. h. Solche, die mit scharfen, geübten Blicken aus äußern Zeichen die innern Fähigkeiten oder Tauglichkeiten eines Menschen schleunig und richtig zu erkennen verstehen. Ihm standen aber außerdem auch die größten Beobachter und Naturforscher aus den verschiedensten Zeiten und Nationen zur Seite, welche gleichfalls jene Eigenschaft der Natur und insbesondere der menschlichen Gesichtsbildung und Gesichtsbewegung, das Innere in dem Äußern darzustellen, oder mit e i n e m Worte die Wahrheit der Physiognomik, längst eingesehen und erkannt hatten. Schon dem Aristoteles wird ja über die Physiognomik eine eigne Schrift

„Physiognomica" beigelegt. Und Salomo schildert in mehren Stellen die körperlichen Merkmale der Falschheit, der Schalkheit, des Hochmuths &c., wie wir sie noch heutzutage erkennen. Auch sein kühnes Experiment, wodurch er die rechte Mutter des bestrittenen Kindes erkennen wollte, war im Grunde ein physiognomisches, indem es die mütterliche Neigung auf eine solche Probe setzen sollte, daß sie sich in den Mienen, in der Sprache, in den Gebärden äußern müsse. Auch Sirach findet in dem Angesichte, in den Gebärden, in der Kleidung, im Gange des Menschen Anzeichen dessen, was in ihm ist*). Cicero setzt die physiognomischen Zeichen sogar unter die sichersten Indizien und Beweise der Schuld oder Unschuld. Baco gesteht, daß die Physiognomik ihren festen Grund und großen Nutzen für das gemeine Leben habe. Ernesti leitet daraus einen Beweis der innigen Zusammenstimmung der Seele und des Körpers her, und meint, daß diejenigen, welche aus den Zügen und Umrissen des Gesichtes und des ganzen Hauptes über die Natur und die Anlagen des Gemüthes urtheilen zu können glaubten, die Erfahrung nicht wider sich hätten. Haller erkennt in ihr die untrügliche und allen lebenden Geschöpfen verständliche Sprache, ja unternimmt es sogar, den physiologischen Grund anzugeben, warum selbst die dominirenden Affecte oder habituellen Gemüthszustände sich in dem Gesichte einprägen,

*) Vgl. 13, 31: „Was Einer im Sinne hat, das siehet man ihm an den Augen an, es sei Gutes oder Böses", und 19, 26 und 27: „Ein Vernünftiger merkt den Mann an seinen Gebärden, denn seine Kleidung, Lachen und Gang zeigen ihn an."

und in demselben sich deutlich erkennen lassen*). Sulzer nennt ferner den Körper das Bild der Seele oder die Seele selbst sichtbar gemacht, und sagt unter Anderem: „Wie ungegründet den meisten Menschen die Physiognomik oder die Wissenschaft, aus dem Gesichte und der Gestalt des Menschen seinen Charakter zu erkennen, vorkommen mag, so ist doch nichts gewisser, als daß jeder aufmerksame und nur einigermaßen fühlende Mensch

*) Carl Ludwig von Haller (in seinem „Denkmal der Wahrheit" auf J. C. Lavater) sieht in der oft gegen die Physiognomik eingewendeten Verstellungskunst sogar einen Beweis für dieselbe; denn, sagt er, wofür brauchte man sich zu verstellen, d. h. andere Züge, Mienen und Gebärden ꝛc. anzunehmen, wenn der habituelle, ungezwungene Charakter keine erkennbare Zeichen hätte? Ja, er hält dafür, auf der Physiognomik d. h. auf der Eigenschaft der Natur und insbesondere der menschlichen Gesichtsbildung und Gesichtsbewegung, uns das Innere in dem Äußern darzustellen, beruhe die Malerei, deren höchste Vollkommenheit doch darin bestehe, gleichwie ihr Urbild, die Natur, den innern Charakter, gleichsam den unsichtbaren Geist, durch äußere Formen allgemein erkennbar darzustellen; desgleichen die Musik, die durch den Ton anzeigen solle, was in dem Gemüthe vorgehe; ferner die Semiotik, die in ihrem ganzen Umfange und aller ihr möglichen Vervollkommnung nichts Anderes sei, als die auf die Zeichen der Gesundheit oder Krankheit gerichtete Physiognomik; ferner die Schauspielkunst, die Mimik, mit einem Worte alle Wissenschaften und Fertigkeiten, wodurch man durch äußere Merkmale auf die innere Beschaffenheit der Dinge schließe. Er erinnert auch noch daran, wie physiognomisch Liebende seien, da sie mit Scharfblick in jedem Worte und Blicke, im Gang, im Stillschweigen, im Ton der Stimme, im Drucke der Hand ꝛc. das Vorhandensein oder die Abwesenheit, die Zunahme oder Abnahme der Liebe zu entdecken wüßten.

etwas von dieser Wissenschaft besitzt." Endlich leitet auch Wolf die Verwandtschaft des Leibes mit dem Gemüthe daraus ab, und dehnt sie sogar auf die Gestalt der Gliedmaßen und des ganzen Leibes aus und fügt dann bei: „Solchergestalt hat die Kunst, der Menschen Gemüther aus der Gestalt der Gliedmaßen und des ganzen Leibes zu erkennen, welche man Physiognomik zu nennen pflegt, wohl einen richtigen Grund. Ob man aber bisher es getroffen, wenn man besondere Auslegungen von dieser Verwandtschaft des Leibes mit dem Gemüthe machen wollte, lass' ich vor diesesmal an seinen Ort gestellt sein." *)

Man wird nach diesen Anführungen wohl die Überzeugung gewonnen haben, daß auch vor Lavater's physiognomischen Studien weder die Sache noch auch ihr Name unbekannt war. Noch war sie aber wenig oder gar nicht bearbeitet. Zwar die mehr in die Augen springenden und hervorstechenderen Zeichen oder Ausdrücke der menschlichen Gemüthsbewegungen und Affecte waren wohl einigermaßen genauer beobachtet, durch Worte und Bilder bezeichnet und in gewisse Regeln gefaßt, die wenigstens in ihren Hauptzügen ziemlich allgemein angenommen und von Jedermann erkannt waren. Dies nannte aber Lavater Pathognomik oder Kenntniß und Deutung der natürlichen Zeichen

*) Beachtenswerth sind auch die Urtheile des Volkes, die in folgenden Sprüchwörtern ihren Ausdruck finden: „Eines Menschen Thun und Wesen auf der Stirne ist zu lesen." — „Das Gesicht verräth den Wicht." — „Das Auge ist der größte Verräther." — „Das Auge ist des Herzens Zeuge."

der Gemüthsbewegungen nach allen ihren Graduationen und Mischungen. Von dieser unterschied er aber sehr scharfsinnig die Physiognomik oder die Kenntniß und Deutung der Zeichen der ruhigen und habituellen Gesichtsbildung. Und bei dieser machte er dann den weitern Unterschied zwischen der empirischen Physiognomik, welche bloß nach dem Gefühle, nach dem ersten Eindrucke, den das Äußere eines Menschen macht, richtig von seinem Charakter urtheilt, und zwischen der theoretischen oder transscendenten Physiognomik, welche bestimmt die charakteristischen Züge und zugleich den unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Ausdrucke und dem Charakter nachzuweisen vermag. In der Lösung dieses Problems sah er die eigentliche Aufgabe; und wer sieht nicht, daß mit derselben uns der Schlüssel zu den Höhen und Tiefen der menschlichen Natur in die Hand gelegt, und der Stein der Weisen für das gesellige Leben entdeckt sein würde? Wie himmelweit Lavater aber entfernt war von der Prätension, dieses Geheimniß bereits enträthselt zu haben, das bezeugt schon der bescheidene Titel, den er seinem Werke gab; das spricht er aber auch sehr oft ausdrücklich aus. Nichtsdestoweniger hielt er's jedoch der Mühe werth, dem Schlüssel nachzusuchen, ob er sich nicht etwa endlich finden lasse. „Ob es nun“ — sagt er selbst — „eine lächerliche, eines Naturforschers, eines Weisen, Christen oder Theologen unwürdige Beschäftigung sei: den Menschen, das Schönste und Göttlichste, was sich uns auf Erden darstellen kann, zu erkennen und zu erforschen, und durch die Mittel und Wege, durch welche allein er

am nächsten und unmittelbarsten erforscht werden kann — wird wohl keine Frage mehr sein." Dabei ist nicht zu übersehen, daß er die metaphysischen Probleme der Physiognomik über das innerste Verhältniß von Leib und Seele, von Physiognomie und Charakter u. s. w. recht geflissentlich zur Seite ließ. „Das Innere der Physiognomik", sagt er selbst, „habe ich mich mit keinem Worte zu berühren vermessen wollen. Z. B. Wie kann der freithätige Geist des Menschen auf die Organisation wirken? Wie wirkt die Organisation auf die Seele? Ich schrieb bloß als Beobachter, Erfahrer, Empfinder. Was ich nicht wußte, erfuhr, ahnte, war nicht in meinem Kreise.... Reduction des Unbekannten auf's Bekannte, Aufsuchung dessen, was wirkt in der Wirkung, ohne die innere Natur des Wirkers und der Wirkung erforschen zu wollen — siehe da meine Philosophie, die es immer mehr werden wird, je mehr mir Gott die Erhabenheit und die Beschränktheit der menschlichen Natur offenbaren wird."

Der Pathognomik wandte Lavater zwar seine vollste Aufmerksamkeit zu, und erwarb sich um dieselbe die größten Verdienste. Denn er gab über die pathognomischen Zeichen Aufschlüsse, wie sie tiefer gedacht, klarer und interessanter dargestellt noch nie bis dahin an's Licht getreten waren, entwickelte dieselben weiter und charakterisirte sie mit unnachahmlicher Bestimmtheit. Das bei Weitem größere Gewicht legte er indessen auf die Physiognomik im engeren Sinne, und zwar aus dem guten Vorbedacht, weil, während die Pathognomik allein den bewegten und vorübergehenden, die

Physiognomik hingegen den unbewegten, stehenden oder den Haupt- und Grundcharakter des Menschen erkennen lasse, woraus dann je nach Beschaffenheit seiner äußerlichen Umstände und Verhältnisse alle seine Leidenschaften und Gemüthsbewegungen als aus einer Wurzel entspringen.

Gestützt auf zahlreiche Beobachtungen, glaubte er nun die physiognomischen Merkmale theils in den einzelnen Zügen und Umrissen der festen Theile des Gesichts, besonders der Stirn, der Nase, des Schädels und der Knochen, theils in ihrer Zusammenstimmung und harmonirenden Vereinigung zu einem Ganzen finden zu müssen. Ausgehend nämlich von der Wahrnehmung, daß, sowie der Zustand der Seele sich ändere, auch in dem Gesichte, und zwar den Hauptzügen nach bei allen Menschen auf die nämliche Weise, eine momentane Veränderung vorgehe, also selbst nur vorübereilende Gemüthsbewegungen sich in dem Gesichte zu äußern, d. h. in demselben eine bestimmte Veränderung zu Wege zu bringen vermögen, hatte für ihn die Annahme durchaus kein Bedenken, daß auch, und noch weit eher, der habituelle Gemüthszustand auf dem Gesichte einen bestimmten Ausdruck erhalten könne, aus welchem dann auf die natürliche Disposition zu den analogen Affecten ein Rückschluß gemacht werden dürfe. Warum, meinte er, sollte nicht z. B., wenn doch bei guter, harmloser Stimmung des Herzens das Gesicht sich in angenehme Falten legt, ein Gesicht, das habituell diesen Ausdruck, diese sanften Züge hat, einen guten, offenen Charakter anzeigen? u. s. w.

Einmal fest durchdrungen von der Wahrheit der Physiognomik, ging er also mit dem ihn auszeichnenden unermüdlichen Fleiße, freilich aber auch mit dem ihm eigenen Enthusiasmus, an den Versuch, der Physiognomik, die bisher nur eine Zusammenstellung bescheidener, auf ähnliche Fälle gegründeter Vermuthungen gewesen war, einen festeren, sicherern Boden zu gewinnen, ja wo möglich sie zu einer Wissenschaft zu erheben, d. h. feste und bestimmte Regeln für sie auffindig zu machen, die, eben so gut wie jeder andere Gegenstand des menschlichen Wissens, systematisch geordnet werden könnten. Ja, er steigerte seine Hoffnungen so hoch, daß er selbst eigene Lehrstühle für sie für die Zukunft erwartete, und sich von ihr einst noch für manche Zweige des menschlichen Wissens, namentlich für die Anthropologie, Arzneikunde, Criminal- und Justizpflege, sowie auch insbesondere für das Erziehungswesen, segensvolle Erfolge versprach.

Dabei verhehlte er sich aber auch keineswegs, daß sie in einem bösen Herzen das Schwerdt eines Rasenden und eine Quelle lieblosen Argwohns werden könne. Aber entschlossen bemerkt er: „Die beständige Vergegenwärtigung aller schlimmen Wirkungen, die es, wie jede gute, jede rein göttliche Sache sogar, haben kann, ist nicht vermögend, mich muthlos zu machen, da ich bei jedem Fortschritte meiner Arbeit in der Überzeugung fester werde, daß jeder Mensch, der mich mit einiger Aufmerksamkeit lies't und nicht das verdorbenste Herz hat, eher besser, als schlimmer werden muß.“ Wirklich ließ auch der Mißbrauch nicht lange auf sich

warten, und nichts hat wohl mehr als er beigetragen, die Physiognomik in Mißkredit zu bringen. Nicht so bald waren nämlich Lavater's physiognomische Fragmente an's Licht getreten, als auch schon ein Heer kleiner Geister, die etwas von ihnen gelesen, oder auch nur durch Hörensagen erfahren hatten, aber weder einen nur irgendwie geübten physiognomischen Sinn, noch eine rechte Urtheilskraft, am wenigsten aber einen Funken von Lavater's Geist oder eine Ader von seinem menschenfreundlichen Herzen besaßen, sich befähigt und berechtigt fühlten, aus jeder einzelnen zufälligen Bemerkung sofort eine allgemeine Regel zu schaffen, das Innere jedes Menschen, der ihnen vorkam, aus seinen Gesichtszügen ohne Mühe nur so ablesen zu können, wie das ABC aus der Fibel, und dann die Resultate ihrer vermeintlichen physiognomischen Weisheit dem gedankenlos horchenden Haufen als Orakelsprüche von den Dächern herab zu verkündigen*). Kurz,

*) Wie sehr sticht gegen solchen Charlatanismus doch Lavater's Bescheidenheit ab, der unter Anderem (in seinem „brüderlichen Schreiben an verschiedene Jünglinge" S. 53) schreibt: „Laß Dich mit keinem Menschen ein, der die objective Wahrheit der Physiognomie läugnet, und mit keinem, der alle, auch die gegenwärtig tiefsten Gesinnungen und Gedanken aus dem Gesichte lesen will. Beide sind Thoren, die selbst nicht an das glauben, was sie glauben machen wollen." — Auch folgende Anecdote ist wohl des Aufbewahrens werth. Lavater reis'te im Jahre 1775 mit Zollikofer, der bei ihm zum Besuche war, nach Waldshut, um den durchreisenden Kaiser Joseph zu sehen. Er hatte sich zu dem Ende an einen Platz postirt, wo er gewiß sein konnte, den vorbeigehenden Kaiser zu sehen. Da erhält er auf einmal die Einladung,

es verbreitete sich über ganz Deutschland eine förmliche Wuth zu physiognomiren, mit der sich nicht allein die lächerlichste Charlatanerie, sondern auch die lieb- und gewissenloseste Splitterrichterei und das schamloseste Spionirwesen verband. Denn um für den Urtheilsspruch, der über ein Gesicht ergangen war, die Bestätigung im Leben seines Inhabers zu finden, legte man sich oft auf das rücksichtsloseste Auskundschaften, so daß es mancher Orten fast dahin gekommen wäre, daß Niemand mehr unmaskirt über die Straße oder in Gesellschaft zu gehen wagte. Bei solchen Übertreibungen und Mißbräuchen konnte es nicht wohl fehlen, daß gegenüber der Begeisterung, mit welcher Lavater's Werk aufgenommen wurde, auch alsbald ein großes Geschrei wider die Physiognomik sich erhob, wobei denn nicht selten das Kind sammt dem Bade verschüttet wurde.

zum Kaiser hinaufzukommen, der ihn mit ausgezeichneter Huld empfängt und unter Lächeln sagt: „Ha, Sie sind ein gefährlicher Mensch; ich weiß nicht, ob man sich vor Ihnen darf sehen lassen. Sie sehen dem Menschen in's Herz hinein. Man muß wohlverwahrt sein, wenn man Ihnen zu nahe kommt.“ — „O, erlauben Sie“, erwiederte er, „es hat sich kein ehrlicher Mensch vor mir zu fürchten, wenn ich auch wirklich so tief in's Herz sähe, als man von mir denken mag, woran freilich noch Vieles fehlt. Ich mache mir's zur Pflicht und Freude, das Gute an meinen Nebenmenschen mehr, als ihre Fehler zu bemerken, und da kann ich Sie versichern, daß mich das Bischen physiognomische Kenntniß, die ich allenfalls besitzen mag, sehr tolerant gegen die Menschen macht, und mir sehr viel Gutes an ihnen zeigt, das weder Andere, noch sie selber an sich bemerken; und am Ende bin ich selbst ein sündiger Mensch, der sich nicht allemal darf in's Herz sehen lassen, und dem es sehr übel stände, allzu strenge zu sein“ u. s. w.

Daß auch manche gehässige Leidenschaft sich regte und geschäftig war, wird man natürlich finden. In der letzteren Beziehung zeichnete sich besonders das anonyme „Sendschreiben eines zürcherschen Geistlichen" (Hottinger) besonders aus, das Lavatern manchen Stich des Spottes und gemeiner Verdächtigung zu versetzen suchte. Dieser ließ sich dadurch jedoch nicht irre machen, ruhig seinen Weg weiter zu gehen, und zwar nach dem Grundsatze, den er in einer Vignette im ersten Bande der Fragmente, wo eine Hand ein Licht festhält, an dessen Flamme sich einige Mücken versengen, während eine Wespe die Hand sticht, sowie in einem Reimchen so ausdrückt:

„Und ob's auch der Mücke den Flügel versengt,
Den Schädel und all ihr Gehirnchen zersprengt,
Und ob auch die grimmigste Wespe mich sticht,
Ich lass' es doch nicht!"

Auch „die physiognomischen Reisen" von Musäus (1778) gossen eine bittere Ironie über das Physiognomiren aus, riefen aber ein kleines Gedicht Goethe's: „die physiognomischen Reisen", wider sich hervor. Auch von Lichtenberg, unter dessen Händen bekanntlich Alles zu Witz und Satyre wurde, erfuhr Lavater's Unternehmen eine unbarmherzige Beurtheilung, wenngleich auch die scharfen Pfeile der Satyre, die er in dem zuerst im Göttinger Taschenkalender für 1788 erschienenen Aufsatze „über die Physiognomik wider die Physiognomen" abschoß, wohl mehr die herrschende physiognomische Manie, als die Physiognomik selbst trafen. Denn er selbst beschäftigte sich viel und emsig mit der

Physiognomik, und verwarf dieselbe keineswegs. Auch bezeichnet er selbst als Zweck seiner scharfen Kritik, gegen die physiognomische Seuche einige Mittel zu verschreiben, und dem großen Haufen von Nachbetern, die es machten wie die Lottospieler, die die Blättchen glücklicher Nummern publicirten, und die Quartanten, die sie mit unglücklichen füllen könnten, für sich behielten, vor die Augen zu rücken, daß man wenigstens behutsam sein müsse, daß in den Schlüssen ihrer Physiognomik oft Sprünge seien, „nicht kleiner, als der vom Kometenschwanz auf Krieg", und daß man den Menschen nicht beurtheilen könne, „wie der Viehhändler den Ochsen".

So wenig nun der Mißbrauch geläugnet werden kann, der mit der Physiognomik gemacht wurde, ebenso wenig hebt bekanntlich der Mißbrauch einer Sache ihren rechten Gebrauch auf. Und daß die Physiognomik gemißbraucht werden konnte, hat sie mit jeder anderen Wissenschaft gemein, kann ihr also nicht in Anrechnung gebracht werden. — Eben so wenig lassen sich die mancherlei Irrthümer, Trugschlüsse und Fehlgriffe, die mit unterliefen, wider sie geltend machen, da selbst der Geübteste in einer Wissenschaft sich derselben schuldig machen kann, ohne daß man darin den Beweis dafür finden darf, daß eine Wissenschaft nicht Wissenschaft sei, gleichwie ja auch die Irrwege, die man beim Aufsuchen der Wahrheit einschlägt, noch kein Beweis sind, daß die Wahrheit unzugänglich sei. Auch Lavater, wie zuversichtlich auch seine Behauptungen sind, wenn von der Wahrheit der Physiognomik an sich die Rede ist,

bleibt sich in aller ihn auszeichnenden Demuth der Unvollkommenheit seiner Leistungen bewußt. Er bekennt ohne Rückhalt, daß er sich unzählige male geirrt habe und noch täglich irre, daß er täglich Gesichter sehe, über die er kein Urtheil zu fällen im Stande sei. Er bescheidet sich, den physiognomischen Grundsätzen keine bestimmte Sicherheit geben zu können, weshalb er es bei bloßen Fragmenten bewenden lassen müsse. Er vindicirt sich durchaus kein größeres Verdienst, als das, die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand gelenkt zu haben, der es werth sei, größere Köpfe als den seinigen zu beschäftigen, der nur einige unvollkommene Ideen darüber in Umlauf gesetzt habe. Er sagt ferner: „Jetzt am Ende meiner mühseligen Laufbahn habe ich neben täglich steigender Überzeugung von der Wahrheit der Physiognomik wenigstens eben so viel Behutsamkeit im Urtheil gewonnen.“ Darum ermahnt und bittet er aber auch: „Verwechselt nicht das Object mit dem Subject, den Gegenstand mit demjenigen, der ihn bearbeitet. Ich kann schlecht über die Physiognomik schreiben, und sie kann doch eine wahre, in der Natur gegründete Wissenschaft sein. Hundert und mehr falsche Urtheile beweisen nur gegen meine physiognomische Einsicht, nicht gegen die Physiognomik.“

Mag man hierin auch Lavatern vollkommen beizupflichten nicht umhin können, mag es mit der Wahrheit der Grundidee der Physiognomik immerhin seine volle Richtigkeit haben, mag also zwischen der Seele und dem Körper, zwischen dem Innern und Äußerlichen des Menschen die genaueste Übereinstimmung

vorhanden sein; mögen innerliches Leben und äußerliches Erscheinen nothwendige Correlata sein: so muß es dem ruhigen Forscher bei kaltblütiger Prüfung doch immer noch mehr als zweifelhaft bleiben, ob sich diese Übereinstimmung auch auf eine uns erkennbare Weise zu Tage lege; ob sich die innern Eigenschaften auch dergestalt in dem Äußern abmalen, und der Natur Gottes oder der Offenbarung Gottes in der Natur auch bei der scharfsinnigsten Beobachtung die Gesetze dermaßen abzulauschen sind, daß wir in den Stand gesetzt werden, sie in feste Regeln zu fassen, sie zu ordnen und sie zur Belehrung Anderer mitzutheilen; ob nicht eine Menge moralischer und physischer Zufälle in der menschlichen Gestalt und Gesichtsbildung Veränderungen hervorbringen, welche unser Urtheil nothwendig irre leiten müssen; ob nicht die einzelnen Charaktere und ihre Modificationen von einander so unendlich verschieden, ihre Züge so mannigfaltig, so fein, so unvermerkt, so verwischt, so zusammengesetzt seien, daß sich ihre bestimmten und bestimmbaren physiognomischen Zeichen nie mit Sicherheit erspähen lassen, und man nicht vergeblich nach dem Schlüssel zu ihrer Enträthselung suchen werde. Es muß mit einem Worte die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Fixirung höchst problematisch erscheinen, und in Frage gestellt bleiben, ob nicht gar Vieles, ja das Meiste doch immer nur dem dunkeln Gefühle, oder zum Mindesten nur dem physiognomischen Genie überlassen bleiben müsse, das dann freilich hier, wie auch in andern Dingen, oft weiter und mehr sieht, als dem Uneingeweihten zu sehen vergönnt ist,

und als sich überhaupt dem, der ihm nachstrebt, mittheilen oder vorbuchstabiren läßt*). Es will in der That den Anschein gewinnen, als ob zu einer wissenschaftlichen Physiognomik mehr Einsicht erfordert werde, als dermalen in der Welt anzutreffen ist. Den schlagendsten Beweis hierfür hat, möchte man sagen, Niemand besser geführt, als Lavater selbst.

Er besaß anerkanntermaßen einen wundersamen Beobachtungsgeist und die seltenste Begabung zur Wahrnehmung charakteristischer Züge. Seine amtlichen Beziehungen, wie seine ausgebreitetste Bekanntschaft setzten ihn mit Personen jeder Art in Verbindung, und überall, wohin er ging, sei es in der Bude eines Krämers, von dem er sich etwas zu erkaufen hatte, sei es an dem Krankenbette oder in der Gesellschaft verschiedener Leute, kurz, aller Orten ließ er seine physiognomischen Fühlhörner ohne Unterlaß geschäftig sein. In ihm vereinigten sich mit der ungewöhnlichen Kenntniß des menschlichen Herzens eine bewunderungswürdige Unterscheidungs- und Urtheilskraft, so wie eine größtmög-

*) Wie Vielen wird's nicht ergangen sein, wie dem redlichen Asmus, der, wenn er die Gesichter und gar die Schattenrisse in Lavater's Fragmenten ansah, gar nicht wußte, was darin wäre, und was er davon sagen sollte, sobald er aber Lavater's schönen Text dazu gelesen hatte, Alles darin fand, und sich nur nicht genugsam verwundern konnte, wie man aus den schwarzen Gesichtern (Schattenrissen) so Alles herauslesen könne! Ob ihm aber auch wohl eben so Viele nachgesprochen haben: „Die Menschen haben verschiedene Gaben, und daß ich aus jedem Gesicht nicht sehen kann, beweis't nichts weiter, als daß ich nicht daraus sehen kann, und darum kann's doch vielleicht ein Anderer"?

lichste Unparteilichkeit des Urtheils und eine fast übermenschliche Liebe und Reinheit des Willens. Er hatte außerdem über eine Menge von Hülfsmitteln und Auxiliarkenntnissen und Fertigkeiten zu gebieten, deren Vereinigung in gleichem Maße sich kaum je wiederfinden dürfte. Wenn nun aber ein solcher anerkannter Meister, ein solches wahrhaftes physiognomisches Genie erster Größe, dem die seltensten Eigenschaften zu Gebote standen, das über eine Vollständigkeit der Beobachtungen zu verfügen hatte, wie nicht leicht ein Anderer, das überdies durch die mehre Jahrzehente lang mit dem unermüdetsten Fleiße fortgesetzte Beschäftigung mit diesem Gegenstande eine erstaunliche Virtuositat sich erworben hatte, wenn nun, sage ich, ein solcher Großmeister, den Gott auf eine vor und nach ihm unerreichte Stufe gestellt hat, gleichwohl schließlich das Geständniß ablegen muß, es nur bis zu einem Stück- und Flickwerk gebracht zu haben, so scheint's doch, als ob sich von seinen Jüngern noch viel weniger erwarten lasse.

Blieben demnach Lavater's in Beziehung auf die Physiognomik gehegten Erwartungen auch großentheils unerfüllt, sah er sich namentlich in seinen Hoffnungen rücksichtlich der Ausbeute derselben für andere Zweige der Wissenschaft auch getäuscht, so würde man doch weit fehlgehen, wollte man etwa seinen physiognomischen Leistungen ein bleibendes geistiges Verdienst absprechen, und seinen Fragmenten vielleicht nur den Werth eines kostbaren Bilderbuches zuerkennen. Auch Nichtfreunde Lavater's haben es nicht zu läugnen gewagt, daß seine Fragmente einen kostbaren Beitrag zur tiefern, feinern

Natur- und Menschenkunde enthalten, daß sie voll sind der treffendsten Bemerkungen, der geistreichsten Anschauungen, der genialsten Tiefblicke in die Gewebe des menschlichen Herzens, daß sie namentlich in ihrem pathognomischen Theile das Gebiet des menschlichen Wissens um ein Bedeutendes erweiterten, indem sie einen Reichthum der überraschendsten vergleichenden und entdeckenden Beobachtungen von oftmals ungemein augenfälliger Wahrheit in sich schließen; daß sie allenthalben, auch ohne nähern Bezug zur Physiognomik, eine Menge moralischer Winke und Grundsätze und Entwickelungen darbieten, wie sie noch nie reicher, reiner und klarer an's Licht getreten waren.

Doch nicht hierauf beruht das eigentliche Verdienst der Fragmente. Sie nehmen auch noch von einer andern Seite her unsere volle Aufmerksamkeit und bewundernde Anerkennung in Anspruch. Wie nämlich jedes Wort das über Lavater's Lippen ging, oder aus seiner Feder floß, ein Abdruck seiner reinen, gottseligen Gesinnung war, so trägt auch seine Physiognomik unverkennbar die Physiognomie seiner großen und schönen Seele an sich, so daß er sich in ihr, ihm selber freilich unbewußt, ein dauerndes Ehrendenkmal errichtet hat.

Zur vollen Würdigung der Fragmente wird nämlich Niemand gelangen, der sie nicht aus dem Zuge der allgemeinen Menschenliebe, in deren Dienste sie allein standen, zu beurtheilen vermag. Wir erinnern uns des hohen Begriffes, den Lavater von der Menschheit hegte, wie ihm alle guten, mit Demuth und Einfalt handelnden Menschen als Gottes Stellvertreter galten, wie

er in allen Menschen Ebenbilder und Kinder Gottes erblickte. „Es ist kein Menschengesicht so häßlich", sagt er, „in dem nicht noch Züge des göttlichen Ebenbildes übrig sind; jedes ist einer unglaublichen Vervollkommnung fähig, wenn unmittelbar auf seine gesunden Theile gewirkt wird. Laß immer die kranken Theile unberührt; sie verbessern sich nie anders, als durch Verbesserung der guten." Und an einer andern Stelle sagt er: „Gottesstrahl im Angesichte des Menschen zu erkennen, ist Vorzug und Würde der Menschheit; das Maß des göttlichen Geistes im Angesichte des Menschen zu fühlen und zu erkennen, ist aller Weisheit Gipfel; und aller Güte Gipfel: diesen Strahl der Göttlichkeit aus den Wolken des verdorbensten Gesichtes heraus zu lauern." Und dieses Herauslauern des Göttlichen im Menschlichen war so recht sein Lebenselement, und darum war es ihm auch bei seinen Fragmenten besonders zu thun. Deswegen betrachtet er denn auch die Physiognomik, wie dies der Titel seines Werkes schon zu erkennen gibt, als eine Quelle, oder doch zum Wenigsten als ein wesentliches Beförderungsmittel der Menschenkenntniß und Menschenliebe. Er nennt sie daher auch ein neues Auge, die zehn-, ja tausendfältigen Ausdrücke der göttlichen Weisheit und Güte zu bemerken, und den anbetungswürdigen Urheber der menschlichen Natur, der so unaussprechlich viel in dieselbe gelegt hat, in neuer Liebenswürdigkeit zu erblicken. Beachtenswerth erscheint noch die Frage Lavater's: „Dürfte nicht vielleicht bei allen Menschen eine Grundphysiognomie sein, durch die Ebbe und Fluth der Zufälle und Leidenschaften verschwemmt, vertrübt, die sich nach und nach durch die

Ruhe des Todes wieder herstellte, wie trüb gewordnes Wasser, wenn's unzerrüttet stehen kann, hell wird?" Er bemerkt zugleich, er habe bei einigen Sterbenden selbst von gemeinem Charakter eine unaussprechliche Veredlung ihrer Physiognomie wahrgenommen. „Man sah", fährt er fort, „einen neuen Menschen vor sich; Kolorit und Zeichnung und Grazie, Alles neu, Alles morgenröthlich, himmlisch erhaben, ... Ebenbild Gottes sah ich unter den Trümmern der Verwesung hervorglänzen, mußte mich wenden, schweigen und anbeten. Ja, Du bist noch, bist noch, Herrlichkeit Gottes, auch in den schwächsten, fehlervollsten Menschen! Wenn das dürre Holz noch so blühen kann, wie wird's das grüne!" Denselben Gedanken spricht er auch so aus: „Dürfte ich mir mit dem Gedanken schmeicheln: wer mich lieset, muß mehr Menschenfreund als Menschenfeind werden; er sieht viel Gutes, das er vorher nicht sah; und wo er Böses sieht, ist er veranlaßt, Entschuldigungsgründe zu beherzigen, die er vorher vielleicht nicht beherzigt hätte ... Genug, wenn Du, wenn nicht alle mal, doch sehr oft gelernt hast: Gottes Handschrift wenigstens auf einigen der besten Menschengesichter lesen." Er meint deswegen auch, selbst wenn durch sein Werk nichts erreicht wäre, als Charakteristik von einigen wirklichen Menschen, als eine kleine Gallerie von Menschengesichtern, Menschencharaktern, so würde er schon nichts Unnützes gethan zu haben glauben. Er habe es aber ausschließlich „für gutmüthige, fein fühlende, forschende Verehrer der Menschheit" geschrieben, für die „Gläubigen an die Würde und Gottähnlichkeit der menschlichen Natur".

Weiter sagt er: „Menschenfreund, wenn die Physiognomik Dein Auge aufmerksam machte auf das Edle in jedem Unedlen, das Göttliche in allem Menschlichen, das Unsterbliche in allem Sterblichen! . . . Wenn Gott Dir einen edeln Armen sendet, aus dessen Gesicht Demuth und Geduld, Glaube und Liebe leuchten, wie anders als der Gefühllose wirst Du Dich freuen der Worte: Was Du einem meiner geringsten Brüder thust, thust Du mir! — Und wenn ein verlassener Jüngling oder Knabe Deinem Blicke begegnet, — ach, diese Stirn, sie ist bezeichnet von Gott: Wahrheit zu suchen und zu finden. In seinem Auge ruhet unentwickelte Weisheit; in seinen Lippen zittert ein Geist, der Dich still um Entbindung, um Freiheit fleht. Siehe, ihm sind Geist und Hände gebunden; Priester und Levit gehen stolz lächelnd vor ihm vorüber: o des Narren, des Schwindelgeistes, des Schwärmers! — Du, nicht also! Siehe, was da ist, und was daraus werden kann!"

Eröffnen uns diese und viele ähnliche Stellen die tiefsten Blicke in das Innerste des edeln, menschenfreundlichen Strebens Lavater's, wie ist es möglich, möchte man fragen, daß man dafür halten kann: „die Fragmente, welche sich „zur Beförderung der Menschenliebe" in die Welt drängten, würden bei consequenter Anwendung nach und nach viel mehr der Fluch der Menschheit geworden sein, wären sie nicht zum Glück eben so früh in Vergessenheit gerathen, als sie es wegen ihrer Oberflächlichkeit verdienten"!*)

*) Worte Hillebrand's in seiner Nationallitteratur 2c. I. S. 435.

Lavater dehnte den Grundsatz: „von keinem Menschen, den er nicht durch und durch kenne, Böses, und von jedem Menschen soviel möglich Gutes zu sagen", den er sich zur Lebensregel für den Umgang gemacht hatte, im weitesten Maße auch auf seine Fragmente aus. Dies legten ihm Manche als Schmeichelei und Lobhudelei aus, die ihm doch so gänzlich fern war, oder warfen ihm wenigstens vor, daß er die Geistes- oder Herzenseigenschaften Einzelner in einem allzu rosenfarbigen Lichte, oder, wie Einer sich ausdrückte, im gigantisch-vergrößernden Hohlspiegel sehe, und Merck sprach „von bösen *Monumenten*", die er jungen Leuten in der Physiognomik gesetzt habe, die noch nichts in der Welt gethan hätten*). Ein Freund wollte daher auch in Ansehung seiner Physiognomik, wie in Hinsicht auf sein Leben, Dichten und Glauben, auf Lavater das Distichon eines Freundes angewandt wissen:

„Weise sein Positiv, sein Comparativ ist voll Scharfsinn,
In's ätherische Blau fliegt er im Superlativ."**)

Aus dem Zuge der allgemeinen Menschenliebe will gleichfalls die Übernahme des Selbstverlags der französischen Ausgabe der physiognomischen Fragmente be-

*) Herder's Äußerung: Lavater mache seine Physiognomik zur Schädelstätte seiner Freunde, war nur ein Scherz.

**) Wohl mit Bezug hierauf schrieb auch Wieland an ihn: „Und doch, wenn Sie, ohne darum weniger zu empfinden und wahr zu sein, sich die ewigen Superlativos abgewöhnen könnten! Ich hab' einen unsäglichen Pik darauf. Erfahrung hat mich auf den Positivum zurückgesetzt."

urtheilt sein. Wiewohl nämlich ein Buchhändler ihm sehr annehmliche Propositionen gemacht hatte, zog er — freilich sehr zu seinem Nachtheile — den Selbstverlag vor, und zwar vornämlich in der Absicht, dadurch Gelegenheit zu finden, jungen Künstlern und Arbeitern, die sich ihm in Menge anschlossen, und von denen mehre ihm die höhere Entwicklung ihres Talents verdankten, mit Portraitiren, Copiren, Stechen u. s. w. zu beschäftigen, und ihnen, worüber er stets eine wahrhaft königliche Freude empfand, einen angemessenen Broderwerb zu verschaffen. Leider wälzte er dadurch einen großen, schweren Sorgenstein auf sich, der erst im Tode von ihm genommen wurde. Dies Unternehmen erforderte nämlich einen ganz enormen Kostenaufwand, der durch die Entfernung des Druckorts (Holland) noch ansehnlich vermehrt wurde, so daß er den größten Theil seines ganzen Vermögens in den Verlag stecken mußte, der meistens verloren ging. Einerseits nämlich wollte es mit der eröffneten Subscription und dem nachmaligen Absatz nicht recht vorwärts, da demselben schon durch den hohen Preis (12 neue Louisd'or für die ersten drei Bände) und durch ungünstige Zeitverhältnisse sehr große Hemmnisse in den Weg gelegt wurden. Andererseits kam noch der besondere Unglücksfall hinzu, daß ungefähr 300 nach England bestimmte Exemplare bei einer unglücklichen Fahrt in's Meer versanken, und daß der vierte Band, nachdem er im Druck bereits weit vorgerückt war, wegen der inzwischen auch in Holland ausgebrochenen Revolution unvollendet bleiben mußte.

Übrigens setzte er sein mit dem 25. Jahre begonnenes Studium des Menschen aus seinem Äußern auch nach Vollendung der Fragmente bis an sein Lebensende, wenn auch nicht mit dem frühern Drange und Enthusiasmus, so doch mit dem größten Interesse ununterbrochen fort. Insbesondere vervollständigte er unausgesetzt seine Sammlung von Kupferstichen, Handzeichnungen, Bildern und Schattenrissen seiner Freunde und vieler ihn besuchenden Fremden zu einem physiognomischen Cabinette, wie es nicht leicht in gleicher Weise wiedergefunden werden dürfte. Diese Sammlung, sehr sorgfältig aufgezogen und in eignen Glasschränken aufgestellt, war so sehenswerth, daß oft Fremde aus weiter Ferne eigends nach Zürich kamen, um sie in Augenschein zu nehmen.

Die meisten Zeichnungen ꝛc. kommentirte Lavater nach seiner Art, indem er ihnen physiognomische Urtheile, größtentheils in hexametrischer Form, beisetzte. Dergestalt leistete er also im physiognomischen Fache mehr als tausend Andere, die auch nicht unthätig darin waren. Wenn aber etwa Jemand meinen sollte, er habe diesem seinem Steckenpferde doch wohl zu viele Zeit, Mühe, Arbeit und Geldmittel geopfert, dem sei das Wort zugerufen, das ich aus Lavater's Schriften (ich meine, aus seiner Handbibliothek) entlehne: „Lassen Sie doch, mein Lieber, jedem Sterblichen sein Bischen Freude, sein Steckenpferd, seine kleine Liebhaberei, woran er die geringern Kräfte seiner Seele exerciren kann. Jeder Sinn an uns bedarf seiner eignen Nahrung und Übung; jeder Geist bedarf seiner Ruheplätze, wie der Evangelist Johannes seines Rebhuhnes.“

Schließlich aber mögen hier noch einige Urtheile von Zeitgenossen Lavater's und von Späteren über die physiognomischen Fragmente zusammengestellt werden.

Goethe, dem Lavater die einzelnen Fragmente zusandte, und das Recht einräumte, zu ändern, einzuschalten und zu tilgen, was ihm beliebe — wovon er auch, freilich sehr mäßig, Gebrauch machte, — schrieb bereits unter dem 4. Juli 1774: „Lavater's Physiognomik gibt ein weitläufiges Werk mit Kupfern, und es wird große Beiträge zur bildenden Kunst enthalten, und dem Historien- und Portraitmaler unentbehrlich werden." Und später, als er doch gar nicht mehr parteiisch für Lavater gesinnt war, bekennt er: „Alles überwog sein physiognomisches Genie. Durch den reinen Begriff der Menschheit, den er in sich trug, und durch seine scharfzarte Bemerkungsgabe war er im höchsten Grade geeignet, die Besondernheiten einzelner Menschen zu gewahren, zu kennen, zu unterscheiden, ja auszusprechen. Wirklich ging Lavater's Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe; man erstaunte, ihn zu hören, wenn man über Diesen und Jenen vertraulich sprach; ja, es war furchtbar, in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat."

Klockenbring schrieb (28. März 1775): „So vortrefflich Lavater's übrige Schriften sind, so zweifle ich, ob irgend eine davon so viel zur moralischen Besserung der Menschen beigetragen, als die Physiognomik thun wird. Er stellt unsre Moralität unter die Augen aller Menschen; neue höchst wirksame Triebfedern zur Tugend finden sich darin auf allen Seiten. Seine ganze Physiognomik ist praktische Moral."

Zimmermann, damals Hofarzt in Hannover, schrieb an Lavater: „Dein Scharfsinn ist übermenschlich, viele Deiner Urtheile göttlich wahr. Gott ist mein Zeuge, daß ich dies Werk aus tiefgefühltem und wohldurchdachtem Grund für eins der größten Werke des Genius und der Moral halte, die jemals auf Gottes Erde erschienen sind. Erwarte von mir, mein Liebster, Aufmunterung auf jede mögliche Weise. Gott, wie glücklich bin ich durch meinen Lavater!“ Und in einem andern Briefe schreibt derselbe: „Lavater, verlasse Dich darauf, daß Du Freunde hast, die für Dich stehen werden, wie Felsen im Meere. Aber schweig' doch um Gottes willen nur von Wundern, und denk' an nichts, als an Deine Physiognomik, die ein göttliches Werk ist.“ — Und ein anderes mal erklärt er ihm: „Du magst Wunder glauben, Wunder erzählen und Wunder verfechten, so lange als Du willst; ich glaube an ein einziges Wunder, das Du wirklich gethan hast; dieses Wunder ist Deine Physiognomik.“ — Noch ein anderes mal schreibt er: „Wir wollen mit Deiner Physiognomik gegen alle Teufel aufkommen, wenn Du nur nicht fanatisirst, nicht wahnwitzelst, Deine Physiognomik für vernünftige Leute schreibst, und nicht für Deine betenden Brüder und Schwestern. — Gib alles dieses unkluge Zeug [Deinen „Mirakelkram“, wie es vorher heißt] von oben und von unten von Dir, wo Du willst, und wie Du willst, nur nicht in der Physiognomik. Ach, laß mir doch den seligen, herzerhöhenden Gedanken, daß ich auf Deine Physiognomik mit dem Finger zeigend sagen könne: Dies hat Lavater gethan, dieses Monument von ihm steht zu seiner Ehre bei Welt und Zukunft.“

Wieland schreibt: „Seit ich angefangen habe, Ihre Fragmente von Physiognomik zu studiren, habe ich mir vor-

gesetzt, mein übrig Leben lang daran zu studiren. Ich kann Ihnen nicht sagen, in welchem Grad ich Sie verehre, seitdem ich durch dies große Werk Sie besser kennen zu lernen glaube. Alles, was sich mir nähert, hört mich Dinge von Ihnen sagen, die ich Ihnen nicht sagen werde, und die vielleicht seit tausend Jahren kein andrer vom Weibe Geborner verdient hat." — Und in einem andern Schreiben sagt er: „Ihre neuen Offenbarungen — das ist das eigentliche Wort, was Ihre physiognomischen Fragmente mir sind."

Herder bekennt: „Bei Deiner Physiognomik bin ich herzlich mit Dir, in Dir gewesen, habe mit Deinen Augen gesehen und mit Deinem Herzen empfunden. Deine Grundsätze, wie ich sie Dir mit heiligem Spähen abahnde, sind (für mich!) außerordentlich wahr, treffend, weckend, oft himmlisch gewesen. Rechte Seherblicke dessen, was im Menschen liegt, was, wenn er's nicht ist, er werden kann, des Gewächses der Ewigkeit" u. s. w.

Jacobi schreibt (13. Juni 1778) in Bezug auf die Physiognomik: „Über Ihr Werk im Ganzen sage ich Ihnen heute nur das: ich halte es für eins der herrlichsten und nützlichsten, wenn auch an eigentlicher Physiognomik, oder vielmehr an wissenschaftlicher, kein wahres Wort sein sollte. — Ich neige voll Ehrfurcht, voll Bewunderung mich Ihnen, und umarme Sie mit unaussprechlicher Liebe." Und später (1789) bemerkt er: „Über die hundert physiognomischen Regeln, Manuscript und Pittcommentar kann ich Dir nichts sagen, weil ich wirklich für die Metaphysik der Physiognomik keinen Sinn habe. Ich habe einige mal diese Sache untersuchen wollen, und mir ist immer ganz schwindlig dabei geworden." — [Das möchte Andern wohl auch so ergehen.]

Füßli aber jubelt: „Dein Buch ist wie Du selbst der Unsterblichkeit werth, und wird sie haben. Wehe dem, dem Dein Buch nicht gefällt! Und wenn Du auch nichts geschrieben hättest, als das Capitel über den Homer, so würde doch Dein Name der erste Deines Jahrhunderts sein.“

Noch jüngst hat Frau Düdevant (George Sand) die Lavater'sche Physiognomik als das bedeutsamste und genialste Werk gepriesen.

Das Beste über Lavater als Physiognomen hat aber ohne Frage der treuherzige sinnige Claudius (s. Theil 3 des Wandsbecker Boten, S. 33 ff.) gesagt:

„Das ist 'n Buch, wie mir in meiner Praxis noch keins vorgekommen ist. Was da für Gesichter darin stehen! Einige sind rabenschwarz, das müssen wohl Afrikaner sein. So viel ich verstanden habe, sieht Herr Lavater den Kopf eines Menschen und sonderlich das Gesicht als eine Tafel an, darauf die Natur in ihrer Sprache geschrieben hat: „Allhier logiret in dubio ein hochtrabender Geselle, ein unruhiger Gast, ein Poet, ein Wilddieb, ein großer muthiger Mann, eine kleine freundliche Seele ꝛc. Es wäre sehr naiv von der Natur, wenn sie so jedwedem Menschen seine Kundschaft an die Nase gehängt hätte, und wenn irgend einer die Kundschaften lesen könnte, mit dem möchte der Henker in Gesellschaft gehen. Darum schämen sich auch einige Leute wohl so, schlagen die Augen nieder und mögen einen nicht grade ansehen. — Ein Physiognom, und so stelle ich mir auch den Raphael Lavater vor, ist 'n Mann, der in allen Menschengehäusen den unsterblichen Fremdling lieb hat, der sich freut, wenn er in irgend einem Gehäuse, Strohdach oder Marmor, einen Gentleman antrifft, mit dem er Brüderschaft machen kann, und

gerne beitragen möchte, die Leibeigenen frei zu machen, wenn er nur ihre Umstände wüßte. Der unsterbliche Fremdling im Menschen ist aber inwendig im Hause, und man kann ihn nicht sehen. Da lauert nun der Physiognom am Fenster, ob er nicht am Wiederschein, am Schatten oder sonst an gewissen Zeichen ausspioniren könne, was da für ein Herr logire, damit er und andere Menschen eine Freude oder Gelegenheit hätten, dem Herrn einen Liebesdienst zu thun. Mag er bei seiner Entreprise parteiisch sein, übertreiben, tausendmal neben der Wahrheit hinfahren, und mehr Unkraut als Waizen sammeln; er bleibt auch mit Unkraut in der Hand ein edler Mann; und dann ist noch immer die Frage erst, ob Alles wirklich Unkraut ist, was du nach deinem Linneus Unkraut nennst... Der innerliche Baumeister (die Seele) kann ja aus seinem weichen Mörtel selbst wohl sein Haus und sonderlich sein Cabinet (das Angesicht) nach Stand und Würden bauen; und die härtesten Knochen sind weicher Mörtel gewesen. — Was der liebe Gott anfangs alles für Weltkräfte erschaffen, und wie er sie gegen einander geordnet hat, das ist Alles vor unsern Augen verborgen; und ich wäre sehr geneigt, die ganze sichtbare Welt als eine Glocke anzusehen, die wir davon läuten hören, ohne recht zu wissen, in welchem Thurm sie ist.... Schnürt diese Lehre nicht der Freiheit des Menschen den Hals zu? Denn wenn einer nothwendig 'n Schurke ist, der z. B. ein großes Maul hat, so muß er 'n Schurk leben und sterben, 's Maul wird sich nicht zusammenziehen. Hierauf würd' ich antworten: Umgekehrt, so wird 'n Schuh daraus. Ein Mensch ist kein Schurke, wenn er 'n großes Maul hat, sondern wenn er 'n Schurke ist, so hat er 'n großes Maul. Er wird freilich mit dem großen Maul auch

wohl 'n Schurke bleiben, aber er kann's doch eben so gut auch nicht bleiben, als wenn er gar kein Maul hätte. Und wenn er sich bessert, warum sollte sich auch sein großes Maul nicht zusammenziehen können? Zieht sich doch eine dicke Stange Eisen, die Meister Schmidt geglüht hat, in der Kälte wieder zusammen, und so hart und dumm ist doch kein Maul, als eine Stange Eisen. Aber 's mag meinetwegen groß bleiben, und die Physiognomen mögen den Eigenthümer für einen Schurken halten. Wenn er ein ehrlicher Mann geworden ist, desto besser für ihn; denn es muß eine Lust sein, wenn man so die Herren Kunstverständige zum Narren haben kann. Und dazu würde ich mir die Physiognomie dienen lassen, und die Physiognomen, die in solchem Falle nicht von ganzem Herzen gerne Narren sein wollten, die hole der Kukuk!"

Achtes Capitel.

Lavater und seine Freunde, und insbesondere seine Freundschaft mit Goethe.

*„Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
Und weiß sie festzuhalten."*

Wenn nach Lavater's eignem Ausdrucke nur Kinderseelen mit jungfräulichem Gemüthe und Manneskraft zur Freundschaft taugen, so war er ohne Zweifel vor Tausenden glücklich dazu organisirt. Von Gott ausgestattet mit einem weichen, edeln, leicht entzündlichen, vom tiefsten und lebendigsten Drange zu wirken und auf sich wirken zu lassen durchströmten Herzen voll inniger Menschenliebe, dem Wohlthun und Hülfeleisten stets ein Wonnegefühl war, verband er mit großer Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit einen für die Freuden der Freundschaft stets offenen, ja man möchte sagen, fast leidenschaftlichen Sinn. Ihm war es ein tiefempfundenes, unabweisbares Bedürfniß, sich menschlich an ein menschliches Herz anzuschließen, das warm und herzlich sich umfassen ließ, vor dem er Alles, was

ihm jedesmal am nächsten lag, ganz rückhaltslos und ungehindert ausschütten, das er ohne hohle Förmlichkeit, ohne geschraubte, herzlose Complimente auf Du und Du anreden konnte. „Ach", schreibt er daher einem Freunde, „wie doch die Menschen sich so unmenschlich von einander entfernen! Mit wem ich nicht sans à propos über Alles Alles sagen kann, halb, ganz, schwach, stark, wie sich's gibt, der ist nicht mein Mann." Wenn Goethe ihm daher einmal sagte: „Sobald man in Gesellschaft ist, nimmt man vom Herzen den Schlüssel weg und steckt ihn in die Tasche; die, welche ihn stecken lassen, das sind Dummköpfe", so war das unserem Lavater sicherlich nicht aus der Seele gesprochen. Sein Grundsatz war vielmehr: „Vertraulichkeit ist die Seele des Lebens. Mißbrauch harmloser, Alles vergessender Vertraulichkeit ist ein Mord der Seele des Lebens." Wie ihm daher die freiste, fesselloseste Vertraulichkeit der reinste und schönste Lebensgenuß, das „allermenschlichste Vergnügen" war, so trug er auch im Kreise seiner Freunde, so zu sagen, das Herz allezeit auf seiner Zunge, und dachte gleichsam laut unter ihnen, ohne sich selbst durch die bittersten Erfahrungen je darin irre machen zu lassen. Denn schon von früh auf wurde er an die bitterste Bitterkeit gewöhnt, von Freunden leiden zu müssen. Ihrer etliche verläugneten nämlich später ihre erste Liebe, entzogen ihm ihr Herz, erwiderten seine warme Herzlichkeit mit eisiger Kälte, ja wandten sich von ihm mit grauenhafter Feindschaft und Gehässigkeit ab, so daß er öfters zu sagen pflegte: „Ich habe viel von meinen Feinden gelitten,

aber es kommt in keinen Vergleich mit dem Leiden, das meine Freunde mir machten." Deß ungeachtet muß man ihm aber bezeugen: er verließ seine Freunde nie, sie verließen ihn. Und konnte da freilich auch die Freundschaft nicht bleiben, so blieb doch bei ihm wenigstens die Liebe. Man wird wenige Menschen finden, die mit so vielen der größten Männer in einem, freilich sehr verschieden abgestuften, Freundschaftsverhältnisse standen, wie Lavater. Aber es besitzen auch nur Wenige alle die wahre, innige Herzensfreundschaft bedingende Eigenschaften des Geistes und Herzens in dem seltnen Maße, wie er*). Zudem war seine Zeit eine Zeit, die ein weit sich ausbreitender, lebhafter Verkehr auszeichnete, und wo von allen Seiten die bedeutsamsten Individualitäten sich suchten, und wenn sie sich gefunden, enger an einander schlossen.

Die nahen Verbindungen, in welchen Lavater mit so außerordentlich vielen ausgezeichneten, geist- und talentvollen Männern der allerverschiedensten Verhältnisse stand, und namentlich auch mit Solchen, die eine vorzüglich hohe Stufe in der Welt einnahmen, werden wir zwar zum Theil nicht zu den eigentlichen Herzensfreundschaften zu rechnen haben, wie innig und warm auch die Neigung und Verehrung sein mochte, die Lavater diesen ihrer ausgezeichneten Eigenschaften wegen von ihm verehrten und geliebten Männern zuwendete, und von ihnen genoß. Jedenfalls aber waren sie, wie

*) Auch unter dem weiblichen Geschlechte zählte er viele Freundinnen in allen Ständen, von dem glänzenden Throne herab bis zur Hütte der Armuth.

ein Gewinn, den er seinem ausgebreiteten Rufe zu danken hatte, so auch eine herzerhebende Freude für ihn. Denn wiewohl er im niedrigsten Bettler so gut, wie in dem erhabensten Fürsten die Menschheit gleich schätzte, so achtete er doch die höher gestellte Trefflichkeit schon deshalb mit Recht höher, weil sie als ein Licht auf dem hochgestellten Leuchter weiter herum wirken kann.

Unter den sowohl der Zeit, als auch dem Range nach ersten Vertrauten Lavater's ist der Brüder Heß bereits gedacht. Schon früh wurden ihm jedoch Felix (1768) und Heinrich (1770) durch den Tod entrissen. Man muß den innigen Seelenbund, der diese mit ihm vereinigte, gekannt haben, um ermessen zu können, was er an ihnen verlor. Namentlich machte seine Freundschaft mit seinem allerliebsten Heinrich lange die Glückseligkeit seines Lebens aus. Tausend süße Stunden schnitt daher dessen Tod aus Lavater's Leben aus. Darum war denn auch sein Schmerz über diesen Verlust so entsetzlich, daß er an dem Sarge dieses Freundes weder weinen noch beten konnte, und in tiefster Wehmuth ausrief: „O laß ab von mir, Hand des Herrn! Ich will nicht murren, daß du mir meinen Herzensfreund raubest, — nein, nicht raubest, denn er war ewig dein — daß du ihn von meiner Seite nahmst, meinen sichtbaren Führer auf dem Wege der Tugend, mein Vorbild, meinen Bruder, meinen Tröster im Elend, meine sichtbare Hülfe und meinen Rath. Nicht murren will ich, anbeten nur und danken. Nur laß ab von mir, daß ich weinen und beten könne!"

An die Stelle dieser abgeschiedenen Freunde trat

Joh. Conrad Pfenninger, Lavater's nur sechs Jahre jüngerer Mitarbeiter und Mitstreber nach einem Ziele, von welchem er sagt: „Seine ganze Natur war Redlichkeit", und den er einen „Freund ohne seines Gleichen" nennt. Bei sehr ungleicher Denkungsart und sehr verschiedenem Temperamente und Charakter harmonirte dieser vieljährige, ihm mit der innigsten Liebe und Verehrung zugethane, stets treu bleibende Freund mit ihm in seinen religiösen Grundanschauungen ohne einiges Mißverständniß auf das Vollkommenste, ohne darüber aber je seine eigne Selbstständigkeit aufzugeben. Bei ihm konnte daher Lavater, wenn er den Tag über sich genug zerarbeitet hatte, so recht ausruhen, vergessen und abladen; denn die *unnachahmliche altschweizerische* Treuherzigkeit dieser guten, edeln Seele verbannte durchaus alles steife, verkünstelte Ceremoniell aus seinem Kreise und flößte das furchtloseste Zutrauen ein, so daß man in seiner Atmosphäre allezeit frei und froh aufathmen und kein Geheimniß vor ihm behalten konnte. Auch diesen bewährten Freund entriß ihm im Herbst 1792 der Tod. Er setzte dem Freunde in dem „Etwas über Pfenninger" ein schönes Denkmal, aus welchem ich eine Anecdote hier anführe, die diese beiden Freunde so sehr charakterisirt. Im Jahre 1782 kam der Großfürst von Rußland mit seiner Gemahlin nach Zürich, wo sie auch Lavatern aufsuchten, und sich mit ihm unterhielten. Während ihres Aufenthaltes daselbst hatte eine Dame der Großfürstin einen Brief überreicht, in welchem sie dieselbe bat, für eine edle Familie eine gewisse Summe an Lavatern zu überge-

ben. Die Großfürstin fragte also bei diesem nach, derselbe konnte aber keine Auskunft geben, weder über die Bittstellerin, noch über die Familie, welche gemeint sein möchte, worauf die Großfürstin bemerkte: „Die Person wird sich schon bei Ihnen melden; finden Sie dieselbe redlich und die Familie würdig, so schreiben Sie es mir." Kurz darauf fragte die Bittstellerin bei Lavater nach, ob er nichts von der Großfürstin erhalten hätte, bei welcher Gelegenheit er nun erfuhr, daß Pfenninger es sei, für den die Fürbitte eingelegt worden. „Freilich der Würdigste, den Sie empfehlen konnten", sagte Lavater, „aber ich weiß kein Wort von Pfenninger's Verlegenheit, und bin gewiß, es würde ihn kränken, aus dieser Hand etwas für sich selbst anzunehmen. Denn die Kunst hab' ich noch nicht gelernt, ihm etwas geben zu können." Wie sich indeß ergab, befand sich Pfenninger, der sich um ein paar hundert Gulden für einen Freund verbürgt hatte, die in der nächsten Zeit bezahlt werden mußten, in einer peinlichen Verlegenheit. Demgemäß schrieb jetzt Lavater an die Großfürstin, deren Rückantwort in einem Päckchen mit 50 Dukaten bestand. Bei Ankunft desselben war Pfenninger gerade bei Lavater, nahm's in die Hand, sah die Summe auf der Adresse und sagte: „Gott Lob! daß Dir auch einmal etwas Geld eingeht. Ach, wie mag ich Dir's gönnen!" und Lavater bemerkt dabei: „Schöner, liebenswürdiger, die ganze Seele des Freundes im Auge, hatte ich ihn in meinem ganzen Leben nie gesehen." — „Nein, Lieber", fügte nun Lavater bei, „das Geld ist nicht für mich. Du hast gewiß von dem Briefe....

gehört. Diese 50 Dukaten gehören dem, für welchen die Ungenannte geschrieben.“ Die ganze Seele des edeln, sich selbst vergessenden Menschenfreundes im Auge nahm jetzt Pfenninger das Päckchen in die Hand, hob es gen Himmel und sagte: „O die fürstliche Fürstenseele! Segne sie, Vater! O wie wird dir der Glückliche danken, dem du diese Gabe bestimmt hast!“ Hierauf legte er das Päckchen wieder auf den Tisch nieder. Lavater ging näher zu ihm hin, faßte das Päckchen und drückte es ihm mit den Worten in die Hand: „Diese 50 Dukaten, welche die Großfürstin Maria Feodorowna von Rußland mir sandte, gehören in keine andere Hand, als gerad’ in die Deinige.“ Wer aber noch keine Sylbe davon verstand, war Freund Pfenninger. Lavater sagte ihm jetzt Alles deutsch heraus. „Für mich?“ fragte der Erstaunte. „Ja“, fuhr er dann fort, „ich bin allerdings in einer Verlegenheit, von welcher ich aber keinem Menschen ein Wort gesagt habe.“ — „Gott“, versetzte Lavater, „ist ihrer doch inne geworden und hat sie einer edeln Seele an’s Herz gelegt. Du hast Gott im Namen eines Andern so herzlich gedankt; dank’ ihm nun eben so herzlich in Deinem eignen Namen!“ — Man kann sich das Erstaunen, die Dankbarkeit nicht groß genug denken. „Aber Lieber“, sagte der Gerührte zu Lavatern, „Du hast so viele Gelegenheit und Anläufe von Armen, — ich kann das Geld nicht ganz nehmen“; und Lavater mußte sich’s, mochte er wollen oder nicht, schon gefallen lassen, den Überschuß von dem Gelde anzunehmen.

Aus der großen, fast unübersehbaren Anzahl der

übrigen Lavater'schen Freunde mache ich außer Häfeli *), Stolz und Töbler, die sich ihm als Jünglinge verehrend und liebend angeschlossen hatten, aber allmälig zurücktraten, und ihm zuletzt schroff gegenüberstanden, nur noch folgende namhaft: Gottlob David Hartmann, der gegen Ende des Jahres 1773 Lavater's persönliche Bekanntschaft machte, und ihn mit feuriger, fast eifersüchtiger Liebe liebte. Schon 1774 ging er aber auf Sulzer's Empfehlung als Professor nach Mitau, wo er bereits 1775 starb. Herzinnig und brüderlich war und blieb Lavater's Verhältniß mit Jung-Stilling, wiewohl er ihn im Leben nur zweimal gesehen, *einmal in Elberfeld und darauf in Marburg (1793) auf der Heimkehr von Copenhagen.* Der herzbrüderliche Verkehr mit Hamann datirt schon aus den siebenzigern Jahren, und Hamann schätzte ihn überaus hoch. (Vgl. S. 106.) Auch Herder, den Lavater, wie dieser selbst erklärt, durch seinen innern apostolischen Charakter, durch seinen Glauben an Gott und an die Intuition eines himmlischen Menschen ganz und gar eingenommen hatte, und in ihm die reinste, edelste, frömmste Seele erkannte, war ihm von Herzen zugethan, gleichwie auch Wieland ihm mit großer Wortwärme anhing. Von Fritz Stolberg und Fr. H. Jacobi u. A. wird anderweit noch die Rede sein müssen. Eben so auch von dem „lieben, guten, kindlichen Sai-

*) Er wurde 1793 Prediger in Bremen, wo Lavater auf seiner Rückreise von Copenhagen Gelegenheit hatte, seine Antrittspredigt mit anzuhören.

ler"), wie ihn Lavater nennt, und den er „als einen edeln, guten, weisen Mann anzusehen durch all sein sittliches Gefühl sich verbunden fühlte". Und als Unwissenheit oder Blödsinn, Schiefsinn oder Verläumdung diesen redlichen Mann, gegen das allgemeine Zeugniß Aller, die ihn näher kannten, in einen übeln Ruf zu bringen wagte, und nun Beide gleichen Angriffen ausgesetzt waren, indem der Protestant als heimlicher Katholik und der Katholik als zu protestantisch verschrieen wurde, knüpfte er die brüderliche Gemeinschaft mit diesem rechtschaffenen Katholiken um so fester. — Auch mit Pfarrer Stuber, dem würdigen Vorgänger Oberlin's im Steinthal und nachmaligen Prediger in Straßburg, hatte Lavater einen wahren Seelenbund geschlossen, und besuchte ihn wiederholt (Juni 1774, Juni 1781, Juli 1782 und Juni 1783) in Straßburg. Ob er bei einem dieser Besuche den lieben Papa Oberlin kennen lernte, wie man im Steinthal der Meinung war, oder ob beide Freunde, wie Heisch (beider Freund) meint, nie sich sahen, lasse ich gern dahingestellt sein. So viel ist aber gewiß, daß ihre Freundschaft eine wahre und dauernde war, und bereits aus den siebenzigern Jahren datirt. Ich schiebe hier einen Brief Lavater's an den Patriarchen des Steinthals ein, den der Leser vielleicht noch nicht kennen dürfte.

„Lieber Oberlin!

„Herzbrüderlichen Dank für Dein herzbrüderliches Schreiben vom 22. September 1783. Ich glaube dem Glauben

*) Anfangs Professor in Ingolstadt, nachmals Bischof von Regensburg.

und liebe die Liebe; — aber tausendmal muß ich es sagen: Ich bin noch nichts, kann noch nichts, habe noch nichts, weiß noch nichts. O, Ihr Lieben! wenn ich einst was habe, dann werdet Ihr sehen, wie nichts das Alles war, was Ihr für Etwas hieltet:

Nur einen Finger Deiner Hand
In diesem quellenlosen Land!

„Ich weiß, was Du verloren hast [Anspielung auf den Tod von Oberlin's vortrefflicher Gattin], und bewundere Deine Ruhe und Geduld. Der Allvergüter vergüte! Bete und hilf! Dulde und schaue empor! Neige Dich unter Dein Joch, und Er wird's abnehmen oder erleichtern. Meine Gesundheit ist seither sehr schwankend. Doch scheint's bisweilen, daß Gott in den Schwachen mächtig sei. Vale et ama te amantem!

Richterswyl, ☉ den 21. März 1784.

J. C. Lavater."

Andere Freundesbilder aus Lavater's Leben werden am geeigneten Orte noch eingereiht werden. Wir wenden uns daher nunmehr zur Betrachtung des ohne allen Zweifel anziehendsten und zugleich wunderseltsamsten aller hier in Frage kommenden Freundschaftsverhältnisse. Es ist dies zweifelsohne das zwischen jenen beiden Männern, die in Anbetracht ihrer vielseitigen, einflußreichen, in die ganze Sprach-, Denk- und Gefühlsweise der damaligen Zeit tief eingreifenden, dauernden Wirksamkeit als die bedeutsamsten Träger der schärfsten Gegensätze unserer Bildung anzusehen sind, nämlich das innige, brüderliche Freundschaftsverhältniß zwischen Lavater, dem Kirchenvater unter den neueren Theologen (wie Johannes von Müller ihn

nannte), und zwischen Goethe, dem deutschen Dichterfürsten und modernen Priester der ästhetischen Bildung. Dasselbe verdient aber schon um deßwillen unsere ganze Aufmerksamkeit, weil es, wie die beiden Männer, so auch ihre ganze Zeit vorzugsweise charakterisirt.

Es gehört zunächst zu der Eigenthümlichkeit seines Wesens, daß Lavater auch mit solchen Männern in dem allervertrautesten Verkehre und brüderlichsten Umgange stand, die in Absicht auf christlich-religiöse Standpunkte himmelweit von ihm abgingen, ja in ihrer innersten Überzeugung einer der seinigen geradezu entgegengesetzten Richtung angehörten, und zum Theil als entschiedene Vertreter derselben auf der Seite der Aufklärer und religiösen Radicalen des Jahrhunderts standen. Vielleicht hat sich daher wohl noch nie eine so seltsam gemischte Gruppe von Freunden um einen Mann zusammengefunden, als eben um Lavater, so daß jenes bekannte Sprichwort: „Noscitur ex sociis qui non noscitur ex se,“ d. i.: „Wenn man Einen nicht kennen kann, so schau' man seine Gesellschaft an," oder, wie es auch sonst wohl lautet: „Sage mir, mit wem Du umgehst, so will ich Dir sagen, wer Du bist," wenigstens in Ansehung seiner offenbar eine Einschränkung erleidet. Worin sollen wir aber den Schlüssel zum rechten Verständniß dieser auf den ersten Anblick allerdings höchst seltsamen Erscheinung finden? Denn daß er nicht in einem leidigen Indifferentismus zu suchen sei, sagt sich Jedermann, der Lavater auch nur halbwegs kennt, leicht von selbst. Und daß er auch namentlich die religiöse Übereinstimmung für durchaus

unentbehrlich zur höheren Vollendung der Freundschaft erachtete, ersieht man schon aus einem Briefe, den er bereits von Barth aus an Heinrich Heß schrieb, worin es heißt: „Erst dann wird mir das Christenthum recht zum Himmel, wenn ich seine Göttlichkeit mit einem so gleich denkenden Christen, wie Du, mein Heinrich Heß, bist, zugleich empfinde, und erst dann wird mir die Freundschaft süß, wenn das Christenthum die Seele davon ist." Und ein anderes mal sagt er: „Ich liebe Vieles, genieße Mancherlei, ergötze mich an tausend Arten von Schönheit, aber dem Vergnügen weiß ich keins an die Seite zu setzen, einen erleuchteten, grundredlichen, kraftvollen Christen zu sehen. Mit dem Genusse kann ich keinen mir bekannten menschlichen Genuß vergleichen. Der findet das Beste, was die Erde erzeugen und die Sonne beleuchten kann, der einen ächt religiösen Gottesverehrer findet. Was Engelserscheinungen den Heiligen, das ist den ächten Christen ein ächter Christ"*). Ihm galt also die Übereinstimmung in dem, was seinem Geiste und Herzen die erste und wichtigste Hauptsache war, als die nothwendige Bedingung zur Vollendung der intimen Freundschaft. Aber so gewiß es ist, daß, um mich Hagenbach's Worte zu bedienen, das Wesen der Religion eben nicht

*) Auch Goethe urtheilt ähnlich: „Es ist noch ein Tieferes, das sich aufschließt, wenn das [Freundschafts-] Verhältniß sich vollenden will: es sind die religiösen Gesinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben, und welche sowohl den Grund einer Freundschaft befestigen, als ihren Gipfel zieren."

in Satzungen, und das Reich Gottes nicht in Worten besteht, sondern in Kraft, so gewiß ist es auch, daß es zwischen denen, die es redlich meinen, noch eine andere Verständigung gibt und geben muß, als die eines buchstäblich gleichlautenden Bekenntnisses. Und das eben ist es, was uns an Lavatern so wohl thut, was ihn so ehrwürdig und zugleich so liebenswürdig macht, daß er mit dem reinsten, glühendsten Religionseifer die menschenfreundlichste Schonung, die liebevollste Toleranz, kurz jene ächte Duldsamkeit verband, die zwar den Gegensatz sich nicht verheimlicht, aber doch, wenn nur der Grundkern gut und tüchtig ist, über manche Abweichung in Grundsätzen hinwegsieht, oder sie doch milde und nachsichtig beurtheilt, und auch vom Gegner noch edel zu denken vermag. Denn diesen Sinn für jede Form, in welcher irgend ein wahres Bedürfniß nach Befriedigung sucht, für jeden Weg, auf welchem irgend ein aufrichtiger Wahrheitsfreund nach dem allgemeinen Ziele strebt, besaß Lavater im ausgezeichnetsten Maße. Wenn es daher für ihn auch oft eine Sünde gewesen wäre, wenn er des Andern Weg hätte mitgehen wollen, so konnte er, wie er in seinem Tagebuche uns versichert, wenigstens den Weg des Andern mit Achtung, mit Liebe, mit Bewunderung, mit Respect für das Originelle und das Eins in ihm ansehen. Er hielt daher auch nicht Alle, denen seine Anschauungsweise, sein Gefühl nicht gegeben war, oder in denen es unter dem Schutte von unwillkürlichen Verhältnissen und Zufällen begraben und durch keine äußere Veranlassung geweckt worden war, für Verbrecher, sondern hielt

dafür, daß sie in manchen Stücken besser sein könnten, als er. „Hoch verehre ich," sagt er daher, „jedes Andern eignen Gang. Anbeten will ich, wenn ein Anderer auf einem andern Wege, als dem, der mir der meinige oder vielmehr der Weg Gottes mit mir zu sein scheint, zu dem Ziele der innern Glaubensintuition gelangt." — „Wen Gott auf irgend eine Weise auszeichnet, auf den richte ich ein aufmerksames, prüfendes Auge, und lasse Philosophen jammern und fromme Matronen seufzen. Wozu hat mir Gott Auge und Ohr gegeben? Noch keinen Sterblichen habe ich ganz falsch gefunden, so wenig als Einen ganz wahr. — Wo ich Wahrheit finde, und wenn es in Jakob Böhme wäre, nehme ich sie sorgfältig auf. Nur Memmen der Philosophie erschrecken vor Wahrheit, nur Sophisten vor Thatsachen." — „Alle ächt philosophische Köpfe verstehen sich. Noch viel mehr verstehen sich alle ächt religiöse Herzen, und lassen ächt religiösen Herzen Gerechtigkeit widerfahren. Wer Sinn hat für das unsichtbare Geistige, wird Alles respectiren, was Sinn hat für das unsichtbare Geistige." — Ja, in der Handbibliothek (1793. III. S. 321) sagt er sogar: „Man kann Gott nicht genug danken, sich vor Gott nicht genug freuen, wenn sehr verschiedene Christen in einem Geiste beisammen leben. Je verschiedener in den Charakteren, und je einstimmiger in Ansehung des Hauptzwecks des Lebens, desto besser. Gott liebt nichts mehr, als die mannigfaltigste Mannigfaltigkeit in der einfachsten Einfachheit. Die Verschiedenheit lehrt Demuth, Geduld, scharfe Prüfung der eignen Meinungen und der Mei-

nungen des Andern. Jeder Bewachte wacht mehr; die Verschiedenheit macht sehr wachsam, die Einfachheit des Zweckes duldsam. Wie verschieden und wie übereinstimmend waren die zwölf Apostel!" — „Religion ist Gewissenssache; wer sie zwingt, zerstört sie. Je mehr Duldung, desto weniger Polemik. Laß allen Sekten freien Raum; nur daß sie inner den Mauern ihrer Kirchen allein lehren . . . Nur Freiheit mit Ordnung geziemt der Menschheit; Zwang macht Parteien, Feinde, Heuchler . . . Vier Evangelien sind besser, als Eine Harmonie." — „Wer Christum lieb hat, und ihn von ganzem Herzen seinen Herrn nennt, und sich durch seine Lehre bestimmen läßt, ist ein Christ und Heiliger, er heiße Jesuit oder Akatholik, Vernunftheld oder Schwärmer." — „Nichts ist dem Geiste der göttlichen Ordnung mehr zuwider, als wenn man gegen unchristliche Menschen physisch intolerant ist. Gott duldete die höchste Intoleranz wider Christum. Intoleranz dulden, ist wahre Toleranz. Dem Jünger Christi geziemt kein physisches Schwerdt, weder für sich, noch seinen Herrn, noch seines Herrn Sache. Frei handle der Wille Aller wider ihn. Erst dadurch wird ihm Raum gegeben, sich in seiner ganzen Gottesgröße zu zeigen." — Den Hauptschlüssel zur Lösung der vorliegenden Frage gibt uns Lavater in folgender Stelle:

„Zu mir Menschen, Johann Kaspar Lavater, hat jeder Mensch freien, ungehinderten Zutritt. Ich darf keinen auch nur mit einer Miene persönlich drücken um deßwillen, weil er nicht gleich mit mir denkt, wofern er nicht ganz entscheidende Proben von boshafter Verkehrtheit und Gewaltthätig-

keit gibt. Vom unthätigsten Quietisten an bis zum werkheiligsten Pietisten, vom bilderhassenden Mystiker an bis zum sinnlichst liebenden Herrnhuter, vom Socinianer und Deisten bis zum decidirtesten Atheisten hat Alles freien Zutritt zu mir. — Was Menschengestalt und Menschencharakter hat, hat Anspruch auf meine Menschheit. Wer zu mir kömmt, den darf ich nicht hinausstoßen, ausgenommen, er kömmt in der Qualität eines christlichen Bruders und verwirft ganz positiv und klar die Lehre Christi. In diesem Falle darf ich, als Christ, als Mitglied der Societät, die Christum anerkennt, und seine und seiner Apostel Autorität als Orakel der Gottheit verehrt, — als solcher darf ich ihn, als solchen, nicht aufnehmen, um des Wortes willen: So Jemand zu Euch kömmt (es ist von Menschen die Rede, die Christen sein wollen) und bringt diese Lehre nicht, den nehmet nicht zu Hause und grüßet ihn auch nicht (nämlich mit dem christlichen — brüderlichen Gruße). — Kömmt er nicht als solcher — kündigt er sich auf keine Weise als einen Christen an, als einen, der Christ heißen will, und dennoch leugnet, daß Jesus der Messias und Herr sei, — so mag er sein, was er will, — ich berühre seine Willensfreiheit, seine Glaubens- und Denkensfreiheit nicht.“

Auf dieser freien Höhe der Humanität und Toleranz verstand Lavater die ihm ganz eigenthümliche seltne Kunst, auch die heterogensten Denkungsarten unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte zu vereinigen, und besaß außerdem das außerordentliche Talent, mit großer Leichtigkeit sich ganz in die Gemüthslage Anderer hineinzuvertiefen, und in allen Richtungen das Wahre und die gute Seite ausfindig zu machen und

vorurtheillos, ja ehrend anzuerkennen. Die unerläßlichste Anforderung, die er an Jeden stellte, war ihm allein die, daß Jeder das wirklich sei, was er sein wolle, daß er es mit Aufrichtigkeit und Überzeugung sei. Ein entschiedener, offener, redlicher Deist und Atheist war ihm deshalb ungleich lieber und verehrungswürdiger, als ein unwahrer und unredlicher Christ, der mit dem Herzen läugnet, was er mit dem Munde bekennt, der also ungläubig ist und doch zu seinem Unglauben nicht stehen mag, weil das einem seiner Götter: der Ehre vor der Welt oder dem Bauche, gefährlich wäre, daher er die öffentlichen Feste seines Herrn mitfeiert, obschon sie ihm ein Gegenstand des geheimen Spottes sind.

Diese hochherzige, uneingeschränkte, für Viele gewiß intolerable Toleranz, diese sich wechselseitig respectirende Freiheit, diese Nichtnotiznahme von den „freiherrlichen Eigenheiten des Andern", auch wenn sie von den unsrigen weit abgehen, dieses Entbundensein von der Anmaßung, etwas zu dem Andern hinzu- oder davonzuthun *), machte es ihm möglich und leicht, mit allerlei Classen von Freunden und Forschern der Wahrheit

*) Man glaubt Lavater's eigenes Bild zu sehen, wenn er das Fräulein von Klettenberg, von der nachher noch die Rede sein wird, (in seinen ausgewählten Schriften II, 181 f.) also zeichnet: „Vielleicht die einzigste Person in ihrer Art, die für sich das individuellste Religionssystem hatte (welches sonst intolerant macht) und dennoch aus Übermaß des Verstandes und aus tiefer Menschenkenntniß und Herzensgüte auch die verschiedensten Religionsparteien liebte, nur auf Aufrichtigkeit des Herzens, Harmonie des Systems mit sich selbst sah, und dennoch auch sehr inconsequente Menschen mit bewunderungswürdiger Geduld trug, und auch im

zu sympathisiren. Denn wo bei Andern die religiöse Differenz zu einer unübersteiglichen Kluft geworden sein würde, da ließ seine reine Menschenliebe und christliche Herzensgüte die Zugbrücke zur Vermittelung des brüderlichen Beisammenbleibens nieder.

Hiernach wird uns auch nicht mehr so sehr Wunder

hohen Alter, bei der reizlosesten Figur, ja beinah Häßlichkeit, die größten und liebsamsten Geister und Herzen festhalten, gewinnen, und ihnen Respect einflößen, sich ihnen gewissermaßen unentbehrlich machen konnte... Sie war eine tiefsinnige Christusverehrerin und große Freundin der Brüdergemeinde, ohne davon ein Mitglied zu sein, und hatte dennoch genaue Freundschaft mit verschiedenen Ungläubigen, die es aus Grundsatz waren. Sie wußte mit dem feinsten Edelsinn das Gute und Wahre in jedem System aufzusuchen, zu beleuchten, geltend zu machen und wider sie anzuwenden. O daß doch Viele, die sich Theologen nennen, Philosophen dünken, und für Toleranzbeförderer angesehen sein wollen, nur etwas von dieser erhabenen Weisheit hätten, und nicht gleich alle Andersdenkenden als Dummköpfe oder Heuchler und Schurken verurtheilten!" — Ferner führt er an: „Wer gewisse, ich möchte sagen, heilige Blößen gewisser Menschen nur anschaut, geschweige sie aufdeckt und darüber philistrirt, ist für Freundschaft, wenigstens hienieden todt." — „Wenn ich etwas an gewissen Menschen rectificiren könnte, so wär' es der unaufhörliche Trieb, Andere zu rectificiren. Da ich aber an mir mehr als genug zu rectificiren habe, so hab' ich keine sonderliche Lust, bei Andern mich damit abzugeben." — „Ich halte die Hypothese unseres Freundes für abgeschmackt, für einen Sommerfleck in dem schönen Gesichte seines Geistes, aber ich liebe nicht, die Sommerflecken aus eines Freundes schönem Angesichte mit Scheidewasser auszubeizen. Mir kömmt immer in solchen Fällen der Sinn an das so oft vergessene Wort: wie leicht mit dem Unkraut auch der Weizen ausgerauft werden könnte."

nehmen das innige, herzbrüderliche, keine Scheidewand zwischen den Freundesherzen duldende Freundschaftsverhältniß, das zwischen Lavater und Goethe, also zwischen jenen beiden Männern bestand, die uns, nach Goethe's eignem Ausdrucke, wie zwei Schützen erscheinen, die, mit dem Rücken an einander lehnend, nach ganz verschiedenen Zielen schießen, ja zwischen denen kein geringerer Unterschied war, als jener zwischen Goethe und Jacobi, welcher nach Goethe's eigenem Zugeständnisse darin bestand, daß Jacobi ein Christ sei, und er (Goethe) ein Heide. Dennoch bestand dieses Verhältniß wirklich eine Reihe von Jahren in lieblichster Weise, bis endlich der tiefgehende Widerspruch der bis dahin gegenseitig geduldeten Überzeugung so schroff in's Leben übertrat, daß sich der „decidirte Nichtchrist" von dem Apostel des Christenthums in bitterster Feindschaft trennte.

Wann und auf welche Weise die Annäherung Beider sich anbahnte, läßt sich nicht bestimmt nachweisen. Vermuthet darf aber werden, daß verschiedene Schriften Lavater's, die Goethe schon zu Anfang der siebenziger Jahre in den Frankfurter gelehrten Anzeigen beurtheilte, und vor Allem Lavater's physiognomische Studien Goethe zu einer brieflichen Verbindung mit demselben veranlaßten. Jedenfalls datirt der Briefwechsel aber vor dem 4. Mai 1773.

Mancher könnte vielleicht für die Annahme, daß der innere Gegensatz ihrer verschiedenen Stand- und Zielpunkte Anfangs weniger tief und auseinander gehend gewesen, oder wenigstens von der enthusiastisch sich hin-

reißen lassenden Jugend gutmüthig übersehen sei, in manchen Auslassungen Goethe's einen Anknüpfungspunkt zu sehen sich versucht fühlen. Man erinnere sich z. B. an Goethe's anonym erschienenes „Schreiben des Pastors zu xxx an den neuen Pastor zu xxx", in welchem er den Grundsatz ausführt, daß der Glaube an Jesum Christum die einzige Grundlage der Seligkeit sei, und daß der Geist Gottes allein die richtige Auffassung der heiligen Schrift verleihe. Und ganz dieselbe Grundansicht durchzieht auch seine gleichzeitige kleine Schrift: „Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen, zum ersten male gründlich beantwortet. Von einem Landgeistlichen in Schwaben." Wer aber in diesen und manchen andern Auslassungen der Art einen Beweis sehen wollte für des Dichters christliche Gesinnung, wie oft genug geschehen ist von seinen blinden, maßlosen und unbedingten Verehrern, — selbst unter denen, die sonst einer strengen Ansicht des Christenthums folgen, und gewaltig für kirchliche Rechtgläubigkeit eifern — die zu ihm allezeit in tiefster Verehrung hinaufblicken, wie die Türken zu ihrem Propheten Muhamed, und ihn vor aller Welt ausposaunen als einen Propheten, der auch — nur in seiner Sprache und auf seine Weise — das Evangelium verkündigt habe, würde sich einer bloßen, fast unbegreiflichen Illusion hingeben. Es ist ja eine durch Goethe's eigene Selbstgeständnisse hinlänglich erwiesene Thatsache, daß er schon auf der Universität Leipzig als Student sich mit vollem Bewußtsein, trotz Gellert's frommer Mahnung, von der kirchlichen Verbindung ganz

und gar loszuwinden gesucht, Kirche und Altar völlig hinter sich gelassen *), und sich ein Christenthum zu seinem Privatgebrauche gebildet hatte. Zu den christlichen Ansichten, die er in seinen Schriften zuweilen entwickelte, bekannte er sich mithin keineswegs, sondern behandelte sie nur zum Spaß und zur Kurzweil, oder entwickelte sie, ohne selbst den mindesten wirklichen Antheil an ihnen zu nehmen, nur im Gegensatze zu der nüchternen Schriftauslegung, die ihm zuwider war. Höchst bezeichnend für ihn ist jene Bemerkung, die aus seinen spätern Jahren datirt: „O welch ein Spaß würde es für mich sein, die neununddreißig Artikel auf meine Weise zu traktiren, und die einfältige Masse in Erstaunen zu setzen!.... Aber ohne Aussicht auf die Bischofsmütze und meine 30,000 Pfund jährlich könnte ich mich nicht dazu verstehen. Übrigens habe ich schon ein Pröbchen in diesem Genre abgelegt. Ich habe als sechzehnjähriger Knabe ein dithyrambisches Gedicht über die Höllenfahrt Christi geschrieben.... voll orthodoxer Vornirtheit; es wird mir als herrlicher Paß in den Himmel dienen." Und anderswo bemerkt er über seine kritische Durchsicht der Bücher Moses: „Meine Arbeit geht davon aus, daß die vorhandenen Bücher sich selbst widersprechen, ... und der ganze Spaß, den ich mir mache, läuft dahin hinaus, das menschlich Wahrschein-

*) Auch später (Mai 1782) äußert er gegen die Frau von Stein mit frivolem Übermuthe: „Ich wohne gegen der Kirche über; das ist eine schreckliche Situation für einen, der weder auf diesem noch auf jenem Berge betet, noch vorgeschriebene Stunden hat, Gott zu ehren."

liche zu sondern. Es ist mir recht wohl, wieder einmal etwas auf kurze Zeit zu haben, bei dem ich mit Interesse im eigentlichen Sinne spielen kann. Die Poesie ist eine gar zu ernsthafte Beschäftigung." Ferner gehört hierher Goethe's Brief an Pfenninger aus dem Jahre 1773: „Glaube mir, es wird die Zeit kommen, da wir uns verstehen werden. Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich Euch nicht den Gefallen thue, mich mit Euern Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmal durch eine Experimentalpsychologie meines Innersten Euch darlege, daß ich ein Mensch bin, und daher nicht anders *sentiren* kann, als andere Menschen, und daß Alles, was *unter uns* Widerspruch *scheint*, nur *Wortstreit* (?) ist, weil ich die Sache *unter andern Combinationen sentire*, und drum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß, welches aller Controversen Quelle ewig war und bleiben wird. Und daß Du mich immer mit Zeugnissen packen willst! Wozu die? Brauch' ich Zeugniß, daß ich bin? Zeugniß, daß ich fühle? Nur so schätz', lieb', bet' ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie Tausende oder Einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftiget und stärket. — Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögen's Pfaffen oder Huren gesammelt und zum Canon gerollt, oder als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals, Moses, Prophet, Evangelist, Apostel, Spinoza oder Machiavell"*).

*) Siehe Hirzel, Briefe von Goethe an Lavater, S. 5.

Schon das hier Beigebrachte wäre, sollte man meinen, Fingerzeigs genug, welch ein Werth und Gewicht auf manches Wort Goethe's zu legen sei, in dem er sich zu Gunsten des Christenthums auszusprechen scheint. Bei der Höhe und dem weiten Umfang des geistigen Horizontes, den sein Blick umspannte, ließ ihn freilich sein umfassender Geist, der alle Erscheinungen des Menschenlebens in ihren innersten, geheimnißvollen Eigenthümlichkeiten zu erforschen und zu erfassen verstand, die welthistorische Erscheinung des Christenthums nicht übersehen. Sie war ihm aber von vielen Erscheinungen, die das Leben gebracht hat, nur eine. Eben so war ihm auch Christus zwar ein willkommenes Bild aus alter Zeit, das er mit Theilnahme betrachtete, wie etwa ein Künstler ein seltenes Kunstwerk, ja in welchem er sein Menschenideal einigermaßen wiederfand, aber er war ihm nichts weniger als der Einzige unter Allen. Desgleichen läßt es sich keineswegs verabläugnen, daß uns bei Goethe manche tiefe Geistesblicke auf das Christenthum und Evangelium begegnen, und daß er überhaupt da, wo es sich um richtige Einsicht in christliche Dinge handelt, manches gesunde Urtheil, manche Anschauung beurkundet, wie sie ein natürlicher Mensch nur irgend haben kann. Es ist aber hier die Frage, ob die Erkenntniß und die Einsicht, oder nicht vielmehr die Zuneigung des Herzens, die Zustimmung des Willens und des Gemüths der eigentliche Maßstab des Christlichen sei. Lavater antwortet hierauf: „Nicht Kenntniß oder Erkenntniß, sondern Liebe ist's, die Engel und Heilige von Teufeln

unterscheidet." Wiewohl aber Goethe von sich selbst berichtet: „Die Heilsordnung wußte ich an den Fingern herzuzählen, von den kräftig beweisenden biblischen Sprüchen fehlte mir keiner", so muß er doch zugleich bekennen: „Von alle dem ärndtete ich keine Früchte." Mit dem Verstande hatte er das Christenthum wohl gefaßt, aber ein Bedürfniß seines Herzens ist es nie geworden. An andern besonders dazu organisirten Naturen mochte er's daher wohl leiden, und war es ihm sogar interessant; nur näher auf den Leib durfte es ihm nicht rücken, Anmuthungen durfte es an ihn nicht stellen, *incommodiren* durfte es ihn nicht, sonst wurde es *ihm fatal*. Denn war er *auch nicht* gerade ein Genußmensch, der alle Weisheit in der möglichst vollständigen Ausbeutung des sinnlichen Vergnügens findet, so ging ihm doch ein behaglicher, anmuthiger, heiterer, ruhiger Welt- und Lebensgenuß über Alles, darum er auch über allen Gegensätzen in erhabener Götterruhe sich zu erhalten suchte, und jede tiefere Erörterung religiöser Gegensätze, jeder Kampf ihm im innersten Grunde seines Herzens zuwider war. Was er, wenn auch freilich nur in einem Tischliede ausspricht*):

*) An Frau von Stein schreibt er 1782: „Wie süß ist, mit einem richtigen, verständigen Menschen umgehen, der weiß, wie es auf der Welt aussieht, und was er will, und der, um dieses Leben anmuthig zu genießen, keinen superlunarischen Aufschwung nöthig hat, sondern in dem reinen Kreis sittlicher und sinnlicher Reize lebt! Denke Dir hinzu, daß der Mann ein Künstler ist, hervorbringen, nachah-

„Wirklich ist es allerliebst auf der lieben Erde,
Darum schwör' ich feierlich und ohne alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich wegbegeben werde."

zeichnet nach dieser Seite hin sein ganzes Wesen. Wie nun sein Verhältniß zum Christenthum stets ein bloß äußeres blieb, so war auch seine Stellung zu demselben in der ersten und dritten Periode seines Lebens eine neutrale und während seiner zweiten Periode*) sogar eine mehrfach feindliche. Goethe selbst bezeichnet sie in einem Briefe an Lavater in den Worten: „Ich bin kein Widerchrist, kein Unchrist, doch ein dezidirter Nichtchrist." Wir werden dies nicht zu übersehen haben, wenn uns in Goethe's Schriften, so z. B. in seiner Selbstbiographie und in seinen Gesprächen mit Eckermann, manches durchaus gesunde, anerkennende Urtheil über den hohen Werth der Bibel und ihre erziehende Bedeutung begegnet. So sagt er unter Anderem: „Ich für meine Person halte sie (die Bibel) lieb und werth, denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, Alles hatte sich tief bei mir eingedrückt, und war auf eine oder andere Weise wirksam geworden. Mir mißfielen daher die ungerechten, spöttischen und verdrehenden Angriffe." — „Ich hatte zu viel Gemüth an dieses Buch verwandt, als daß ich es jemals wieder hätte entbehren sollen;

men und die Werke Anderer doppelt und dreifach genießen kann, so wirst Du wohl nicht einen Glücklichern nennen können."

*) Die erste Periode begreift seine Jugend, die zweite sein späteres Mannesalter, die dritte sein Greisenalter.

eben von dieser gemüthlichen Seite war ich gegen alle Spöttereien geschützt, weil ich deren Unredlichkeit sogleich einsah. Ich verabscheute sie nicht nur, sondern ich konnte darüber in Wuth gerathen, und ich erinnere mich noch genau, daß ich in kindlich fanatischem Eifer Voltairen, wenn ich ihn hätte habhaft werden können, wegen seines Saul's wohl gar erdrosselt hätte." — Und an einer andern Stelle schreibt er: „Je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, desto mehr wird die Bibel zum Theil als Fundament, zum Theil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen genützt werden können." — Und ähnlich heißt es in seinen Gesprächen mit Eckermann: „Mag die geistige Cultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will: über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird es nicht hinauskommen."

Wir entnehmen hieraus allerdings, daß er die Bibel für seine Person lieb und werth hielt, weil sie auf seine jugendliche Entwicklung einen bedeutsamen Einfluß ausgeübt hatte, und weil sie ihn in ihrem moralischen und praktisch erbaulichen Inhalt anmuthete. Aber wie wenig sie ihm geoffenbartes Wort und als solches Autorität war, wie entbehrlich sie ihm für das Attachement seines Herzens war, welchen Anstoß er an so Vielem nahm, wie Vieles ihm eine Thorheit und weiter nichts als eine altjüdische Redensart ohne

Sinn war, das bezeugt uns schon sein Brief an Lavater, worin er sagt: „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt, und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, und daß ein Todter aufersteht; vielmehr halte ich dieses für Lästerung gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. Du findest nichts schöner, als das Evangelium, ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen eben so schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich." — Und schon in der Wertherperiode *läßt* er *seinen Helden*, dem er, wie er selbst erklärt, seine *Gefühle lieh, sagen*: „Ich ehre die Religion; ich fühle, daß sie manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachteten Erquickung ist. Nur, kann sie denn, muß sie denn das einem Jeden sein? Wenn Du die große Welt ansiehst, so siehst Du Tausende, denen sie es nicht war, Tausende, denen sie es nicht sein wird — und muß sie es mir denn sein? Sagt nicht selbst der Sohn Gottes, daß die um ihn sein würden, welche ihm der Vater gegeben *hat*? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? Wenn mich nun der Vater für sich behalten will, wie mir mein Herz sagt? Über alles Das, wovon Jedermann so wenig weiß, als ich, verlier' ich nicht gern ein Wort." — Und noch 1813 schrieb er an Jacobi: „Ich für mich kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben. Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Na-

turforscher, und eins so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen."

Aus Allem ergibt sich, daß Goethe für das Bedürfniß seines Geistes keine höhere und gewissere Offenbarung, kein näheres Evangelium kannte und fand, als in der Natur, daß er den Bibelgott und seinen geoffenbarten Sohn nicht wollte und mochte. Er nannte sich deshalb auch einen *„Naturfrommen"*, *hielt sich allein an seiner ihm innerlich geoffenbarten Religion, verehrte allein* den *Gott* der Natur, der ihm vollständig genügte, bekannte sich offen und ausdrücklich zu der „Wahrheit der fünf Sinne", und vindicirte sich als einem Protestanten (nach Hillebrand) die Freiheit, „sein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religiös zu entwickeln". Kurz, es begegnet uns in ihm der vorsätzlich Ungläubige, dem der Gott dieser Welt die Sinne geblendet hat, daß er das Licht nicht sehen kann und will, der sich weiser hält, als die Weisesten einer Nation, von welcher Licht und Heil sich über die Erde verbreitete, und an den man lebhaft erinnert wird durch die Anecdote, welche Lavater (im Tagebuche auf der Reise nach Copenhagen) erzählt „von einem sehr spottreichen, genialischen Freigeiste, der oft große Blicke auf Christenthum und Evangelium hatte, die gewöhnlichen Freigeister, besonders die Nachbeter, bitter haßte, und mehr noch die deistisirenden Theologen, die aus

vorgeblicher Begierde, die Deisten zu gewinnen, aus dem Christenthum eine bloß von der Vorsehung autorisirte, das heißt sehr begünstigte, natürliche Religion machen, und den Hauptgegenstand des Evangeliums, um den sich Alles dreht, auf den sich Alles gründet, der Allem Leben, Athem und Harmonie und Consistenz gibt, zur entbehrlichen Nebensache, zum bloßen Sprecher weiser Sprüche ausleeren; einem Manne, der von dem Christenthum als von einem großen, ganzen, antiken, majestätischen Tempel sprach (den er zwar zu besuchen jetzt noch weder Lust, noch Bedürfniß habe), der schlechterdings nicht auseinander gelegt oder bruchstückweise, sondern ganz als ein harmonisch groß gebauter Tempel angenommen werden müsse, oder auch als eine uralte Epopee (Heldengedicht), wo immer der Held als solcher die Hauptperson ausmache, der Alles unterworfen, mit welcher allein Alles in Beziehung sei. Dieser erzgroße Geist scheine bisweilen von solcher Ehrfurcht gegen das Christenthum, oder vielmehr gegen Christus ergriffen, daß er in besonders dringenden Umständen ihn vertrauensvoll anzurufen und Hülfe von ihm zu erlangen sich gedrungen fühle; auch habe er frappante Erfahrungen von entsprechenden Hülfen, die er dann aber nachher sich wieder als Zufall oder Täuschung wegzuerklären suche." Aller dieser großen Verschiedenheit der Grundanschauung Goethe's von der Lavater's ungeachtet fehlte es doch keineswegs an gemeinsamen Berührungspunkten. Sie lagen schon in dem gemeinsamen Streben zur Beförderung der reinen Menschheit. Und so weit daher auch ihre Gedanken und Imaginationen auseinander gingen, so

standen sie sich dennoch so nah, wie nicht leicht Freunde einander näher stehen können. Und wie Goethe seinerseits durch die Überzeugung von dem grundedeln Charakter Lavater's und von dem guten Grundkern seines ganzen Wesens sich mächtig angezogen fühlte, so wird dieser seinerseits ohne Zweifel die Hoffnung gehegt haben, den reichbegabten Dichter von dem wahren Glauben an den Gottessohn einst noch erfüllt zu sehen.

Die erste persönliche Begegnung Beider erfolgte im Juni 1774 auf einer Reise Lavater's nach Bad Ems, wo er Hülfe gegen einen anhaltenden Brusthusten suchte, der ihn einen Anfang vom Hektischen befürchten ließ. Da er sich damals bereits emsig mit der Physiognomik beschäftigte, und sich eine reiche Ausbeute für dieselbe von dieser Reise versprach, die ihm so viele Menschen vor Augen führte, so manche neue interessante Bekanntschaft gewährte, so hatte er Herrn Schmoll aus Ludwigsburg mitgenommen, der ein schneller, glücklicher Portraitzeichner war, und nachmals eine von Lavater's Schwestern heirathete. Daß Lavater jede Gelegenheit benutzte, die merkwürdigsten Männer, deren Geist er aus ihren Schriften oder sonstigen Werken kannte, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, kann man sich denken. In Basel besuchte er Iselin, in Colmar Freund Pfeffel, den edeln Blinden, der, da ihm ein Fremder gemeldet wurde, sich vom Abendessen hinausführen ließ und freundlich fragte: „Und wer sind Sie, mein werther Herr?" — „Lavater von Zürich!" — „Welcher Lavater? Der Diakonus, der in die Ewigkeit geblickt hat?" — „Eben der!" — „O, mein Gott",

rief nun Pfeffel, indem er Lavatern in die Arme schloß, „Sie, mein Freund Lavater" rc. Daß die Beiden alsbald in dem allerwichtigsten Gespräche waren, stellt sich leicht vor, wer diese Männer und ihre Freundschaft kennt. In Straßburg verlebte er mit Stuber (siehe S. 248) ein paar frohe Tage. In Carlsruhe erhielt er eine Einladung von dem vortrefflichen Markgrafen, und lernte in ihm einen wahrheitsliebenden, kenntnißreichen Mann schätzen. In Frankfurt sah er außer Passavant und Andern endlich seinen vielgeliebten Goethe. Er selbst beschreibt uns ihr beiderseitiges Begegnen also: „Bist's?" — „Ich bin's!" — „Unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens — sehr ähnlich und sehr unähnlich der Erwartung." Er konnte nicht satt werden, das Genie dieses einzigen Mannes in seiner Art anzustaunen. Voll Enthusiasmus nennt er Goethe „ein Genie ohne seines Gleichen, das in Allem excellire, was es anfange", und versichert dann, Alles sei Geist und Wahrheit gewesen, was Goethe mit ihm gesprochen. Mit gleicher Begeisterung spricht sich aber auch Goethe über Lavater aus: „Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht gesehen hat, und nicht wieder sehen wird, sah ich lebendig und wirksam vor mir. Er hingegen verrieth im ersten Augenblick durch einige sonderbare Ausrufungen, daß er mich anders erwartet habe. Ich versicherte ihn dagegen, nach meinem angebornen und ausgebildeten Realismus, daß, da es Gott und Natur nun einmal gefallen habe, mich so zu machen, wir es auch dabei wollten bewenden lassen. Nun kamen sogleich die be-

deutendsten Punkte zur Sprache, über die wir uns in Briefen am wenigsten vereinigen konnten, — und ich erfuhr, was mir noch nie vorgekommen. Wir Andern, wenn wir uns über Angelegenheiten des Geistes und Herzens unterhalten wollten, pflegten uns von der Menge, ja von der Gesellschaft zu entfernen, weil es bei der vielfachen Denkweise und den verschiedenen Bildungsstufen schon schwer hält, sich auch nur mit Wenigen zu verständigen. Allein Lavater war ganz anders gesinnt; er liebte seine Wirkung in's Weite und Breite auszudehnen. Ihm ward nicht wohl, als in der Gemeine, für deren Belehrung und Unterhaltung er ein besonderes Talent besaß. Ihm war eine richtige Unterscheidung der Personen und Geister verliehen, so daß er einem Jeden geschwind ansah, wie ihm allenfalls zu Muthe sein möchte. Fügte sich nun hinzu ein aufrichtiges Bekenntniß, eine treuherzige Frage, so wußte er aus der großen Fülle innerer und äußerer Erfahrung zu Jedermanns Befriedigung das Gehörige zu erwiedern. Die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende Schweizerdialekt, und wie manches Andere, was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja seine bei flacher Brust etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Übergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er sich sehr ruhig und geschickt zu benehmen; denn indem er auszuweichen schien, wendete er auf einmal eine große Ansicht, auf welche der beschränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen

diamantenen Schild hervor, und wußte denn doch das daher entspringende Licht so angenehm zu mäßigen, daß dergleichen Menschen, wenigstens in seiner Gegenwart, sich belehrt und überzeugt fühlten."

Durch Goethe wurde Lavater auch mit dem geistreichen Fräulein von Klettenberg bekannt, deren äußerst religiöses und christliches Wesen ihn ungemein ansprach. Sie gab ihm ein Liederbüchlein, das sie unter dem Titel „Anfangslieder" hatte drucken lassen, das ihm recht deutlich zeigte, wie sehr er mit dieser „schönen Seele" sympathisire, und woraus er unter andern folgende Verse abschrieb:

„Jesus.

„Lieber arm, als ohne Jesus reich an Pracht und Herrlichkeit,
Lieber krank, als fern vom Heiland frisch die ganze Lebenszeit,
Ja, viel lieber nie geboren,
Als von diesem Freund getrennt.
Eine Welt bei Ihm verloren,
Ist Gewinn, wenn man Ihn kennt."

„In meine Bibel.

„Zuschrift aus der Ewigkeit,
Brief von sehr gelehrten Händen,
Du kannst alle Noth der Zeit,
Alle bangen Klagen wenden.
Der, der meinen Geist entzückt,
Den ich itzo noch nicht sehe,
Hat aus der gestirnten Höhe
Mir die Zeilen zugeschickt."

Lavater's liebenswürdige, anregende Persönlichkeit zog Goethen so mächtig und tief an, daß er aus Verlangen, die Unterhaltung mit dem wunderbaren Mann fortzusetzen, sich entschloß, den Freund, nach dessen fünftägiger Anwesenheit in Frankfurt, nach Bad Ems zu begleiten. Ein schönes Wetter begünstigte sie, und Lavater war heiter und allerliebst. „Denn", bemerkt Goethe, „bei einer religiösen und sittlichen, keineswegs ängstlichen Richtung seines Geistes blieb er nicht unempfindlich, wenn durch Lebensvorfälle die Gemüther munter und lustig aufgeregt wurden. Er war theilnehmend, geistreich, witzig, und mochte das Gleiche gern an Andern, nur daß es innerhalb der Grenzen bleibe, die seine zarten Gesinnungen ihm vorschrieben. Wagte man sich allenfalls darüber hinaus, so pflegte er Einem auf die Achsel zu klopfen und den Verwegenen durch ein treuherziges „Bisch guet!" zur Sitte aufzufordern."

Am 29. Juni kamen unsere Reisenden zu Ems an. Wahrscheinlich kehrte Goethe, da Geschäfte seine Gegenwart forderten, schon am folgenden Tage mit demselben Wagen zurück. Lavater aber brachte in der nächsten Zeit einige Tage in Nassau in der höchst liebenswürdigen Familie des Herrn Baron von Stein zu, wo er sich in seinem völligsten Behagen fühlte, weil er hier, besonders mit der ausnehmend klugen und freimüthigen Frau von Stein, ganz ungenirt, wie er's gern hatte, über jeden Gegenstand sprechen konnte. — Am 12. Juli, als Lavater schon vom Nachtessen auf seinem Zimmer war, traf, von Goethe kommend, Basedow, mit dem er schon längere Zeit in einem Brief-

wechsel über die wichtigsten Angelegenheiten gestanden hatte, in Ems an. Lavater beschreibt sein erstes Begegnen mit ihm folgendermaßen: „Ich ging wieder zu Tische hinunter. Deinet (aus Frankfurt, der ihm von dorther Briefe aus Zürich mitgebracht hatte) saß neben Schmoll, mit dem er sich unterhielt. Über ihm saß, ganz still essend, in sich gekehrt, eine braune Gestalt in einem braunen Sürtout, so gleichgültig, als man sitzen kann. Ich sah ihn an — sah und sah wieder. Nein, so sieht Basedow nicht aus nach dem Portrait — und doch, und doch —. Ich ging näher, drehte der unbekannten Person den Kopf — aber — sind Sie nicht Basedow? Weiß Gott! Sie sind's! und er war's. Da war Überraschungswonne, an der die ganze Gesellschaft, deren Gegenwart wir völlig vergaßen, allen herzlichen Antheil nahm. Welche Seelenfreude hatte ich, den Mann zu sehen und in meine Arme zu schließen! Er freute sich sehr meiner jugendlichen Frohmüthigkeit. Wovon und wie viel nun noch bis Nachts zwölf Uhr gesprochen wurde, welche Schreiberschnelligkeit will dies nachholen?" —

Es hat wohl nicht leicht zwei Personen gegeben, die, wie an Aussehen und Sitten, so auch an Religion so grundverschieden waren, wie diese Beiden. Während Lavater unverbrüchlich an dem Wortverstande der Bibel festhielt, fühlte Basedow „den unruhigsten Kitzel, Alles zu verneuen, und sowohl die Glaubenslehren, als die äußerlichen kirchlichen Handlungen nach eignen einmal gefaßten Grillen umzumodeln". Darin kamen jedoch Beide, nach Goethe's Urtheil, überein, „daß Je-

der in seiner Art zu einem Reformator geboren zu sein schien, der Eine, wenn ich so sagen darf, auf dem Wege der Christologie, der Andere auf dem der Philanthropie".

Die Sehnsucht nach Lavatern hatte Goethe nicht ruhen lassen. Schon am 15. Juli überraschte er die beiden Badegäste in Ems; und es fand sich nun hier ein Trifolium zusammen, wie es merkwürdiger nicht so leicht noch einmal anzutreffen sein möchte. Da gab es nun, wie Geßner bemerkt, eine Unterhaltung von Mannigfaltigkeit, die wohl auch statt einer Kur an jedem andern, nicht nur am Kurorte wohlgethan hätte; und Goethe's Wort traf bei Lavatern so ganz wie möglich zu: „Ich bin vergnügt, ich bin glücklich, das fühle ich, und doch ist der ganze Inhalt meiner Freude ein wallendes Sehnen nach Etwas, das ich nicht habe, nach Etwas, das ich nicht anschauend erkenne." Von dem genialen und abseiten Goethe's fast ausgelassenen Treiben der Freunde bei diesem Zusammensein gibt Goethe (in „Wahrheit und Dichtung") eine anmuthige Beschreibung, auf die ich aber hier den geneigten Leser verweisen muß. Wie heiter und arglos aber der Freunde Zusammenleben war, beweis't schon Folgendes. Am 18. Juli, wo Lavater wieder von Ems abreis'te, schrieb er am frühen Morgen voll sehnsüchtigen Verlangens an die lieben Seinigen in Zürich: „Ich schreib' Euch den letzten guten Tag von Ems aus, Ihr Lieben. So ist's. Ja, Traum ist's, bald verträumter Traum, daß ich Euch fern war, und Traum der Wonne wird sein das Wiedersehen. Ja, wahrlich, ich darf oft vor Freud'

und Heimwehfurcht nicht d'ran denken, daß ich noch so wirklich und eigentlich ein so liebes Weibchen und zwei so liebe Kinder und so viele Liebende zu Hause habe. — Unterdeß, dictirt mir Goethe aus seinem Bett herüber, unterdeß geht's immer so gerade in die Welt 'nein. Es schläft sich, ißt sich, trinkt sich und lebt sich auch wohl an jedem Orte Gottes, wie am andern, folglich — also — itzt schreib' Er weiter!"

Von Goethe, Basedow und Schmoll begleitet, reis'te Lavater am 18. Juli die Lahn hinab bis nach Lahneck, und von da bis Coblenz, wo an der Wirthstafel des großen Gasthofes „zu den drei Reichskronen" der Contrast der verschiedenen Naturen und Charaktere unserer Reisenden so lichtvoll wie grell hervortrat. Zwischen Lavater und Basedow saß Goethe und sprach wacker dem Essen zu, während Lavater einen Landgeistlichen über die Geheimnisse der Offenbarung Johannis belehrte, Basedow dagegen sich vergebens bemühte, einem Tanzmeister zu beweisen, daß die Taufe ein veralteter, durchaus nicht mehr zeitgemäßer Gebrauch sei. Goethe beschreibt dies, ein Charakterbild en miniature zeichnend, in folgenden Scherzversen:

„Zwischen Lavatern und Basedow
Saß ich bei Tisch, des Lebens froh.
Herr Helfer, der war gar nicht faul,
Setzt' sich auf einen schwarzen Gaul,
Nahm einen Pfarrer hinter sich,
Und auf die Offenbarung strich,
Die uns Johannes, der Prophet,
Mit Räthseln wohl versiegeln thät;

Er öffnet' die Siegel kurz und gut,
Wie man Theriaksbüchsen öffnen thut,
Und maß mit einem heiligen Rohr
Die Kubusstadt und das Perlenthor
Dem hocherstaunten Jünger vor.
Ich war indeß nicht weit gereis't,
Hätt' ein Stück Salmen aufgespeis't.
Vater Basedow unter dieser Zeit
Packt' einen Tanzmeister an seiner Seit'
Und zeigt' ihm, was die Taufe klar
Bei Christ und seinen Jüngern war,
Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt.
D'rob ärgert' sich der Andre sehr,
Und wollte gar nichts hören mehr,
Und sagt', es wüßt' ein jedes Kind,
Daß es in der Bibel anders stünd'.
Und ich behaglich unterdessen
Hätt' einen Hahnen aufgefressen."

Eben so charakteristisch sind die Verse, die Goethe unterwegs schrieb, als die Reisenden von Coblenz weiter nach Neuwied fuhren, wo Lavater zu predigen zugesagt hatte:

„Und, wie nach Emmaus, weiter ging's
Mit Geist- und Feuerschritten;
Propheten rechts, Propheten links,
Das Weltkind in der Mitten."

In Cöln trennten sich die Freunde, indem Basedow nach Ems zurückkehrte, Goethe aber seinen Jugendfreund Jung-Stilling in Elberfeld aufsuchte, Lavater

dagegen nach Mühlheim sich wandte, wo er den Rector Hasenkamp, mit dem er bereits in Briefwechsel gestanden, sowie auch den frommen und gelehrten Arzt Dr. Collenbusch persönlich kennen lernte. Da nun Pfarrer Müller auf einem Dorfe (Ebertsau?) nahe bei Elberfeld Lavatern zu sehen verlangt hatte, so bestimmte ihn dies, zu ihm zu reisen. Durch eine eigenthümliche Verkettung der Umstände, wie sie auf Reisen nicht selten vorkommen, traf Lavater sammt seinen Begleitern in Elberfeld wieder mit Goethe und nun auch mit dem frommgläubigen Stilling zusammen. Auch mit Fr. H. Jacobi, der sich gerade Amtsgeschäfte halber in Elberfeld aufhielt, traf er hier zusammen, und schloß mit ihm ein herzliches Freundschaftsbündniß.

Auch bei diesem Zusammensein der Freunde offenbarte sich die gleichsam magische Wirkung der großartigen Persönlichkeit Lavater's, die, gleich ätherischem Himmelsglanze, Ruhe und Friede um sich ausströmte, recht augenfällig. Jung-Stilling berichtet darüber: „Lavater's Evangelisten-Johannes-Gesicht riß alle Herzen mit Allgewalt zur Ehrfurcht und Liebe an sich, und sein munterer, geselliger Witz, verpaart mit einer lebhaften und unterhaltenden Laune, machte sich alle Anwesende, die sich nicht durch Witz und Laune zu versündigen glaubten, ganz zu eigen.“ Goethe's jubelnde Freude war so groß, daß sie ihn nicht sitzen ließ. „Er tanzte um den Tisch her“, fährt Stilling in seinem Berichte weiter fort, „machte Gesichter, und zeigte allenthalben, nach seiner Art, wie königlich ihn der Zirkel von Menschen gaudirte. Die Leute glaubten (Gott sei

bei uns!), der Mensch müsse nicht recht klug sein. Stilling aber und Andere, die ihn und sein Wesen kannten, meinten oft vor Lachen zu bersten, wenn ihn Einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem, hellen Blick ihn darnieder schoß."

Mitte Augusts traf Lavater wieder in Zürich ein. Da nach einer mit Goethe getroffenen Verabredung die einzelnen Beiträge zu den physiognomischen Fragmenten durch Goethe's Hände zum Verleger, dem Buchhändler Reich in Leipzig, gelangten, so blieb solchergestalt auch ferner zwischen beiden Freunden ein lebhafter Verkehr. Der Zwiespalt ihrer religiösen Anschauungen machte sich freilich je länger je mehr geltend, und Lavater's tiefsinnige und tiefchristliche Auffassungen reizten schon jetzt Goethen zuweilen zu scharfer Gegenwehr. Es gehört aber zu den Lavatern besonders auszeichnenden Charakterzügen, daß er sich von seinen Freunden selbst die allerstärksten Dinge, sofern sie nur treu gemeint waren, sagen ließ, und sie mit einem wahren Heldenmuthe der Liebe ertrug. Hundertmal für einmal hat er sich's gefallen lassen, seines Offenbarungsglaubens wegen von ihnen für einen Thoren geachtet zu werden, ohne sich dadurch je beleidigt gefühlt zu haben, freilich aber auch ohne darum jemals aufzuhören, kräftig und laut zu zeugen und zu bekennen.

Es wird zweckdienlich, ja zur rechten Würdigung Lavater's nothwendig sein, uns einige der Freundesurtheile dieser Art vorführen zu lassen. Einige Stellen von diesem genre aus Zimmermann's Briefen haben

wir bereits kennen gelernt (vgl. S. 235). Derselbe war vorzugsweise stark hierin. So schrieb er z. B. am 21. Januar 1774: „Lavater, wenn Du keinen Pietisten, Asketen und Schwärmern unter die Hände gekommen wärest, so will ich diesen Augenblick sterben, wenn Du nicht für eine der größten Erscheinungen im Reiche der Wahrheitsseher wärest erkannt worden; und ich lebe und sterbe auf dem Gedanken, dieses hätte Deiner Seligkeit nicht geschadet.“ — Ein anderes mal schreibt er: „Wenn Du doch auch nur einmal Deine Wunderbutike zuschlössest! Glaube hierüber, was Du willst, aber um Gottes willen behalte Deinen Glauben, Deine Theorie und Praxis desselben für Dich und die wenigen Liebhaber.“ Und später schreibt er: „Von einer Seite betrachtet scheinst Du mir ein äußerst genievoller Mann; wenn ich dann aber auch wieder an Deine Pietistereien und Schwärmereien denke, so ziehe ich hieraus den Schluß, Du hättest ein Mann von der ersten Größe in der Welt sein können, und ganz gewiß hätte Dich der liebe Gott deswegen nicht verdammt; aber Du habest es sehr oft ganz und gar nicht sein wollen. Welches auch insoweit recht ist; denn der Teufel hole den Wunsch, immer groß sein zu wollen. Nur wünsche ich, daß Einer die großen Talente, die ihm Gott gegeben hat, anwende, wo große Talente nöthig sind, daß ein Raphael keine Kutschen bemale, ein Bernini keine Tabaksdosen mache, und Lavater u. s. w.“ Will Einem ein solcher Ton wohl als allzu derb erscheinen, so darf man freilich nicht übersehen, daß, was Zimmermann so reden ließ, doch nichts als treue, wohlmei-

nende Liebe war, wie er denn selbst einmal schrieb: „Ich wiederhole es, Dein getreuer Freund bleibe ich bis in den Tod, aber Deine Fehler sage ich Dir ohne Barmherzigkeit, sobald ich sehe, daß sie Dich von einem Säulenfuße (wo man Dich anbeten würde) hinunterschmeißen in den Dreck." — Und ein anderes mal schreibt er: „Ich schreibe Dir um so viel stärker, weil ich glaube, daß Dir in Zürich kein Freund solche Dinge sagt, und weil ich mit dem innigsten Verdruß erfahre, daß Dein Herzens-Pfenninger (den ich für einen wahren Philosophen hielt) auch bei Deinem Mirakelkram mitfaselte" *).

Desgleichen schrieb *Hartmann* an ihn: „Warum gibst Du nicht mit einmal alle Verbindung mit Hasenkamp, Collenbusch, Ötinger und den Dummköpfen allzumal auf?" — Und von Füßli ließen sich fast noch stärkere Derbheiten anführen. — Wie wenig Goethe auch in seinen religiösen Ansichten mit denen Lavater's übereinstimmen konnte, so ließ doch dessen herzliche Gutmüthig-

*) Daß Zimmermann nicht selten umlaufenden Lügen zu viel Glauben schenkte, gestand er selbst mit der größten Ehrlichkeit und naivesten Offenheit. So schrieb er einem seiner Freunde: „Den ersten März 1776 erhielt ich einen Brief von Uxxx, der mir sagt: Ich bitte Sie, lesen Sie die neuen Miscellanien, Leipzig bei Jacobauern, 3 Theile. Da finden Sie das ganze schwärmerische, unsinnige System vom Äther, welches Lavater auch Ihnen abläugnen wollte. Flugs schickte ich nach dem Buchladen, las, erstaunte, las fort, fluchte, las fort, ward betrübt, las aus, ging vor Lavater's Gypsbild und sprach: Lavater! mit Deinem göttlichen Genie, mit Deinem Engelsherzen bist und bleibst Du doch in Ewigkeit über gewisse Punkte — ein Narr, ein unverbesserlicher Narr! will aber (nach meiner Gewohnheit) nicht zuerst sehen

keit, dessen natürliche, offene Reinheit und die Macht seines Glaubens und seiner Liebe, durch die er sich mit unwiderstehlichem Zauber zu ihm hingezogen fühlte, eigentliche Mißklänge um so weniger aufkommen, als die von Zeit zu Zeit sich wiederholenden persönlichen Berührungen den scharfen Gegensatz ihrer Meinungen und Gedanken immer wieder in den Hintergrund zurückdrängten. Dies gilt insonderheit von Goethe's Aufenthalte bei Lavater in Zürich im Juni des Jahres 1775. Goethe kam zu ihm in tiefem Liebesleiden um Lili; aber die mild-heitre, Frieden und Sabbathsstille verbreitende Persönlichkeit Lavater's und seine ganze von christlicher Einfalt getragene Umgebung wirkte auf das stürmische Dichterherz wundervoll ein, und eignete es dem frommgläubigen lieben Mann in seelenvollster Verehrung zu. Goethe selbst sagt davon: „Der Empfang war heiter und herzlich, und man muß gestehen, anmuthig ohne Gleichen, zutraulich, schonend, segnend, erhebend; anders konnte man sich seine Gegenwart nicht denken."

auf das, was da ist, also zuerst Dich ehren und lieben für Alles, was Du bist, und dann hoffen, Du werdest einst noch werden, was Du jetzt nicht bist. — Den zweiten März schrieb ich schon an Herdern, um über das — Zeug zu wehklagen. Zwei Stunden, nachdem der Brief weg war, kam ein Brief von Lavater, und darin eine förmliche, mich ganz überzeugende Erklärung, daß von allen diesen vermaledeiten Aufsätzen Lavatern — keine einzige Sylbe gehöre. Herr Jesus! vor Freuden und Hosianna-Rufen fiel ich beinahe in eine Ohnmacht!" rc. — Eben so bekennt er später, daß man — und er selbst auch — Lavatern oft für einen Schwärmer hielt, wo er zuverlässig das Gegentheil war.

Von ähnlicher Wirkung war Goethe's zweiter Aufenthalt in Zürich 1779, als er mit dem Herzoge von Weimar eine Reise in die Schweiz machte, deren Hauptziel eben mit war, „Lavatern zu sehen und ihn dem Herzoge näher zu wissen", damit „seine mild ansprechende Persönlichkeit sie wie mit göttlichem Odem anwehen sollte". Inzwischen war Goethe nämlich (1775) nach Weimar versetzt, welche Versetzung, wie zehn Jahre später die italiänische Reise, für sein Leben und Wirken einen wichtigen — ob aber auch glücklichen? — Wendepunkt bildete. Niebuhr sagt: „Das Weimarsche Hofleben wurde ihm die *Delila*, welche unserm deutschen Simson seine *Locken* und *damit* das *Geheimniß* seines höheren Berufes geraubt." Und Goethe selbst schreibt einmal an Lavater von Weimar aus: „der ich in verbreiteter Wirthschaft und Zerstreuung von Morgens zur Nacht umgetrieben werde."

Noch unterwegs schrieb Goethe von Thun aus (8. October) dem Freunde: „So nah bin ich bei Dir, lieber Bruder, wie Dir der Ruf schon wird gemeldet haben. — Ja, lieber Bruder, Dich wiederzusehen, ist einer meiner beständigen Wünsche diese vier Jahre her, und wird nun auch bald erfüllt werden. Ich habe Dir viel zu sagen, und viel von Dir zu hören; wir wollen wechselweis Rechnung von unserm Haushalten ablegen, einander segnen und für die Zukunft stärken, wieder ganz nahe zusammen rudern und uns freuen, daß wir noch in e i n e r Luft Athem holen. Von dem, was ich mitbringe, unterhalt' ich Dich nicht im Voraus. — Mein Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich

reichlich gesegnet im Geheimen; denn mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen, sie können nichts davon sehen noch hören. Was sich davon offenbaren läßt, freue ich mich in Dein Herz zu legen. Adieu, Bruder! Bisher sind wir glücklich gereis't. Bete auch, daß uns die himmlischen Wolken günstig bleiben, und wir an allen Gefahren vorübergehen." Lavater erwiederte: — „Bei der entsetzlichen Dürre von lebenden Menschen kannst Du Dir denken, wie mir's wohlthun wird, mich an Dir zu wärmen."

Zu Genf hatte Goethe durch Tobler Lavater's ungedruckte homiletische Bearbeitung der Offenbarung Jesu an Johannes erhalten, woran ihn aber, wie er offen aussprach, nichts als die Handschrift des Freundes erfreute. „Es hilft nicht", sagte er, „ich kann das Göttliche nirgends, und das Poetische nur hie und da finden. Das Ganze ist mir fatal; mir ist's, als röch' ich überall einen Menschen durch, der gar keinen Geruch von dem gehabt hat, der da ist das A und O." Und an Lavater schrieb er: „Siehst Du, lieber Bruder, wenn nun Deine Vorerinnerung (zu jener homiletischen Bearbeitung) gerade das Gegentheil besagt und unterm 24. September 1779!! da werden wir wohlthun, wenn wir irgend ein sittsam Wort zusammen sprechen. Ich bin ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, vom verlornen Sohn, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen ꝛc. ꝛc. göttlicher (wenn je was Göttliches da sein soll) als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe [in der Offenbarung Jo-

hannis]. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir, wie bisher!" — In Beziehung auf Lavater's Messiade, wovon Goethe den ersten Theil gleichfalls durch Tobler erhalten hatte, schreibt er: „Gegen Deine Messiade hab' ich nichts; sie lies't sich gut, wenn man einmal das Buch mag; und was in der Apokalypse enthalten ist, drückt sich durch Deinen Mund rein und gut in die Seele, wie mich dünkt ... Wozu denn aber die ewigen Trümpfe, mit denen man nicht sticht und kein Spiel gewinnt, weil kein Mensch sie gelten läßt? Du siehst, Bruder, ich bin immer der Alte, Dir wieder von eben der Seite, wie vormals, zur Last. Auch bin ich in Versuchung gewesen, das Blatt wieder zu zerreißen; doch da wir uns doch sehen werden, so mag es gehen." — In einem spätern Briefe (vom 2. November) kommt Goethe nochmals auf jenes Lavatersche Buch zurück und gesteht: „Deine Offenbarung hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich habe sie recht und Vieles davon mehr als einmal gelesen. Schon da Tobler mir sagte, Du habest darüber von Amtswegen gepredigt, gab's mir neues Interesse, denn ich konnte nun mehr begreifen, wie Du, mit diesem Buche so lange beschäftigt, es ganz in Dich hinüber empfunden hast, und es in einem so fremden vehiculo (der epischen Darstellung) ohne fremden, vielmehr heterogenen Zusatz wieder aus Dir herausquellen lassen konntest; denn nach meiner Empfindung macht Deine Ausmalung keinen andern Eindruck, als die Originalskizze macht, wenigstens einer Seele aus diesem Jahrhundert, wo man

die Ideen, die Du hineinlegst, selber von Kindheit an größtentheils hineinzulegen pflegt. Die Arbeit selbst ist Dir glücklich von Statten gegangen; einige treffliche Züge der Auslegung und Erfindung sind d'rinnen. Ausgemalt sind viele Stellen ganz trefflich, besonders alle die der innern Empfindung von Zärtlichkeit und Kraft, wie z. B. die Verheißung des ewigen Lebens &c." Im Übrigen schreibt Goethe noch: „Nicht allein vergnüglich, sondern gesegnet uns Beiden soll unsere Zusammenkunft sein. Für ein Paar Leute, die Gott auf so verschiedene Art dienen, sind wir vielleicht die einzigen, und denke, wir wollen mehr zusammen überlegen und ausmachen, als ein ganzes Concilium mit seinen Pfaffen, Huren und Mauleseln. Eins werden wir aber doch wohl thun, daß wir einander unsere Partikularreligionen ungehudelt lassen. Du bist gut darinnen, aber ich bin manchmal hart und unhold; da bitt' ich Dich im Voraus um Geduld . . . Verzeih' mir mein Wesen, und sieh' an dem Brief, wie wohl mir's ist, Dir nahe zu sein, und nach der ganzen Schweiz noch den reinen Eindruck von Dir mit fortzunehmen. Ich liebe Dich, wie ich lieben kann." — „Nun noch ein herzlich Wort der Sehnsucht an Dich und der Hoffnung; sie wird alle Tage stärker. Laß uns ja einander bleiben, einander mehr werden; denn neue Freunde und Lieb' mach (mag?) ich mir nicht. Adieu, Guter! Meine Seele ist immer bei Dir."

Wie wonnevoll und über alle Erwartung die heitere Milde und Wärme Lavater's unsern Dichter mit frischem Lebenshauche anwehte, spricht er selbst in

einem Briefe an Frau von Stein aus: „Die Bekanntschaft mit Lavater ist für den Herzog und mich, was ich gehofft habe: Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise und eine Weide an Himmelsbrod, wovon man lange gute Folgen spüren wird. Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus. Wenn durch Abwesenheit sich die Idee von ihm geschwächt hat, wird man auf's Neue von seinem Wesen überrascht. Er ist der beste, größte, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne."

Einige Tage später legt er folgendes Bekenntniß ab: „*Wir sind in und mit Lavatern glücklich*; es ist uns *Allen eine Kur, um einen Menschen zu sein*, der in der *Häuslichkeit* der Liebe lebt und strebt; der an dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat, und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, liebet und erfreut. Wie gern möcht' ich ein Vierteljahr neben ihm zubringen, freilich nicht müßig, wie jetzt, etwas zu arbeiten haben und Abends wieder zusammenlaufen! Die Wahrheit ist Einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal so einen ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt. Aber auch ist's im Moralischen wie mit einer Brunnenkur; alle Übel im Menschen, tiefe und flache, kommen in Bewegung, und das ganze Eingeweide arbeitet durch einander. Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammenleben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vor-

theilen auch dieser uns nach Hause begleite, daß wir unsere Seelen offen behalten und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen! Könnt' ich euch malen, wie leer die Welt ist, man würde sich an-einander klammern und nicht von einander lassen. In-dessen bin ich auch schon wieder bereit, daß uns der Sirocco von Unzufriedenheit, Widerwillen, Undank, Lässigkeit und Prätension entgegendampfe." Und an Knebel schrieb Goethe an demselben Tage: „Hier bin ich mit Lavatern im reinsten Zusammengenuß des Le-bens. In dem Kreise seiner Freunde ist eine Engels-stille und Ruh', bei allem Drange der Welt um ein anhaltendes Mitgenießen von Freud' und Schmerz; doch hab' ich deutlich gesehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß Jeder sein Haus, Frau, Kinder, und eine reine menschliche Existenz in der nächsten Nothdurft hat. Das schließt aneinander, und speit, was feindlich ist, sogleich aus. Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch, den man drei Schritte von ihm gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Ge-duld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsam-keit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe rc. ist weder in Israel noch unter den Heiden."

Am 5. December wandten sich der Herzog und Goe-the von Zürich nach Schaffhausen, und wallfahrteten Tags darauf zum Rheinfall. Bei ihrer Heimkehr in Schaffhausen überraschte sie Lavater, den die Sehnsucht nach Goethe hierher geführt hatte. Am folgenden Tage wiederholten sie den Besuch des Rheinfalles, worüber Goethe an Frau von Stein schreibt: „Es ist mit La-

vatern wie mit dem Rheinfall: man glaubt auch, man habe ihn nie so gesehen, wenn man ihn wiedersieht; er ist die Blüthe der Menschheit, das Beste vom Besten."

In den nächstfolgenden Jahren wurde zwar durch eine Reihe brieflicher Mittheilungen, welche großentheils die physiognomischen Fragmente betrafen, der Verkehr zwischen beiden Freunden fortgeführt. Als jedoch die Physiognomik geschlossen und besprochen war, und Lavater sich wieder mehr auf das eigentliche Gebiet der Christuslehre beschränkte, trat, zumal bei dem Mangel an persönlichen Berührungen, die Unvereinbarkeit der beiderseitigen Religions-Anschauungen immer entschiedener hervor. Denn in demselben Maße, in welchem jetzt Lavater mit seiner Glaubensenergie als Vertreter des geschichtlichen Christenthums hervortrat, wurde der bisherige Enthusiasmus Goethe's für ihn immer kühler, bis endlich jene, man kann wohl sagen, wahrhaft schauerliche Entfremdung eintrat, in deren Folge Goethe je länger je mehr gegen den einst fast vergötterten Freund, an den ihn die schönsten Jugenderinnerungen, ja die innigsten Verpflichtungen hätten knüpfen sollen, in unverzeihlichster, entschieden feindseligster Weise die lieblosesten und gehässigsten Verdächtigungen schleuderte.

Daß überhaupt eine Trennung erfolgte, kann uns freilich nach Allem, was vorliegt, im Grunde weniger Wunder nehmen, als daß sie nicht schon früher in's Leben überging. Denn daß Goethe so treffend und scharf, wie kaum ein Anderer, dem hohlen Dünkel der neuen Aufklärer

entgegentrat, und ihre Unredlichkeit schonungslos geißelte, kann uns nicht irre leiten. Weiß man ja, daß nicht der Eifer um das Haus des Herrn, auch nicht sowohl die Gottlosigkeit, als vielmehr die Geistlosigkeit und Flachheit der modernen Neologie es war, was ihn zum Widerspruche gegen sie reizte. Eben so wenig kann uns täuschen, wenn wir ihn innigst befreundet sehen mit wahrhaften Christgläubigen, wie mit dem Fräulein von Klettenberg, mit Jung-Stilling, Jacobi und Andern, ja wenn er mehrfach als ihr tüchtigster Sachführer für sie in die Schranken trat. Denn auch davon haben wir uns bereits überzeugt, daß er das Christliche an Andern nicht ungern sah, ja es erhebend und schön fand. Daher konnte er z. B. an Lavater schreiben: „Es erhebt die Seele, und gibt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wenn man Dich das herrliche, krystallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit Deinem eignen hochrothen Trank schäumend füllen, und den über den Rand hinübersteigenden Gischt mit Wollust wieder schlürfen sieht. Ich gönne Dir gern dieses Glück, denn Du müßtest ohne dasselbe elend werden." Wie wenig er aber irgendwie gewillt war, dem Christenthume und der Person Christi mehr als eine bloß untergeordnete Stellung einzuräumen, in ihm mehr, als eine edle Erscheinung neben vielen andern eben so edlen anzuerkennen, dafür liegt, außer in den bereits oben angeführten Stellen, der Beweis schon darin, daß er unmittelbar nach den eben angeführten Briefworten die geschichtliche Wahrheit des biblischen Christus geradezu in Frage stellt, indem er fortfährt: „Bei dem

Wunsch und der Begierde, in einem Individuo Alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß Dir ein Individuum genug thun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen und in ihm Dich bespiegeln, Dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für Deine gute Sache nicht ziemt, daß Du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausraufst, um Deinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken. Dieses ist, was uns nothwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben, und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß Du Dich darin nicht verändern kannst, und daß Du vor Dir Recht behältst. Doch finde ich auch nöthig, da Du Deinen Glauben und Lehre wiederholend predigst, Dir auch den unsrigen als einen ehernen bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Christenheit mit den Wogen Eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen, noch in seinen Tiefen erschüttern könnt. Verzeihe mir, daß ich Dir begegne, wie Du Gaßnern, und laß mich Nervenbehagen nennen, was Du Engel nennst.“ Mit gleich vornehmen Mitleiden und Spotte sieht er von der Höhe seiner modernen Bildung, d. i. modernen Heidenthums, auf den nach festerem Ergreifen des Unsichtbaren ver-

langenden Lavater herab, wenn er ihm schreibt: „Dein Durst nach Christo hat mich gejammert. Du bist übler daran, als wir Heiden; uns erscheinen doch in der Noth unsre Götter.“ Man nehme noch hinzu, was er (1784?) an Jacobi's Gemahlin schrieb: „Ob Ihre Buben an Christum glauben, oder Götz oder Hamlet, das ist eins; nur an was laßt sie glauben. Wer an nichts glaubt, verzweifelt an sich selber.“

Wer sieht nicht, daß ihm Lavater's ganze Evangelistenart, der Verherrlichung Christi zu leben, im Grunde nichts mehr und nichts Anderes hieß, als seine ganze Kraft an ein Märchen verschwenden, und von dem albernsten Märchen mit Anbetung sprechen?

Gleichwie Goethe die freiste Entwicklung im vollkommensten Maße für sich selber in Anspruch nahm, so gestand er zwar auch jedem Andern seine individuelle Ansicht vom Christenthume zu, doch eigentlich nur zu seinem Privatgebrauche, also nur, insofern und insoweit sie sich nicht in das öffentliche Leben hervordrängte, und seinem Unglauben nicht entgegentrat, in welchem Falle sie den vollen Grimm seines Geistes entflammte. Das Privilegium der freien Verkündigung vor aller Welt sollte also nur seinem eignen Glauben, d. i. Unglauben, reservirt bleiben. Wie das bereits Angeführte deutliche Andeutungen hierfür enthält, so wird uns das Nachfolgende noch stärkere Beweise dafür liefern.

Wir erinnern uns der Entschiedenheit, mit welcher Lavater in seinem „Pontius Pilatus“ aufgetreten war, und begreifen daher leicht, daß mit dem Erscheinen dieser Schrift auch zugleich ein Wendepunkt in der Stel-

lung Goethe's zu ihrem Verfasser eintrat. Goethe selbst läßt keinen Zweifel über den Eindruck, den das Buch auf ihn machte. Schon am 6. April 1782 schreibt er an Frau von Stein: „Hier ist ein Bogen von Lavater's Pilatus. Ich kann nichts d'rüber sagen. Die Geschichte des guten Jesus hab' ich nun so satt, daß ich sie von Keinem, als allenfalls von ihm selbst, hören möchte. — Wenn unser einer seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt, und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso, wie Du willst, gibt es aber am Ende für nichts, als was es ist, so geht's hin, und das Publikum nimmt insofern Antheil daran, als die Existenz des Verfassers reich oder arm, merkwürdig oder schal ist, und das Märchen bleibt auf sich beruhen. Nun findet Hans Caspar diese Methode des Dramatisirens, wie sie's nennen, allerliebst, und flickt seinem Christus auch so einen Kittel zusammen, und knüpft aller Menschen Geburt und Grab, A und O, und Heil und Seligkeit d'ran. Da wird's abgeschmackt, dünkt mich, und unerträglich. Überhaupt bin ich überzeugt, daß er es viel zu ernstlich meint, um jemals ein gutes Werk in der Art zu schreiben. In allen solchen Compositionen muß der Verfasser wissen, was er will, aber nirgends dogmatisiren, er muß in tausend versteckten Gestalten, niemals geradezu, andeuten und merken lassen, wo es hinaus soll.... Wenn ein großer Mensch ein dunkel Eck hat, dann ist's recht dunkel. Ihm hat die Geschichte Christi so den Kopf verrückt, daß er eben nicht loskommen kann... Er kommt mir vor wie ein Mensch, der mir weitläufig erklärte, die Erde sei keine

akkurate Kugel, vielmehr an beiden Polen eingedrückt, bewiese das auf's Bündigste, und überzeugte mich, daß er die neuesten, ausführlichsten, richtigsten Begriffe von Astronomie und Weltbau habe; was würden wir nun sagen, wenn solch ein Mann endigte: „Schließlich muß ich wohl noch die Hauptsache erwähnen, nämlich daß diese Welt, deren Gestalt wir auf's Genaueste dargethan, auf dem Rücken einer Schildkröte ruht, sonst sie in Abgrund versinken würde"? Verzeih' mir dies Gleichniß! In meinen Augen knüpft sich bei Lavater der höchste Menschenverstand und der grasseste Aberglaube durch das feinste und unauflöslichste Band zusammen. Verzeih' meine Invektiven! So oft er seine Ausfälle auf unser Reich erneuert, so oft müssen wir uns wenigstens protestando verwahren." —

Gegen Lavater selbst spricht er sich unterm 29. Juli 1782 aber so aus: „Da ich zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, doch ein dezidirter Nichtchrist bin, so haben mir Dein Pilatus u. s. w. widrige Eindrücke gemacht, weil Du Dich gar zu ungebärdig gegen den alten Gott und seine Kinder stellst. Deinen Pilatus hab' ich sogar zu parodiren angefangen; ich hab' Dich aber zu lieb, um mich länger als eine Stunde damit amüsiren zu können. D'rum laß mich Deine M e n s c h e n s t i m m e hören, damit wir von der Seite verbunden bleiben, da es von der andern nicht geht" *).

Wie tief sich Goethe innerlich verletzt fühlte, zeigt

*) Selbst als Greis urtheilt er in „Wahrheit und Dichtung", Lavater erscheine in diesem ganzen Werke dem Pater Abraham von Santa Clara sehr ähnlich.

uns sein Brief an Lavater vom 9. August, worin sich die Stelle findet: „Wenn ich vor Dir stände, so würden wir in einer Viertelstunde einander verständlich sein. Wir berühren uns beide so nahe, als Menschen können; dann kehren wir uns seitwärts und gehen entgegengesetzte Wege, Du so sichern Schrittes, als ich. Wir gelangen einsam, ohne an einander zu denken, an die äußersten Grenzen unsers Daseins; ich bin still und verschweige, was mir Gott und die Natur offenbart; ich kehre mich um und sehe Dich auf einmal das Deinige gewaltig lehrend. Der Raum zwischen uns ist in dem Augenblicke wirklich; ich verliere den Lavater, in dessen Nähe ich wohl auch von dem Zusammenhang seiner Empfindungen und Ideen hingerissen worden, den ich erkenne und liebe; ich sehe nur die scharfen Linien, die sein Flammenschwerdt schneidet, und es macht mir auf den Moment eine widerliche Empfindung. Es ist sehr menschlich, wenn auch nur dunkel. Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit"... (Vergleiche die Seite 266 angeführten Worte.) Dann heißt es weiter: „Nimm nun, lieber Bruder, daß es mir in meinem Glauben so heftig Ernst ist, wie Dir in dem Deinen, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Überzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie mit eben dem Eifer sprechen und schreiben würde, als Du für das Einreich Christi schreibst; müßte ich nicht alsdann das Gegentheil von Vielem behaupten, was Dein Pilatus enthält, was Dein Buch uns als unwidersprechlich auffordernd in's Gesicht sagt? Ausschließliche Intoleranz — (verzeih' mir

diese harten Worte!), wenn es uns nicht neu verwirrte, so möcht' ich sagen, sie ist nicht in Dir, sie ist in Deinem Buche. Lavater, der unter Menschen tritt, der sich den Schriftstellern nähert, ist das toleranteste, schonendste Wesen; Lavater als Lehrer einer ausschließenden Religion, ihr mit Leib und Seele ergeben, nenn' es, wie Du willst, — Du gestehst es ja selber. Es ist hier nicht die Rede vom Ausschließen, als wenn das Andere nicht oder nichts wäre, es ist die Rede vom Hinausschließen, hinaus, wo die Hündlein sind, die von des Herrn Tische mit Brosamen genährt werden, für die abgefallene Blätter des Lebensbaums, getrübtere Wellen der ewigen Ströme Heilung und Labsal sind. Verzeih' mir, ich sage dieses ohne Bitterkeit. Und so ausschließlich ist Dein Pilatus von Anfang bis zu Ende; es war Deine Absicht, ihn dazu zu widmen. Wie viel Ausforderungen stehen uns darinne: „Wer kann? Wer darf?" u. s. w., worauf mir im Lesen manchmal ein gelassenes und auch wohl ein unwilliges „Ich!" entfahren ist. Glaub' mir, ich habe über Dein Buch Dir viel und weitläufig und gut sprechen wollen, habe Manches d'rüber geschrieben, und Dir nichts schicken können; denn wie will ein Mensch den andern begreifen! Laß mich also hiedurch die Härte des Wortes Intoleranz erklärend gemildert haben. Es ist unmöglich, an Meinungen so verschieden zu sein, ohne sich zu stoßen. Ja, ich gestehe Dir, wäre ich Lehrer meiner Religion, vielleicht hättest Du eher Ursache, mich der Toleranz mangelnd zu schelten, als ich jetzo Dich. Hauche mich mit guten Worten an, und entferne den fremden Geist. Der

fremde weht von allen Enden der Welt her, und der Geist der Liebe und Freundschaft nur von einer."

Lavater versuchte noch einmal, brieflich den innern Zusammenhang seiner Religion dem Freunde vorzulegen, und Goethe's Rückäußerungen merkt man's an, daß sie bemüht waren, Lavatern über den Widerstreit ihres religiösen Glaubens zu beruhigen, und so das innerlich bereits zerrissene oder doch jedenfalls stark gelockerte Verhältniß äußerlich noch festzuhalten. Allein wie wohl es immer thun mag, gleichzeitig mit den den scharfen Gegensatz bloßlegenden Worten noch Äußerungen der innern Gemeinschaft zu begegnen, so fühlt man doch überall heraus, daß bereits wunde Stellen vorhanden sind, die große Schonung fordern. Bedeutsam ist in dieser Beziehung, daß Goethe an Lavater schreibt: „Wir werden ja nun wohl bald einmal einander über diesen Punkt kennen und in Ruhe lassen. Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz eines jeden lebenden Wesens auch so viel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann, — und was sind die tausendfältigen Religionen anders, als tausendfache Äußerungen dieser Heilungskraft? Mein Pflaster schlägt bei Dir nicht an, Deines bei mir nicht; in unseres Vaters Apotheke sind viel Rezepte. So habe ich auf Deinen Brief nichts zu antworten, nichts zu widerlegen, aber dagegenzustellen habe ich Vieles. Wir sollten einmal unsere Glaubensbekenntnisse in zwei Columnen nebeneinandersetzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten."

Abkühlend auf die einst warm glühende Liebe Goethe's gegen Lavater wirkten ohne Zweifel die vielfachen Angriffe, Anfeindungen und Verdächtigungen, die sich zu eben dieser Zeit von vielen Seiten wider Lavater erhoben. Waren sie ja wohl geeignet, ihn gegen den bisher herzlich geliebten Freund um so mehr einzunehmen, als die persönlichen Berührungen fehlten. Nachdem sich Goethe aber einmal einem innern Widerwillen hingegeben hatte, erweiterte sich derselbe immer mehr zu einem unversöhnlichen Riß, der sich dann auf und nach der italiänischen Reise (1786—1788), die so folgenreich für seine fernere Richtung war, vollendete, und in den oft mehr als unfreundlichen Äußerungen über Lavater seinen Ausdruck fand. Einen Nachhall hiervon finden wir selbst noch in „Wahrheit und Dichtung", wo Goethe schreibt: „Ärgerlich war mir die heftige Zudringlichkeit eines so geist- als herzvollen Mannes, mit der er auf mich losging, und behauptete, man müsse entweder mit ihm ein Christ, ein Christ nach seiner Art werden, oder man müsse ihn gleichfalls von demjenigen überzeugen, worin man seine Beruhigung finde. — Alle Bekehrungsversuche, wenn sie nicht gelingen, machen denjenigen, den man zum Proselyten ausersah, starr und verstockt, und dieses war um so mehr mein Fall, als Lavater zuletzt mit dem harten Dilemma hervortrat: „Entweder Christ, oder Atheist."

Wir finden auch anderweit, daß dieses Dilemma die Vernunftgläubigen, die, statt des geschichtlichen Christus, nur einen erdachten, nach eignem Belieben gemachten gelten lassen wollten, gewaltig wider ihn aufbrachte. Wie

wenig hart es aber im Sinne Lavater's war, wie durchaus folgerichtig es sich aus seiner biblischen Anschauungsweise (vgl. Joh. 1, 18. Matth. 11, 27 rc. rc.) ergab, ist bereits im Obigen (siehe S. 161) nachgewiesen. Daß aber gerade Goethe daran so großes Ärgerniß nahm, muß um so auffälliger erscheinen, als er selbst Lavatern einmal erklärte, „wenn er ihm sein Christenthum nicht lassen wolle, wie er es bisher gehegt hätte, so könnte er sich wohl auch zum Atheismus entschließen, zumal da er sähe, daß Niemand recht wisse, was Beides eigentlich heißen solle." Eben so wenig weiß man Goethe's Vorwurf rücksichtlich der heftigen proselytenmacherischen Zudringlichkeit Lavater's mit seinen eignen frühern Auslassungen oder auch nur mit folgender Einräumung zu reimen: „Lavater hatte eine unglaubliche Geduld, Beharrlichkeit, Ausdauer; er war seiner Lehre gewiß, und bei dem entschiedenen Vorsatz, seine Überzeugung in der Welt auszubreiten, ließ er sich's gefallen, was nicht durch Kraft geschehen konnte, durch Abwarten und Milde durchzuführen. Überhaupt gehörte er zu den wenigen glücklichen Menschen, deren äußerer Beruf mit dem innern vollkommen übereinstimmt, und deren früheste Bildung, stetig zusammenhängend mit der spätern, ihre Fähigkeit naturgemäß entwickelt"*).

*) Wenn Düntzer a. a. O. behauptet, Goethe habe sich mißmuthig von diesem, seine liebste und heiligste Überzeugung mit wilder Glaubenswuth bekämpfenden Propheten abwenden und ihm feindlich werden müssen — so fehlt dafür durchaus jeder stichhaltige Beweis.

Man lernt hier einmal wieder recht einsehen, wie die Abneigung das sonst hellste Auge trübt, und daß es eben nur *einen* Vereinigungspunkt aller wahren und dauernden Freundschaft gibt, den aber die armen, weil nach ihrem Dafürhalten reichen, Menschen oft nicht wollen.

Wie tief in Goethe's Seele das Mißverhältniß zu Lavater Raum gewonnen, offenbarte sich besonders, als Lavater 1786 gen Bremen reis'te, und von Offenbach aus meldete, daß er auf dem Heimwege auch in Weimar vorzusprechen die Absicht habe. Denn Goethe fühlte sich dem alten Freunde, in dessen Umgang er vormals so selige Stunden verlebt, und den er seit sieben Jahren nicht gesehen hatte, dermaßen entfremdet, daß es ihn eine große Selbstüberwindung kostete, denselben bei sich zu begrüßen. Am 12. Juli schreibt er an Frau von Stein: „Es scheint, ich werde gezwungen, Lavatern zu erwarten; es kommen Briefe an ihn schon bei uns an. Wie gern wäre ich ihm auf seinem apostolischen Zuge aus dem Wege gegangen! *Denn aus Verbindungen, die nicht bis in's Innerste der Existenz gehen, kann nichts Kluges werden.* So wie ich Dein bin, ist's die alleinige Freude, Einem anzugehören, wenn ein Verhältniß nicht aufgehoben werden kann. Was hab' ich mit dem Verfasser des *Pontius Pilatus* zu thun? seiner übrigen Qualitäten unbeschadet! Wir wollen's abwarten, und unser Auge Licht sein lassen."

Als darauf am 18. Juli Abends Lavater wirklich in Weimar ankam, gab Goethe ihm allerdings zu Ehren

ein Abendgastmahl, an welchem auch der Herzog, Herder, Wieland ꝛc. Theil nahmen. Lavater fand jedoch den Freund, wie er sich ausdrückt, älter und kälter, fester und verschlossener. Und Goethe schreibt am 21. Juli an Frau von Stein: „Die Götter wissen besser, was uns gut ist, als wir es wissen; d'rum haben sie mich gezwungen, ihn zu sehen. Davon sollst Du viel hören. Er hat bei mir gewohnt. Kein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie *ein Glas rein Wasser*. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht, und weiß nun, was mir per saldo von ihm übrig bleibt." — Und in einer andern Briefstelle heißt es: „Er hat auch in Weimar spionirt; unser entschiedenes Heidenthum hat ihn aber, so wie das allgemeine Mißtrauen*), bald verscheucht."

Hatte Goethe solchergestalt das Band der bisher wärmsten Freundschaft gewaltsam zerrissen, und damit zugleich den Beweis geliefert, daß bei ihm die Freund-

*) So allgemein, wie Goethe glauben macht, war das Mißtrauen doch nicht. Herder, den Lavater hier zum ersten male sah, war durchaus offen, gut und herzlich im Umgange mit ihm. Wieland fühlte sich von ihm so hingerissen, daß er ihm, als er in den Wagen stieg, die Hand küßte, was ihn freilich nicht hinderte, bald darauf in harten Worten wider ihn aufzutreten. Und die Herzogin Amalie fand das größte Wohlgefallen an ihm, und „seine Liebe und Güte, die aus allen seinen Handlungen hervorspricht", wirkte nach ihrer eignen Äußerung stark auf sie.

schaft der Treue nicht weniger ermangelte, als dies bei seiner Liebe, trotz aller ihrer Innigkeit und Gluth, der Fall war, so machte sich der „wahrhaft julianische Haß"*), wie überhaupt durch den Bruch mit seinen früher Verbundenen, so besonders gegen Lavater durch die bittersten, lieblosesten und rohesten Verdächtigungen und Verurtheilungen Luft.

So schreibt er unterm 5. October 1787 an Herder: „Mit den Genannten [nämlich Claudius, Jacobi, Lavater] war unser Verhältniß nur ein gutmüthiger Waffenstillstand von beiden Seiten; ich habe das wohl gewußt; nur was werden kann, kann werden. Es wird immer weitere Entfernung, und endlich, wenn's recht gut geht, leise, lose Trennung werden. Der eine (Claudius) ist ein Narr, der voller Einfaltsprätensionen steckt. „Meine Mutter hat Gänse", singt sich mit bequemerer Naivetät, als ein „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!" Er ist einmal auch ein „Sie lassen sich das Heu und Stroh, das Stroh und Heu nicht irren ꝛc. ꝛc." Bleibt von diesem Volke! Der erste Undank ist besser, als der letzte. Der andere (Jacobi) denkt, er komme aus einem fremden Lande zu den Seinigen, und er kommt zu Menschen, die sich selbst suchen, ohne es gestehen zu wollen; er wird sich fremd fühlen, und vielleicht nicht wissen, warum? Ich müßte mich sehr irren, oder die Großmuth des Alcibiades ist ein Taschenspielerstreich

*) So nannte ihn Goethe selbst gegen Jacobi in Pempelfort (1792), einem kurfürstlichen Jagdschloß in der Nähe von Düsseldorf, das längere Zeit der Wohnsitz von Jacobi's Familie war, daher er auch wohl der Pempelforter Philosoph genannt wurde.

des Züricher Propheten (Lavater)*), der klug genug und gewandt genug ist, große und kleine Kugeln mit unglaublicher Behändigkeit einander zu substituiren, durcheinander zu mischen, um das Wahre und Falsche nach seinem theologischen Dichtergemüth geltend und verschwinden zu machen. Hole oder erhalte ihn der Teufel, der ein Freund der Lügen, Dämonologie, Ahnungen, Sehnsuchten ꝛc. ist von Anfang. Plato wollte keinen ἀγεωμέτρητον in seiner Schule leiden; wäre ich im Stande, eine zu machen, ich litte Keinen, der sich nicht irgend ein Naturstudium ernst und eigentlich gewählt. Neulich fand ich in einer leidig apostolisch-kapuzinermäßigen *Deklamation* des Züricher Propheten die unsinnigen Worte: „Alles, was Leben hat, lebt durch etwas außer sich", oder so ungefähr klang's**).

*) Herbst vermuthet, daß sich dieser Ausdruck auf die Schenkung beziehe, mit welcher Franz Caspar von Buchholz, ein Verehrer Hamann's, diesen durch Lavater's Vermittelung aus drückender Noth half. Hamann pflegte Buchholz seinen Alcibiades zu nennen. — Was aber den hämischen Vorwurf der Taschenspielerei betrifft, so nimmt sich derselbe, wie schon Hegener bemerkte, in der That seltsam aus in dem Munde eines Mannes, der (abgesehen auch davon, daß er vormals den angeblichen Taschenspieler einen „ganz wahren Menschen", die „Blüthe der Menschheit, den Besten der Besten" genannt hat) gewandt genug war, in seiner Selbstbiographie die Karten sehr geschickt zu seinem Vortheil zu mischen.

**) Die Stelle in Lavater's „Nathanael" S. 20 lautet also: „Alles Leben lebt durch etwas außer sich; alles Leben hat ein Principuum. Der Christus des Evangeliums ist das Principuum alles unsterblichen Lebens." — Bekanntlich widmete Lavater dies Buch anonym Goethen als einem „Nathanael, dessen Stunde noch nicht gekommen ist". Das Vorwort zu demselben möge uns

Das kann nun so ein Heidenbekehrer hinschreiben, und bei der Revision zupft ihn der Genius nicht beim Ärmel. Nicht die ersten, simpelsten Naturwahrheiten haben sie gefaßt, und möchten doch gar zu gern auf dem Stuhl um den Thron sitzen, wo andere Leute hingehören, oder Keiner hingehört. Laß das Alles gut sein, wie ich auch thue, der ich es freilich jetzt leichter habe."

Einige Tage darnach schreibt er: „Wenn Lavater seine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn Jacobi sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Claudius (der Wandsbecker Bote) aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie Alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der eine sagen: Alles, was

zeigen, wie Lavater noch fortwährend, wie die Liebe, so auch die Hoffnung Goethen gegenüber festhielt:

„Edler! Trugloser! Lieber! Lieber! Ja wahrlich viel Lieberer, als tausend, die sich Christen nennen, ja selbst als Viele, die ganz und in allen Punkten meines besondern Glaubens sind, ungeachtet Dir die Gnade der Gnaden noch nicht geworden ist, in dem einzigen wahren Menschen Jesus Christus den Alleinbeseliger aller Unseligen und Seligen zu erkennen, und in Ihm die Gewißheit und den Charakter eines Gottes zu finden, den Du selbst in der Natur, für die Du doch so vielen feinen Sinn hast, umsonst suchest.

„Nicht, um Dich zu überzeugen — denn Überzeugung ist Gottes Sache — sondern, um ein Zeugniß meiner Achtung, meiner persönlichen Liebe, meiner Verpflichtung gegen Dich, meiner Hoffnungen und Ahnungen Deinethalben abzulegen, eigne ich Dir dieses Büchelchen zu, das Dir, Auserwählter, Edler, wenigstens darum wohl machen wird, weil Du, mehr als Tausende, ahnst,

lebt, lebt durch etwas außer sich, würde der andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechselung der Worte Wissen und Glauben, von Überlieferung und Erfahrung nicht schämen, würde der dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lammes aufzustellen bemüht wären, wenn sie nicht sich sorgfältig hüteten, den festen Boden der Natur zu betreten, wo Jeder nur ist, was er ist, wo wir Alle gleiche Ansprüche haben!"

Mit Bezug auf Lavater's Reise nach Copenhagen (1793) äußert Goethe: „Von Lavater's Zug nach Norden habe ich gehört, auch daß er den Philosophen des Tags unterwegs gehuldigt hat. Dafür werden sie

wie sehr es mir, alles deß ungeachtet, was ich deswegen zu leiden haben werde, wohl macht. — Ich will durchaus kein Urtheil darüber von Dir, auch nicht nachforschen will ich, was es auf Dein trugloses Herz wirke. — Nur das muß ich sagen: Es gibt Tausende, die sich dem Menschen, den ich als meinen Gott anbete, oder vielmehr würdiger anzubeten täglich streben soll, sehr nahe wähnen, und unermeßlich entfernt von Ihm sind; — und Viele, die unermeßlich von Ihm entfernt scheinen, und denen Er, meines Bedünkens, näher als nah ist. Du wirst meiner nicht bösmüthigen Hoffnung, daß Du unter diesen nicht der Letzte seist, edelherzig lächeln, und mir wohl einmal in einem Momente, wo mir eine nicht unedle Thräne bei Deinem mich allemal innigst erquickenden Anblick — und zwar aus einer ganz andern Ursache, als um Deines Nichtglaubens willen — in's Auge tritt, die Hand drücken und sagen: „Du bist doch wahrhaftig kein hartherziger Schwärmer, kein drückender Gläubiger, kein Menschheit schändender Theologe. Wie gern gönn' ich Dir Deinen Christus, der Dein Herz so froh und durch Deine Freude so duldsam macht! Laßt uns Beide warten.""

ihm ja auch gelegentlich die Wunder durch eine Hinterthüre in die Wohnung des Menschenverstandes wieder hereinlassen, werden fortfahren, ihren mit vieler Ruhe gesäuberten Mantel, mit dem Saume wenigstens, im Quarke des radicalen Übels schleifen zu lassen. Er versteht sein Handwerk und weiß, mit wem er sich zu alliiren hat. Übrigens ist, wie bekannt, Alles erlaubt, damit der Name des Herrn verherrlicht werde."

Noch derber lautet, was Goethe 1796 an Schiller schrieb, als dieser ihm irrthümlich Lavater's Ankunft in Jena gemeldet hatte: „Für die sonderbare Nachricht, daß der Prophet in Jena sei, danke ich auf's Beste. Ich werde mich seiner zu enthalten suchen, und bin sehr neugierig auf das, was Sie von ihm sagen werden.... Es kostet dem Propheten nichts, sich bis zur niederträchtigsten Schmeichelei erst zu assimiliren, um seine herrschsüchtigen Klauen nachher desto sicherer einschlagen zu können"*).

*) Um diese Zeit hatte sich Goethe bekanntlich von allen seinen frommgläubigen Freunden mit „julianischem Hasse" auch öffentlich abgewandt. — Aber schon früher, als er äußerlich noch im besten Vernehmen mit ihnen stand, erfuhren sie hinterrücks manche scharfe, bittere Äußerung Goethe's. So schrieb er am 17. Oct. 1779: „Was der treue kameralistische Okulist (Jung-Stilling, damals Camerallehrer in Lautern) mit dem Bruder Herzog will, versteh' ich außer dem Zusammenhang nicht. Wenn's so ist, wie ich vermuthe [Goethe mochte meinen, Stilling hoffe auf eine Anstellung in Weimar], mag er's immer noch ein paar Jahrhunderte aufschieben, und es soll auch dann, will's Gott, nicht passen. Es ist mir, seit man den Katzen weißgemacht hat, die Löwen gehörten in ihr Geschlecht, daß sich jeder ehrliche Haus-

Einige Tage darnach schreibt Goethe an Meyer: „Wir haben in dem Schillerschen Musenalmanach eine sehr lebhafte Kriegserklärung gegen das Volk gethan, und sie so gewürzt, daß sie wenigstens Jedermann lesen wird; denn da die Gesellen mit ihrer Druckserei, Schmeichelei und heiligen Kunstgriffen aller Arten immer theils im Stillen fortfahren, theils auch sich gelegentlich mit einem vornehmen Christenblicke offen sehen lassen, so bleibt nichts übrig, als ihnen hartnäckig und lebhaft zu zeigen, daß man in der Opposition verharren werde." — Goethe hatte nämlich gegen Schiller die Absicht ausgesprochen, in den „Xenien" des vorgedachten Musenalmanachs, in denen bekanntlich über Alles, was den Herren Großinquisitoren nicht mundgerecht war, ein scharfes, henkermäßiges Strafgericht gehalten wurde, auch die ihm ärgerlichen Frommgläubigen zu bedenken, worauf ihm Schiller Ende 1795 erwiederte: „Ihr Unwille über die Stolberg, Lavater und Consorten hat

kater zutraut, er könne und dürfe Löwen und Pardeln die Tatzen reichen und sich brüderlich mit ihnen herumſtelen, die doch ein für allemal von Gott zu einer andern Art Thiere gebildet sind." Hier stellt sich Goethe jenem Mitgliede einer deutschen Kammer gleich, welches sagte: „Ich kenne die Absichten der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie", ja macht uns erinnern an ein Wort Zimmermann's, der am 22. Novbr. 1777 an Lavater schrieb: „Die Liebkosungen von Goethe scheinen mir die Liebkosungen eines Tigers. Man faßt unter seinen Umarmungen immer an den Dolch in der Tasche." Und Hartmann schrieb ihm schon am 1. März 1774: „Dein Goethe erscheint in allen seinen Briefen als ein Mensch, der Dich zum Spaß hat, und Alles um sich her verachtet."

sich auch mir mitgetheilt und ich bin's herzlich zufrieden, wenn Sie ihnen eins anhängen wollen. — Sobald wir uns selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen." — Als daher der Wespenschwarm der Xenien wieder einen Ausflug in die Welt unternahm, fiel er mit wahrer Berserkerwuth über die Genannten, sowie auch über Jung-Stilling, J. L. Ewald, Claudius u. s. w. her. Die stärkste Ladung traf insbesondere Lavatern, der als ein eitler Prophet gegeißelt wurde, der zu seinem Zwecke auch trüber Mittel sich bediene. Folgende Xenien, von denen die beiden ersten von Schiller, die beiden andern von Goethe herrühren, zielen auf Lavater:

Das Verbindungsmittel.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

Der erhabene Stoff.

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte;
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

Der Prophet.

Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus Dir schuf!
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Das Amalgama.

Alles mischt die Natur so einzig und innig, doch hat sie
Adel- und Schalksinn hier, ach, nur zu innig vermischt.

Eine neue Xenienladung hatte Goethe für den Musenalmanach auf das Jahr 1798 bestimmt, legte sie aber auf Schiller's Rath zurück; doch konnte er sich

nicht enthalten, selbst noch im Jahre 1806 im „Faust" folgendes, auf Lavater bezügliches Xenion erscheinen zu lassen:

Kranich.

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fischen.
Darum seht ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln mischen.

Den Teufel soll man nicht an die Wand malen, also gewiß noch weniger Herberge bei sich geben. Wenn aber an die Großen und Größten eben der nämliche sittliche Maßstab wie an jeden Andern angelegt werden muß, wird *nicht die intoleranteste Inhumanität*, wodurch sich Goethe gegen seinen einst vertrautesten Freund, selbst über dessen Tod hinaus, versündigte, als etwas Teufelmäßiges erscheinen müssen, das wohl an sein eigenes früheres Wort an Lavater erinnern macht: „In mir reinigt sich's unendlich, und doch gestehe ich gern Gott und Satan, Höll' und Himmel, die Du so schön bezeichnest, in mir Einem", sowie an jenes spätere (vom 19. Novbr. 1797) an Schiller: „Ich hoffe, daß die Copenhagener und alle gebildeten Anwohner der Ostsee aus unsern Xenien ein neues Argument für die wirkliche und unwiderlegliche Existenz des Teufels nehmen werden, wodurch wir ihnen denn doch einen sehr wesentlichen Dienst geleistet haben. Freilich ist es von der andern Seite sehr schmerzlich, daß ihnen die unschätzbare Freiheit, leer und abgeschmackt zu sein, auf eine so unfreundliche Art verkümmert wird."

Es gereicht Lavatern gewiß zu einer besondern Ehre, daß er auch nach eingetretenem Bruche seines früheren Freundes stets, wenn auch mit dem Schmerze gekränkter Liebe, so doch mit Achtung und Schonung gedachte. Ihm galt es als Tugend, Humanität und Weisheit zugleich, dem inhumanen und unedeln Beleidiger edel zu vergeben, und allein feurige Kohlen auf sein Haupt zu sammeln. Wenn man das aber soll und will, so muß man freilich, wie es bei ihm der Fall war, zuerst eine brennende Liebesgluth im Herzen haben. Nur mit dem innigsten, tiefsten Bedauern hörte man ihn von der Trennung zwischen Goethe und ihm reden, und selbst durch das trübste Dunkel hindurch leuchtete ihm noch immer ein Hoffnungsstern entgegen. Das Vorwort zum Nathanael gibt Zeugniß dafür, sowie auch die Schlußbemerkung, die Lavater der vorhin (S. 267) gedachten Anecdote hinzufügte: „Ein tiefer Menschenkenner hat von diesem Manne geweissagt: „Dieser Saulus wird noch ein Paulus, und wird alle Deisten und Halbchristen beschämen. Der Herr scheint ihn berührt zu haben, und wen er einmal berührt, den läßt er nicht mehr." Ich gestehe, daß ich von einer so verstandenen Prädestinationstheorie auch nicht weit entfernt bin." Eben so scheint auch Folgendes (aus dem Jahre 1796) auf Goethe hinzuzielen: „Unter dem Erlesen meiner Papiere kam mir in die Hand ein alter Brief von einem Freunde, der sich ganz ausdrücklich um seines Unglaubens und meines fortdauernden Glaubens willen von mir entfernte. Welche Versicherungen, „mich ewig zu lieben", welche Offenheit, Herzlichkeit, Natürlichkeit,

Einfalt, Lieblichkeit in diesem Briefe! Ich gerieth fast in Versuchung, ihn demselben, ohne ein Wort beizufügen, zurückzusenden. Ich unterließ es, weil es nicht gut ist, in solchen delikaten Dingen voreilig zu handeln .... Auch hier sage ich wieder: Der so herzlich geliebt, wird gewiß einst wieder mich lieben." Schließlich ist noch zu bemerken, daß, als Goethe im Herbst 1797 mehre Tage in Zürich war und überall Besuche machte, Lavatern aber gänzlich ignorirte, ja sogar einmal auf dem Peterplatze vor seiner Wohnung hin- und herwandelte, ohne sich überwinden zu können, das Haus zu betreten, wo ihm einst so unaussprechlich wohl war, Lavater ihn im Gasthofe „Zum Schwert" aufsuchte, und als er ihn nicht antraf, seinen Namen an die Stubenthür schrieb. Allein Goethe blieb unbeweglich *).

Im spätern Alter wurde Goethe freilich zu größerer Milde auch gegen Lavater gestimmt, daher er denn in „Wahrheit und Dichtung" manches seiner frühern lieblosen Urtheile modificirte, so daß wir dort einzelnen Nachklängen der frühern Freundschaft, wenn auch nicht mehr in der frühern Jubelweise, so doch, wie Düntzer sagt, in sehnsüchtig klagenden Aeolstönen, begegnen.

*) Wie zutreffend ist hier das Wort Hagenbachs a. a. O. II, 23: „Überhaupt nimmt der Respect vor dem Genie gewaltig ab, wenn man bemerkt, wie bei aller Bildung die innere Rohheit des natürlichen Menschen, die einzig durch das Christenthum gebrochen wird, unüberwunden fortwucherte"!

Neuntes Capitel.

Lavater und seine Gegner und Feinde.

„Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden" (2 Tim. 3, 12).

„Sorge nicht, wo Du Dein Leid finden wirst. Es hat nicht Noth. Sei Du nur ein frommer Christ, Prediger ꝛc., und richte Dein Amt treulich und fleißig aus; laß den Teufel sorgen, wo er ein Hölzlein findet, daraus er Dir ein Kreuz mache, und die Welt, wo sie eine Geißel mache auf Deine Haut."

D. Luther.

Ging die Zahl der Freunde und Verehrer Lavater's in's Große, so waren auch seiner Feinde und Verächter nicht wenige, und von ihnen hatte er gleichfalls unsäglich viel zu leiden. Daß aber ein Mann von so reicher Begabung, so lebendiger Energie und Thatkraft, so großer Entschiedenheit und Selbstständigkeit und vor Allem von so folgenreicher Wirksamkeit, wie unser Hans Caspar Lavater war, allerlei Widersprüchen, Mißurtheilen, Verunglimpfungen und Anfeindungen ausgesetzt war, wen kann das Wunder nehmen, selbst wenn er auch nur das Eine erwägt, daß, wie Sünde und Tod in Adam's Geschlecht unaussterblich ist, eben so unaus-

sterblich auch der Neid ist und die Eifersucht und der Widerspruchsgeist unter der Zunft der Gelehrten, namentlich auf dem religiösen Gebiete, und vor Allem unter den Theologen, wie schon Melanchthon davon ein Liedlein zu singen wußte? Von Anbeginn her ist nun einmal Scheelsucht, Lästerung und Verfolgung des Ruhmes Appendix gewesen, und wird's auch wohl bleiben, so lange Adam's Kinder die Sonne auf der Erde bescheint. Nun aber hatte Lavater bei seiner vielseitigen Bildung auf den verschiedensten Lebensgebieten mächtig und tief auf seine Zeit eingewirkt, hatte durch seine Pastoral- und Schriftstellerthätigkeit, sowie durch seine ausgebreitete Correspondenz *theils eine Menge ganz neuer religiösen Ideen in Umlauf gesetzt, theils manche alte, zwar längst bekannte, aber auch längst vergessene* oder gar verspottete Lehre des Christenthums mit einer außerordentlichen Energie und Wärme wieder unter dem Scheffel hervorgezogen und hoch auf den Leuchter gestellt. Je länger je mehr fanden auch seine Maximen und Grundsätze Eingang bei Tausenden, und fingen an, in der Christenwelt zu wirken, wie der Sauerteig, den *ein* Weib nimmt, und menget ihn unter den Scheffel Mehl. Durch das Alles hatte er nach und nach eine Celebrität erlangt, wie sie keiner seiner Zeit- und Zunftgenossen auch *nur annähernd* besaß. Was war da wohl natürlicher, als daß der immer weiter sich ausbreitende Ruhm seines Namens allen denen ein Dorn im Auge und ein Dolchstich in's *eitle* Herz war, die gehofft hatten, wohlfeilen Kaufs, und *zwar nicht selten eben durch* Geltendmachung ihrer *ganz entgegengesetzten Ansichten,*

sich einen Namen zu machen, und nun auf einmal ihr Lichtlein durch den Glanz des neuaufgegangenen hell- und weithin leuchtenden Phänomens *) ganz verdunkelt und den Weg zum Tempel des Ruhms bei der Mit- und Nachwelt versperrt sahen?

Bei Lavater trat außerdem aber der ungewöhnliche Fall ein, daß er mit seiner Glaubensüberzeugung im Grunde in einem offenbaren Gegensatze gegen alle damaligen religiösen Hauptrichtungen stand. Ganz unverkennbar machen sich in seinem Streben nämlich zwei sonst selten verbundene Richtungen geltend.

Gegenüber den Aufklärungstheologen erscheint er durchaus als ein conservativer Geist, als ein Vertreter des streng-positiven Offenbarungsglaubens. Nichtsdestoweniger war er aber zugleich unstreitig einer der ersten unter den Liberalen und Männern des Fortschrittes im schönsten, edelsten Sinne des Worts, insofern man nämlich unter Fortschritt ein immer tieferes, lebendigeres Eindringen in die absolut vollkommene und vollendete Lehre des Evangeliums und ein immer gründlicheres Aneignen der Heilsverkündigung des Evangeliums versteht.

Will man daher unter Orthodoxie die absolute Übereinstimmung mit dem kirchlichen Lehrbegriffe verstehen, so war Lavater freilich keinesweges orthodox, denn

*) Halte man Lavater immerhin für einen Stern, welcher Größe man will, für ein Irrlicht oder für ein Meteor dieser oder jener Art, ein mit den bisherigen Erscheinungen nicht vergleichbares, neues geistiges Phänomen seiner Zeit, die seiner bedurfte, war und bleibt er jedenfalls.

gegen mehre dieser Bestimmungen verstieß er ganz ausdrücklich. Er bedurfte, wie wir bereits ihn selbst sagen hörten (vgl. S. 76), für seinen Personalgeschmack Licht und Klarheit, Gedenkbarkeit, Geistesfreiheit, bestimmter Erkenntniß und deutlicher Begriffe, und forderte neben der Gnosis die Intuition, neben der Erleuchtung und Befriedigung des Gedankens und der Erkenntniß gleichzeitig die Erquickung des Herzens. Er suchte daher den kirchlichen Lehrbegriff zu beleben und mit den wahren Bedürfnissen der Zeit auszusöhnen. Dabei beanspruchte er eine gewisse Unabhängigkeit und Freisinnigkeit, und nahm, als ächter Protestant begeistert festhaltend *an der heiligen, unmittelbaren, göttlichen Urquelle aller höhern Wahrheit, nichts auf bloß menschliche Autorität an.* Und diese Freiheit ließ er sich, ein entschiedener Feind aller Knechtschaft, aller vererbten Vorurtheile, durch keine Machtsprüche einer veralteten, in bloßen Formen und Formeln erstarrten Schultheologie verkümmern und schmälern.

Man begreift leicht, daß eben dieserhalb Lavater der damaligen kurzsichtigen, engherzigen Orthodoxie, die von dem einmal für alle Zeit abgeschlossenen theologischen System um kein Haarbreit wich, nie sich aus dem Zirkel gewisser Begriffe, Formen, Formeln und Redensarten heraushob, die jedes Andern Christenthum und Religion nach keinem andern Maßstabe prüfte oder vielmehr ungeprüft lobte oder verdammte, scharf entgegentrat. Was Wunder also, wenn er den Altrechtgläubigen, die überall das Echo ihrer schulmäßig verstandenen Bestimmungen erwarteten, über jede Harmonie

mit ihnen eine sectenmäßige Freude bezeugten, aber dagegen mit mikroskopischer Scharfrichterei jede Abweichung von ihrer Schultheologie erspäheten und darüber das Anathema aussprachen, als viel zu freisinnig, wenn nicht gar als freigeisterisch erscheinen mußte? Darüber wußte er sich jedoch zu trösten: „Ich mag es leiden", sagt er, „daß man mir alle theologische Rechtgläubigkeit absprechen, wenn man mir nur die biblische läßt. Ich werde es nie vor Gott zu verantworten haben, daß ich nicht dachte wie Calvin und Athanasius, weil ich keine Gründe sehe, diese Männer für göttliche Autoritäten zu halten." Und anderswo sagt er: „Zu sehr beschränkte, zu ängstlich orthodoxe Fromme, die jedes freie, kühne Wort leiden macht, binden mir Herz und Zunge." — „Ich vermisse in solchen zu genauen vorschreibenden und offenbar menschlichen Bestimmungen den apostolischen unbindenden Geist... Hat Philippus den Kämmerer nicht eher getauft, bis er die Lehre von der Dreieinigkeit und von der Genugthuung... entweder so unterschrieben, oder so ausgesprochen? Mich dünkt, das war der Anfang alles Übels in der Kirche, daß man von der göttlichen Einfalt der apostolischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit abwich." — „O der schwachen, lichtlosen, obgleich herzgutmeinenden Frömmigkeit! Ihr seid dennoch harte, scharfe Beurtheiler, gleich den Kindern Zerubia's. Es braucht gewiß christliche Liebe und Duldung, Euch zu tragen, und Euch, um des Herrn willen, auf dessen Seite Ihr doch redlich steht, zu ehren. Tausend laute Stimmen der Anbetung, die unaufhörlich erschallen, für

die habt Ihr kein Ohr. Ein Wort, nicht nach Eurer lichtlosen angeerbten Schultheologie ausgesprochen, das macht Euch blind gegen das hellste Licht, taub für zehntausend Stimmen. Das ist Eure Weisheit, Eure Frömmigkeit, Euer Christenthum! Eifert, aber eifert auch mit Verstand!" Und im Unmuth über die Scharfrichterei, diese Tochter der Anmaßung und des Stolzes, die er von den Eiferern erfuhr, ruft er: „Ich sehe schon, daß ich mich gewöhnen muß, nie anders mehr als dogmatisch zu empfinden, und daß ich jede freie natürliche menschliche Toleranzempfindung erst durch ein theologisches Examen aller protestantischen Akademien laufen lassen und mir von diesen einen Paß dafür ausbitten muß!"

Lavater mußte oft sehen, daß, ließ er (oft in einem ganz andern Sinn, als sie es nahmen) ein Wort nach dem Geschmacke der Peinlichfrommen fallen, wie z. B. Gnade, tiefschwach ꝛc., sie es sogleich in ihren Sinn umwälzten, und die lichte Seite davon bewölkten. Mit Bezugnahme darauf schreibt er (im Tagebuche auf der Reise nach Copenhagen): „Ich müßte meine Natur, mein Gesicht, mein Individuum aufgeben, wenn ich mich immer an den so oft mißverstandenen, so oft gemißbrauchten Redensarten: Gnade, Genugthuung, Versöhnungsblut, die mir doch, recht verstanden, so heilig sind, daß mir nichts heiliger sein könnte, ängstlich halten und sie mir nicht in klarere Begriffe übersetzen und mit andern deutlicheren Ausdrücken verwechseln dürfte. Es ist unmöglich, daß ein Mensch die Bibel mehr verehren könne, als ich. Sobald ich aber ehrlich-

fromme, jedoch schwache, lichtlose Gemüther sehe, die nur an Redensarten hängen, nur nach solchen hinhorchen, und Alles nur nach dem Klange solcher geweihten, oft so wenig verstandenen Wörter messen, so zwing' ich mich beinahe, sie nie zu brauchen, um nicht Anlaß zu geben, zu denken, daß ich sie in dem gewöhnlich lichtlosen Sinne nehme. Es kränkt einen gesunden Verstand, wenn das, was ich mit klarer Gedenkbarkeit und Empfindung sage, in einen unklaren Schulsatz oder eine lichtlose Imaginations-Phrase umgewandelt wird."

Auch dadurch unterschied sich Lavater von den Männern des todtgebornen Schulsystems, daß er überall bestimmte menschliche Anwendbarkeit und individuelle sittliche Aneignung der höchsten Wahrheiten verlangte. Leute, die alle ihre Religion darein setzen, daß sie ihre Köpfe mit einem todten, bloß dogmatischen Glauben füllen, der das Herz leer und kalt und das Leben unberührt läßt, schienen ihm jenen magern Kühen in dem Traume des Pharao zu gleichen, welche viel fraßen, und darum nicht fetter wurden. Sein Grundsatz war demgemäß: Alles aus dem Leben für das Leben. „Alles Licht", heißt es z. B. im Nathanael, „das nicht auf das Auge fällt, macht Dich nicht sehen. Jede Wahrheit, die nicht durch Deinen Wahrheitssinn, Intuitionssinn, Erfahrungssinn in Dich kommt, ist kraftlose Wahrheit, mithin so viel als keine Wahrheit. — Wahrheit, die keine Kraft hat, nicht ändert, Alles nach wie vor sein läßt, keine Art von determinirendem Einfluß auf uns hat, ist für uns so viel als keine Wahrheit." — „Christenthum ist nichts, wenn es mich nicht lebendiger und existenter macht." — „Ich

nenne alles das sittlich-religiöse Quacksalberei, was nicht aus dem Innern kommt und in's Innere geht, was nicht aus Licht und Recht, Wahrheit und Kraft zusammengesetzt ist; was nicht auf einwohnender lebendiger, bestimmt wirksamer Energie beruht... Jeder Glaube ist Aberglaube oder Unglaube, der nicht rein lebendige Seelenkraft und Energie ist. Diese Kraft aller Kräfte wird nicht ohne heißen Schmerz geboren; aber mit diesem Kleinod ist dann auch Alles gefunden... Was Menschen errungen haben mit Kampf oder Ruhe, das muß uns nicht unerringbar sein... Wir können, was gekonnt ward." — „Ist es mir leicht, natürlich, geläufig, das Menschlich-Übermenschliche in Christus mir *intuitiv* zu vergegenwärtigen, wirkt dieses Lebendigste und Liebendste Geglaubte die lebendigste Liebe in mir — dies kraftreichste Eins, die kraftreichste Einheit in meinem Innern und Äußern — ist mein Ich als Ich ein sich verlierendes Nichts in der Glaubens-Intuition dieses Allangebeteten und nie würdig Angebeteten; ist dies historische und unerschöpfliche Eins mir wie mein Dasein gewiß, mir in Wirkungen, die ich ihm so zuschreiben muß, wie der Strahl der Sonne, wie der Blick der Augen dem Sehenden, spürbar geworden: so leb' ich sein Leben. — Ich lebe, aber nicht mehr ich, sondern Er lebt in mir, und alles Andere hat gleichsam keinen Werth für mich, oder Werth nur nach seinem Verhältnisse zu diesem unendlich humanen Gotte der Menschheit, wie Alles überhaupt nur nach dem Quantum und der Harmonie seines immerwährenden Lichts, Lebens und Liebe göttlichen Werth für mich hat."

— Darum beklagt er's auch mit tiefer Wehmuth, daß ihm selbst „von den redlichsten sogenannten orthodoxesten Christen" so wenige bekannt seien, die mit Weisheit und erweislicher Wahrheit von den Wirkungen des Herrn und seines Geistes auf ihre Herzen sprechen. Und anderwärts ruft er aus: „Klein ist meines Wissens die Zahl derer, die von diesem ihrem angeblichen Glauben einen reellen täglichen Gebrauch für sich selbst, für ihre eigenen persönlichen Bedürfnisse machen, wie die Apostel und ersten Christen."

Von der Stellung, welche Lavater zu den Finster-Frommen hatte, die jeden Frohsinn des Lebens verdammen, ist bereits (vgl. S. 75 ff.) die Rede gewesen. Daß er nun aber vollends bei den neuungläubigen, Offenbarung hassenden Antichristen seiner Zeit keine Gnade fand, die Jeden, der Christum als den wirklich gelten ließ, der er sein will, und der Bibel zufolge auch wirklich ist, als einen Phantasten brandmarkten, die in jeder lebendigen Äußerung der Frömmigkeit einen lichtscheuen Pietismus und in jeder entschiedenen Glaubensrichtung Schwärmerei sahen, die von ihrem Dreifuße herab ihre Göttersprüche in dem Tone der Unfehlbarkeit aussprachen, das darf nicht erst gesagt werden.

Unter solchen Umständen lag es also in der Natur der Sache, daß er einer doppelten, sich widersprechenden Verkennung und Anfeindung verfiel. Er selbst äußert sich darüber so: „Ich weiß, daß es zu meinem Schicksale gehört, wogegen ich auch nicht streiten will: in einem unaufhörlichen Kampfe zu stehen mit ängstlich beschränkten und mit frech antichristischen Christen."

Wer Christum haßt, haßt Alles, was Christum liebt. Kein Wunder also, wenn jener Troß von Litteratoren, Journalisten und Zeitungsschreibern, deren Abneigung gegen das Christenthum längst in förmlichen Haß ausgeartet war, mit einer wahren Wuth erfüllt war gegen Lavater, den kühn und laut redenden Zeugen der Christusreligion! Wie das kranke Auge zurückbebt vor dem hellen Sonnenlichte, so mochte auch das Auge jener Lichtfreunde das helle Licht der evangelischen Wahrheit, das durch Lavater wieder so hoch auf den Leuchter gestellt war, nicht vertragen. Sie hätten es in ihrem Eifer für die Weltverdüsterung gar zu gern wieder unter den Scheffel zurück-, den unliebsamen Lichtträger aber an das Kreuz der Verachtung gebracht. Ihrem gesunden Menschenverstande leuchtete nämlich bald ein, daß auf diese Weise der lästige Zeuge noch am allerehesten zum Schweigen oder doch zum Wenigsten um seinen weitreichenden Einfluß gebracht werden könne. Und diesen Liebesdienst glaubte man der gesunden Menschenvernunft, sowie dem ganzen lieben Menschengeschlechte wohl schuldig zu sein. So bot man denn, ohne bei ihrer Wahl allzu scrupulös zu sein, alle Mittel auf, um Lavatern auf jede mögliche Weise um seinen Credit zu bringen, indem man ihn — wofür diese Leute ein ganz außerordentliches Talent hatten — vor aller Welt zu brandmarken und lächerlich zu machen suchte. Dazu gibt es aber bekanntlich kein besseres und bewährteres Mittel, als wenn man einem Menschen und seiner Denk- und Lehrweise einen Namen anhängt, mit welchem der gedankenlose Haufen, dessen Verstand unter

Curatel steht, und der nicht auf die Sache selbst, sondern nur auf ihren Namen sieht, allerlei widrige und lächerliche Begriffe zu verbinden einmal gelehrt und gewohnt ist. So ein erschreckendes Macht-, Stich- oder Schlag- und Modewort wirkt nicht anders, als ein Stein, den man unter einen Zug Vögel wirft. Sie drückten demnach unserm Lavater, je nachdem es die wechselnden Umstände mit sich brachten, bald das Brandmal eines Pietisten und Schwärmers, bald das eines rasenden Verfechters der strengen Orthodoxie, bald das eines Kryptokatholiken und Jesuiten auf die Stirn, und schrieen in allen Fällen seine Schriften als ein Magazin des maßlosesten Mysticismus ꝛc. vor Jedermanns Ohren aus, oder stellten sonst ein anderes Schreck- und Modewort des Jahrzehends, vor welchem die unverständige Menge den Nacken beugte, wie der Heide vor seinem Götzen, gleichsam zur Schildwache vor seinen Schriften auf, daß man zu ihnen nicht hinanzutreten wage.

Weil sie aber recht gut wußten, daß auf den großen, für alles Gute zum Entsetzen schwergläubigen, dagegen für alles Böse zum Entsetzen leichtgläubigen Haufen zehn unerwiesene Anecdoten mehr Eindruck machen, als hundert erwiesene Thatsachen, die für den guten Charakter eines Menschen durchaus entscheidend sind, so suchten sie nach ihrer Taktik allerlei umlaufende Märchen zu erlauschen, die sie, wiewohl sie doch sonst vom Glauben nichts wissen, sondern Alles selbst sehen, hören und prüfen wollten, mit der unglaublichsten Leichtgläubigkeit aufgriffen, und sie dann als vollkommen glaub-

würdige, selbstgeprüfte, völlig verbürgte Nachrichten mit lachender Schadenfreude umherboten, ja sie drucken ließen, theils in selbstständigen Büchlein, theils in Journalen und Zeitungen und andern öffentlichen Blättern, deren Existenz einem großen Theile nach auf Anecdotensammlungen und fleißigem Behorchen aller Gassengeschwätze und elender Waschweibereien beruhte. Ging aber ja einmal der Vorrath der zugetragenen und erhorchten Anecdoten aus, so wußten diese Leute auch dafür Rath; sie erdichteten neue, und trugen sie, so deutlich auch das Siegel der Unwahrscheinlichkeit und Erlogenheit an ihrer Stirn zu sehen war, dem Publikum vor. Ja man ging hierin so weit, daß man ihm die bösherzigsten, lieblosesten Briefe und sogar ganze Bücher andichtete, von denen ihm auch nicht eine Sylbe gehörte, daß man ferner in Druckschriften aussprengte, die Obrigkeit habe für nöthig erachtet, ihn wegen seines ganz unklugen, verschwenderischen Lebens öffentlich zu bevogten und unter Curatel zu stellen. Wieder ein anderes mal ging durch alle Zeitungen die Kunde, er sei fallit geworden; und einmal machte die Nachricht, er sei apoplectisch am Verstande, so daß man ihn als rasend habe schließen müssen, die Runde durch alle Tagesblätter u. s. w. Dabei waren diese gewissenlosen Ehrendiebe und Marktschreier naiv genug, öffentlich zu erklären: wenn auch nicht alles Mitgetheilte wahr sein sollte, so trage das nicht viel aus, da es ja Lavatern, wie jedem Andern, freistehe, dagegen aufzukommen. Und weil Lavater solchem Geschrei gegenüber schwieg, hatten diese Lügengeister hintendrein noch gar

die Unverschämtheit, sich für die Wahrheit ihrer Lügen auf sein Schweigen zu berufen*). Es möchte in der That Manchem schwer fallen, sich von dem über alle Maßen geist-, herz-, scham- und gewissenlosen Zeitungsunfuge, den man sich gegen Lavater erlaubte, eine klare Vorstellung zu machen, wenn nicht die guten „westmächtlichen" russenfressenden Zeitungsblätter unserer Tage mit ihren ungesalzenen und faulichten Gerichten, die sie alltäglich ihren Lesern auftischen, es wesentlich erleichtert hätten. Wer aber in die damaligen Streitschriften wider Lavater eine Einsicht gewonnen hat, wird es jedenfalls nicht für zu stark und zu übertrieben halten, wenn er einmal klagt, daß die Litteratoren sich zu Pasquillanten, die Kritiker zu Straßenräubern und Beutelschneidern erniedrigt hätten, oder wenn er im Erstaunen über die unmenschliche Unmenschlichkeit jener Schalksnaturen einmal fragt: „Ist es nicht bald Pflicht gegen die Menschheit, zur Ehre der Menschheit einen Satan zu glauben, dem man solche Schande der Menschlichkeit zuschreiben kann?"

*) Selbst Freunde forderten daher Lavatern wiederholt zu einer Widerlegung derartiger Gerüchte auf. Allein er erwiederte mit Recht: dem Kläger stehe die Beweisführung zu, nicht dem Beklagten. Wie man denn fordern könne, er solle beweisen, daß er nicht bevogtet, oder Zeugen dafür anführen, daß er nicht in Banden gelegen, oder seine Jahresrechnungen vorlegen und darthun, daß seine Ökonomie nicht im Verfall sei ꝛc. In Ansehung seines vorgeblichen Wirr- und Irrseins erklärte er sich dagegen bereit, Jedermann allezeit zu Diensten zu stehen, der dießfalls ein Visum und Repertum aufnehmen und — natürlich mit seiner Namensunterschrift — ein Attest darüber ausfertigen wolle.

Doch wie man, nach dem Sprichworte, vom Ochsen nichts Anderes erwarten darf, als Rindfleisch, eben so wenig ließ sich auch von Leuten dieser Art etwas Besseres erwarten. Lavater konnte aber getrost sagen: „Nun, ich stehe noch, und gottlob! fester, als je. Gerade die Elendigkeit der Mittel, die man sich gegen mich erlaubte, richtet mich auf, ehrlich und würdig meinen Weg zu gehen, dessen Ziel ist: möglichste Menschlichkeit. Alle Inhumanität gegen mich soll keinen andern Nutzen haben, als mich humaner zu machen gegen alle Andern." Auch durfte er mit gutem Grunde denken: „Seit so vielen Jahrhunderten, da die Wellen des Unglaubens an den Felsen der Religion anprallen, sah ich nichts Anderes, das sie hervorgebracht haben, als Schaum und Reinigung des Felsen von dem Moose und Schlamm, der sich daran gehängt hatte. Laß es nur im Schmelztigel der Wahrheit wacker unter einander kochen, sieden, sprudeln und sich hernach setzen, so wird das caput mortuum unten liegen bleiben, und der Geist sich läutern und in die Höhe heben."

Wenden wir uns denn nunmehr zu den einzelnen Angriffen wider Lavater, die eine besondere Hervorhebung erfordern.

Das erste Signal dazu gab seine 1769 herausgegebene Übersetzung des zweiten Theiles von Bonnet's Palingenesie, welcher die Untersuchung der Beweise für das Christenthum enthält, den er dem berühmten jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn dedicirte. Wir erinnern uns, daß Lavater ihn, auf seiner Reise zu Spalding, persönlich kennen und als einen denkenden Freund der Wahrheit ehren gelernt

hatte. Insbesondere hatte ihm die philosophische Achtung, die derselbe für den moralischen Charakter Jesu Christi äußerte, eine große Ehrfurcht abgewonnen. Um davon auch öffentlich einen Beweis abzulegen, hatte er ihm diese Schrift zugeeignet, und ihn im Zueignungsschreiben andringend gebeten, diese Schrift nicht bloß mit philosophischer Unparteilichkeit zu lesen, sondern entweder sie öffentlich zu widerlegen, wofern er die wesentlichen Argumentationen, womit die Thatsachen des Christenthums unterstützt seien, nicht richtig finde, andernfalls aber zu thun, was Klugheit, Wahrheitsliebe, Redlichkeit zu thun heiße, und was Socrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden. Kaum gelangte hiervon die Kunde in das Publikum, als auch die Zungen und Federn sofort wider Lavater in volle Bewegung gesetzt wurden, um diesen Schritt als einen Beweis der zudringlichsten Proselytenmacherei, wovon doch wahrlich keine Spur in Lavater's Charakter lag, überall auszuschreien. Gleichzeitig gingen auch die Anecdotenkrämer auf ihre Hetzjagd, um allerlei Anecdoten einzufangen, die alle darauf berechnet waren, theils dem müßigen Publikum einen kurzweiligen Zeitvertreib zu verschaffen, theils aber Mendelssohn gegen Lavater recht bitter zu machen. Auch die gröbsten Unwahrheiten und handgreiflichsten Verfälschungen verschmähte man nicht *). Bei Mendelssohn erreichte man diesen Zweck jedoch nicht. War derselbe auch allerdings über diese jedenfalls sehr befremdliche und übereilte Dedication sehr be-

*) Ein von einem Unbefugten herausgegebenes Reisejournal, das die erste Bekanntschaft Lavater's mit Mendelssohn betraf, erdreistete man sich z. B. Lavatern zuzuschreiben, wiewohl doch kein Wort desselben ihm angehörte.

troffen, so schrieb er ihm gleichwohl mit einer so würdigen Ruhe und in einem Tone, wie er Männern geziemt, die bei ungleicher Denkungsart sich über einen Differenzpunkt auseinanderzusetzen haben. Er verhehlt ihm nicht, wie sehr ihn dieser Schritt befremdet habe, so daß er Alles eher, als von einem Lavater eine öffentliche Aufforderung der Art erwartet habe. Aber er kennt seine wohlmeinende Absicht an, indem er versichert: „Ich bin völlig überzeugt, daß Ihre Handlungen aus einer reinen Quelle fließen, und kann Ihnen keine andere, als liebreiche, menschenfreundliche Absicht zuschreiben." Gleichzeitig und noch vor Empfang dieses Briefes schrieb auch Lavater an Mendelssohn, und erklärte ihm mit aller Offenheit, daß beinahe alle Freunde, und auch insbesondere Bonnet selbst, seine Zueignungsschrift als übereilt und indiscret sehr entschieden gemißbilligt hätten. Sofern daher auch er (Mendelssohn) es eben so ansehe, so möge er's ihm verzeihen, wenn er den unrechten Weg eingeschlagen habe, um ihm seine Achtung zu bezeugen, und er dürfe dann nur ihm oder einem seiner Freunde einen Wink geben, ob und wie er diese Indiscretion, die doch wahrlich im Grunde das nicht habe sein sollen, wieder gut machen solle. Nach Empfang obgedachten Briefes, der das Urtheil der Freunde bestätigte, nahm er aber keinen Augenblick Anstand, in einem für die Öffentlichkeit bestimmten Briefe Mendelssohn vor allem Publikum aufrichtig zu bitten, den Schritt, den er jetzt selbst als übereilt und fehlerhaft taxire, zu vergeben. Mendelssohn hielt es jedoch nicht für angemessen, den Federstreit weiter fortzuführen, und dadurch dem Einfältigen ein Ärgerniß und dem Feinde des Guten eine boshafte Freude zu machen. Er gibt aber zugleich Lavatern anheim, den weisen Bonnet nach-

zuahmen, und das, was er für Wahrheit halte, überhaupt zu vertheidigen, ohne gewisse Menschen, noch weniger einen gewissen Menschen, dabei aufzufordern. Wer Ohren habe, werde dann von selbst hören. Er brachte dann die Sache durch eine Nacherinnerung zum Abschluß, worin er nebst einigen Erklärungen, die seine Überzeugung betreffen, ausdrücklich sagt: „Ich erkenne in Lavater's Betragen seine gute Gesinnung und Freundschaft für mich; der Inhalt seiner Antwort aber zeigt, meines Erachtens, seinen moralischen Charakter von der vortrefflichsten Seite. Man findet in demselben die untrüglichsten Merkmale der wahrsten Menschenliebe und ächten Gottesfurcht, brennenden Eifer für das Gute und Wahre, ungeschminkte Rechtschaffenheit und eine Bescheidenheit, die der Demuth nahe kommt. Es freut mich ungemein, daß ich den Werth dieser edelmüthigen Seele nie verkannt habe. Überschwengliche Güte ist es, wenn Herr Lavater mich öffentlich um Verzeihung bittet. Er mich? Warum? Ich bezeuge nochmals vor den Augen des Publikums, daß ich mich nie von ihm für beleidigt gehalten. Das Allzudringende, wie es Herr Lavater nennt, und Fehlerhafte in seiner Zueignungsschrift kann höchstens einer zu voreiligen Wahrheitsliebe zugeschrieben werden, und diese führt ihre Verzeihung schon mit sich."

Daß in dem wider Lavater entbrennten Kampfe auch die Collegen und Amtsgenossen ihre Rolle spielen würden, konnte man wohl schon im Voraus erwarten. Wie dürften doch die Theologen fehlen, wo ein armer Sünder zum Scharfrichterplatze geführt werden soll! Den Chor dieser Feinde eröffnete 1775 das „Sendschreiben" eines Ungenannten, nämlich des spätern Pro-

fessors und Chorherrn Joh. Jakob Hottinger, damals erst 24 Jahre alt. Dieses Sendschreiben wirft mit beißendem Spotte Lavatern eine maßlose Leichtgläubigkeit vor, sowie die Sucht, Aufsehen zu erregen, und räth ihm zugleich, seinem „unbändigen Leibpferdchen", der Imagination, worauf er manchmal über Stock und Staude ventre à terre herumjage, daß Einem Sehen und Hören vergehe, den Kappzaum anzulegen. Bei Lavater, meint Hottinger, falle ihm hundert- und hundertmal das Wort des „unsterblichen Verfassers" des Götz von Berlichingen ein: „Bei einer nähern Betrachtung mit denen Herren schwindet der Nimbus der Ehrwürdigkeit weg, den nur neblichte Ferne um sie herumleugt, und dann sind sie ganz kleine Stümpfchen Unschlitt." — Dann fährt er fort: „Freilich weiß Unsereins kaum, was er von sich selbst oder Andern denken soll, wenn er in allen Zeitungen lies't, wo Herr Lavater auf der Reise nach dem Gesundbrunnen aus der Postkutsche gestiegen, wo er gepredigt u. s. w., nicht anders, als wenn der liebe Heiland leibhaftig umherreise, den Menschen das Evangelium zu verkündigen, und alle Wunder bis auf die Austreibung der unreinen Geister zu verrichten. Wenn dann ein ehrlicher Züricher ein solch' Zeitungsblatt in die Hand kriegt, und sich selber fragt: Woher kommt diesem Solches? Ist dieser nicht der Lavater, dessen Brüder und Schwestern bei uns wohnen und beten, und dessen mißlungene Wunderkuren unter uns von ihm zeugen? — so ist natürlicherweise die erste Bewegung Erstaunen, die zweite — ein lautes Hohngelächter." Doch dies mag

genügen, Geist und Ton des Sendschreibens zu charakterisiren, das den Neid und gemeine Eifersucht überall durchblicken läßt, wie die Löwenhaut die Eselsohren. Lavater hielt es unter seiner Würde, auf diese Angriffe zu antworten, und ließ diesen Gegner, den zum Feinde zu haben, ihm nur zur Ehre gereichen konnte, seinen honnetten Gang allein gehen. Gegen einen Freund äußerte er aber (am 14. April 1775): „Was soll ich zu dem Sendschreiben sagen? So einen Grad von Bosheit von einem Menschen, dem ich in meinem Leben nichts zu Leide gethan, als daß ich immer nur das Beste von ihm sagte, was ich wußte, von einem Mitbürger — von einem Mitgeistlichen hab' ich's nie als möglich geträumt. Was soll ich thun? Antworten? mich vertheidigen? dem Unglücklichen vor aller Welt sagen, beweisen, mit Urkunden, mit lebendigen Zeugnissen darthun, daß er eine Unwahrheit an die andere hängt — und ihn dadurch vor aller Welt als den vorsätzlichsten Lügner prostituiren?.... Nein! Ich habe schon oft, schon lange geschwiegen; will weiter schweigen, lieber, tausendmal lieber der Verläumdete sein, als der Verläumder. Wenn meine Landsleute schweigen können, so mögen sie's! — Ich mag wohl warten." — Alsbald traten auch mehre Züricher für ihn auf, z. B. der Verfasser der Schrift: „Über Lavatern". Auch Joh. Jak. Heß, der Verfasser der „Geschichte der Lebensjahre Jesu", ließ seine „Gedanken über das Sendschreiben eines Zürcherischen Gelehrten" erscheinen, worin er sich des verläumdeten Freundes mit vieler Wärme und großer Würde annahm.

Um eben jene Zeit hatte Lavater mit einigen Freunden ein Büchelchen herausgegeben unter dem Titel: „Allerlei". Dies rief die „Breloken an's Allerlei" hervor, eine Schmähschrift, die — natürlich abermals unter der bei den Lichtfreunden so sehr beliebten Ägide der Anonymität — die spießbürgerliche Anfeindung fortsetzte, und wie über Lavater, so auch über Herder und Goethe grimmig herfiel. — Lavater sprach sich in einem vom 1. April 1776 datirten „Schreiben an seine Freunde" über die erlittenen Angriffe aus, und die Freunde sprachen ihm zu, sich um so kleinliche Gegner nicht zu kümmern, und stark genug zu sein, „Narren ihrer Narrheit zu überlassen". Zimmermann schreibt z. B.: „Hundsfötter schimpfen auf Dich und die Physiognomik und stehen doch gern drin! So niederträchtig wäre doch kein Deutscher (?), wie diese Schurken in Zürich." — Und Goethe ruft ihm — wiewohl bei einer spätern Veranlassung — einmal zu: „Was Deine dickhirnschaligen Wissenschaftsgenossen in Zürich betrifft, und was sie von Menschen, die unter einem andern Himmel geboren sind, reden, bitt' ich Dich, ja nicht zu achten. Die größten Menschen, die ich gekannt habe, und die Himmel und Erde vor ihrem Blick frei hielten, waren demüthig und wußten, was sie stufenweis zu schätzen hatten. Solches Candidaten- und Klostergesindel ziert allein der Hochmuth. Man lasse sie in der Schellenkappe ihres Eigendünkels sich ein wechselseitiges Conzert vorrasseln. Unter dem republikanischen Druck und in der Atmosphäre durchschmauchter Wochenschriften und gelehrter Zeitungen würde jeder vernünftige

Mensch auf der Stelle toll: nur die Einbildung, Beschränktheit und Albernheit erhält solche Menschen gesund und behaglich."

Doch diese Kämpfe waren gleichsam nur das Vorspiel zu dem nachfolgenden Nachtstücke, gewissermaßen nur ein Scharmützel der Plänkler, dem das große Geschütz nachfolgte. Anderes stand gar nicht zu erwarten, als daß Lavater mit seinen im Obigen entwickelten oder doch wenigstens angedeuteten Glaubensüberzeugungen Anstoß geben werde zu einer Zeit, wo es der Modeton nicht etwa bloß der gedankenlosen Menge, sondern selbst der philosophischen Köpfe war, auf das biblische Christenthum als auf etwas Veraltetes mit Hohnlachen herabzublicken, wo eine neue Auslegungskunst in Blüthe stand, die in jede Stelle der Bibel einen Sinn hineinzuzaubern verstand, den ein gesundes Auge nie darin gefunden hätte, und dagegen den Sinn wegzuzaubern, den jeder unbefangene Leser für den natürlichsten halten mußte, ja wo manche Köpfe in ihren Träumen bereits das goldene Zeitalter der Aufklärung nahe glaubten, wo die Vernunft siegen, die Freiheit herrschen, der Aberglaube an höhere Offenbarungen vertilgt sein, und das Blut der Schwärmer, Frömmler und Tugendpedanten die Thorheiten vergangener Jahrhunderte auslöschen werde. Lavater selbst erwartete es nicht anders. Nachdem er daher auf Grund von 1 Joh. 2, 23; 5, 12 und anderen Schriftstellen seinen Glauben an die Gottheit Christi und an die Göttlichkeit der heiligen Schrift dargelegt hat, fügt er hinzu: „So gewiß ich dieses sage, so gewiß stoße ich eine

Menge der weisesten und verehrungswürdigsten Männer vor die Stirn. Man kann Alles eher an mir begreifen, als die schon mehrmals auf verschiedene Weise von mir geäußerte Behauptung, daß ein Jeder, der nicht evangelischer Christ ist, im Grunde, er mag es wissen oder nicht, es an sich kommen lassen oder nicht — ein Atheist sei. Daß Vielen diese Behauptung räthselhaft oder gar unbegreiflich ist, das ist mir gar nicht unbegreiflich, befremdet mich gar nicht — nämlich an allen denen, die für das Evangelium und für Christum, als das göttlichste aller Wesen, gar keinen Sinn zu haben scheinen, mit einem Worte, an entschiedenen Unchristen. Aber durchaus unbegreiflich ist mir dieses Fremdethun, dieses Achselzucken und Geseufz an Männern, die nichts weniger als Unglauben an's Evangelium würden an sich kommen lassen wollen, an Männern, die auf männliche Kraft und scharfe Logik großen Anspruch machen und zu machen befugt sind. Doch Thor ich, der ich durch das lichtvollste Wort eines Apostels einen Menschen zur Überzeugung oder zum lichtlosen Bekenntniß einer zehnmal geläugneten, belachten Behauptung zu nöthigen scheinen will! Erfahr' ich's nicht alle Tage, daß pfeilgerade Einfalt und pfeilscharfe Wahrheit nur verwundet, nicht heilet?"

Den lebhaftesten und lieblosesten Angriffen ausgesetzt war aber, wie man sich wohl vorstellen kann, seine Ansicht von der Kraft des Glaubens und des Gebets und von den Gaben des heiligen Geistes (vgl. S. 167 ff.). Er war, wie wir wissen, fest durchdrungen von der Wahrheit, daß die Wunderwirkungen, welche die Schrift-

lehre dem Glauben, dem Gebet und dem Geiste zuschreibt, nicht in die festen Grenzen der apostolischen Zeit eingeschlossen seien, daß sich ihre Kette vielmehr auch durch alle späteren Zeiten weiter fortsetze. So erwartete er auch namentlich vom Gebete eine positive, freie, willkürliche, und wenn auch weder eine naturwidrige, noch auch übernatürliche*), so doch eine ungewöhnliche Wirkung. Hören wir, wie er sich darüber ausspricht (in den „Herzenserleichterungen" S. 292).

*) Den Ausdruck übernatürlich gebraucht er nicht gern, weil bei Gott nichts übernatürlich ist, und weil Alles, was Gott, auf welche Weise es nun sei, an und in dem Menschen wirkt, der Natur des Menschen gemäß wirkt. Er fügt noch hinzu: „Von etwas Übernatürlichem kann kein natürliches Produkt der Menschheit einen Begriff haben. Gott selbst muß sich humanisiren und also naturalisiren, um unter uns wohnen zu können." Ähnlich äußert er sich im „Noli me nolle", einer ungedruckten Sammlung einzelner Gedanken, Lehren, Briefe rc., zunächst an seinen Sohn Heinrich gerichtet: „Ich mache täglich die Erfahrung, daß auch die klügsten Menschen selten stark genug sind, sich nicht vor Wörtern und Namen zu fürchten; Wörter und Namen gebe ich daher immer sogleich preis, und bleibe bei der Sache und dem Zwecke der Sache, da die Meisten immer nur bei dem Mittel stehen bleiben und des Zweckes zu vergessen scheinen. Undenkende und halbdenkende Menschen fürchten sich gemeiniglich vor nichts mehr, als vor dem Worte natürlich in Religionssachen, und Weltweise vor nichts mehr, als vor dem Worte übernatürlich. Beide scheinen zu vergessen, daß natürlich und übernatürlich bloß relative Begriffe sind, wie groß und klein. Groß wird nur groß in Beziehung auf Kleineres, klein nur durch Beziehung auf Größeres. Alles ist groß und klein zugleich. So denk' ich für uns und unsere ungleichen Gesichtspunkte — Alles natürlich und übernatürlich, d. i. begreiflich und unbegreiflich, unsern Erfahrungen analog und unanalog zugleich."

„Ich halte das Gebet nicht bloß für eine Anerkenntniß unsrer Abhängigkeit von dem Ewigunabhängigen, nicht bloß für eine religiöse, moralische, psychologische Übung unsers Geistes und Herzens, wodurch wir bloß uns selber so und so stimmen und in eine schöne Gemüthsverfassung setzen, ohne daß von Seite Gottes das Mindeste deswegen geschehen oder veranstaltet werden sollte. Wohlverstanden! Ich läugne das nicht, was hierüber bejahet wird. — Jede Richtung, Anstrengung, Übung unsrer Seelenkräfte muß ohne Anderes in der Seele selbst eine Wirkung zurücklassen, welche ohne die vorhergegangene Übung in demselben Momente so nicht erfolgt, so nicht zu erwarten gewesen wäre. Ich glaube also: Ein demüthiges und zutrauenvolles Anflehen des allwissend und allmächtig geglaubten Erzfreundes der an ihn unauflösbar angeknüpften Menschheit habe ganz unfehlbar eine natürliche, unmittelbare, psychologische Wirkung auf mein Inneres, mich zu beruhigen, zu stärken, zu reinigen. Ich glaube aber ferner, daß wer eine natürliche, unmittelbare, psychologische, religiöse, sittliche Wirkung des glaubenvollen Andenkens an Gott und einer religiösen Geistesunterhaltung mit unserm Herrn zugibt, dadurch schon auch eine sogenannte positive, freie, willkürliche Wirkung des Gebetes, welche heut zu Tage so sehr bestritten und geläugnet zu werden pflegt, zugebe. Wenn ich durch das Gebet in meinem Gemüthe so und so gestimmt bin, kann ich durch diese Stimmung nicht eben so sehr gewisser Einflüsse des Herrn selbst empfänglich werden, wie mein Auge der Vibrationen des Tageslichts empfänglich wird, wenn ihm eine Binde weggenommen wird, wenn es sich öffnet und gegen das einfallende Tageslicht richtet? Wie der Zuhörer durch geflissentliche Auf-

merksamkeit des positiven Einflusses des Redenden empfänglich wird: so kann Gott und Christus, wenn man ihnen auch nur die einfachste, gleichförmigste, nur einer Pulsation gleiche Wirksamkeit zuschreiben wollte, als sehr individuell, special, positiv wirkend angesehen werden, wenn ein Mensch durch das Gebet sich in die Lage, in die Stimmung setzt, diese Wirksamkeit inne und derselben gewiß und froh zu werden. In dieser Behauptung, denk' ich, wird kein philosophischer Kopf was Schwärmerisches finden."

Wen kann es nur einen Augenblick befremden, wenn die hochweisen Vernunfthelden, die Alles, was über den Bereich ihrer fünf Sinne hinausragte, in die Rumpelkammer des Aberglaubens warfen, unsern Lavater auch um dieses seines Glaubens willen ohne Weiteres in die Classe der Schwärmer setzten? Jedenfalls muß er aber doch ein Schwärmer ganz eigener Art gewesen sein*). Wenn nämlich sonst **der** ein Religionsschwärmer genannt wird, der seine Einbildungen für göttliche Offenbarungen hält und fälschlich glaubt, im Namen der Gottheit zu handeln, der ferner seiner Einbildung

*) Lavater sagt in Beziehung auf den Vorwurf der Schwärmerei: „Ich weiß, daß ich kein Schwärmer bin, und die Schwärmerei verabscheue. Ich werde Gott täglich bitten, mir Weisheit zu geben, daß ich nie Einbildungen mit Empfindungen, Urtheile mit Erfahrungen, Schein mit Wesen, meine Gedanken mit seinen verwechsele... Gott weiß es, und meine Freunde und Gegner wissen es, daß ich seit mehr als vier Jahren mündlich und schriftlich, in Prosa und Versen gegen dies Ungeheuer, in welches ich so rasend verliebt sein soll, gekämpft habe, daß ich eben deswegen von wirklichen Schwärmern als ein Feind Gottes und ein Kind des Satans angeschrieen worden bin."

die Alleinherrschaft im Denken überläßt: so war dagegen Lavater's Grundsatz, an dem er unverbrüchlich festhielt, sein Urtheil jederzeit ganz unbedingt der Entscheidung der heiligen Schrift zu unterwerfen. Um desto sicherer hierbei zu Werke zu gehen, trat er hinsichtlich obgedachter Überzeugung mit vielen Gelehrten seiner Zeit und namentlich auch mit Männern ganz entgegengesetzter Denkungsart, wie z. B. mit Resewitz, Basedow und Andern, in schriftlichen Verkehr. Ja er setzte im Jahre 1769 drei Fragen auf über Glauben, Gebet und Geistesgaben, und ersuchte sie um eine exegetische Beantwortung derselben. Denn er sah die ganze Sache zunächst und vor Allem als eine bloße Auslegungssache an, bei der es sich lediglich um die Frage handle: „Was ist die Meinung der biblischen Verfasser? Nicht: Haben sie Recht oder Unrecht? Nicht: Kommt die heutige Erfahrung mit ihrer Vorstellung überein? Was haben sie gelehrt?"

Nichts war indeß wohl natürlicher, als daß er mit gespanntester Aufmerksamkeit Allem nachspürte, was seiner Überzeugung von dem Zusammenhange der sichtbaren und unsichtbaren Welt und von der noch nicht erloschenen Wunderkraft des Glaubens, des Geistes und Gebets eine neue von der Natur selbst ihm dargebotene Bestätigung zu liefern versprach. Nach Abschluß der exegetischen Untersuchung ging er daher über auf das Gebiet der Geschichte oder der Erfahrung.

„Erfahrung allein", sagt er, „kann allen Raisonnements, allen unbeantwortlichen Sophistereien die Stirn bieten, und zwar nicht allein innere Erfahrung, die

freilich die Seele und das Triebwerk der äußern sein muß, sondern Thatbeweise, Beweise des Geistes und der Kraft, wodurch alle Geister und Kräfte des Irrthums bezwungen werden müssen. Bis diese sich zeigen, hat freilich alles Gerede von höheren Geisteskräften, deren die innerlich gleiche Menschheit allenfalls auch jetzt noch empfänglich sein könnte, den Schein der Schwärmerei." Um daher auch in Ansehung der Erfahrung die Sache nicht ununtersucht zu lassen, trat er zwei Jahre später abermals mit den namhaftesten Gelehrten seiner Zeit in Correspondenz, und legte ihnen die Frage zur Beantwortung vor: „Ob nach dem Tode der Apostel und derer, welche durch sie oder bei ihren Lebzeiten den heiligen Geist empfangen hatten, keine historisch zuverlässige Beispiele von Wirkungen des Glaubens, des Gebetes und des heiligen Geistes vorhanden seien, welche den im Evangelio so häufig erzählten wunderbaren Begebenheiten gleich oder ähnlich seien? Und ob es glaublich sei, daß die so häufigen und unzähligen Erzählungen so vieler Kirchenväter und Schriftsteller von dergleichen Begebenheiten alle ohne Ausnahme falsch seien?" Insbesondere aber wünschte er zu wissen, ob den Freunden der Wahrheit seit der Reformation keine durchaus zuverlässige oder glaubwürdige Begebenheiten bekannt seien, welche den im Evangelio erzählten wunderbaren Wirkungen des Glaubens und des heiligen Geistes gleich oder ähnlich seien — Begebenheiten, die auf vorhergegangenes ausdrückliches Gebet oder positive Glaubensäußerungen erfolgt seien, und ohne das, natürlicher Weise, ganz und gar nicht zu erwarten gewesen wären.

Kein Unparteiischer wird der besonnenen, festen Ruhe und Wahrheitsliebe, womit Lavater die Sache prüfte und Andere zur Prüfung aufforderte, seine Anerkennung versagen können. Seiner Aufforderung zufolge erhielt er von den verschiedensten Seiten und Personen eine große Sammlung der merkwürdigsten Beispiele. Wenn aber sonst wohl gilt, was das Sprichwort sagt: „Was man gern hat, das glaubt man gern", so traf dies bei Lavater, und zumal im vorliegenden Falle, keineswegs ein. Er prüfte alle ihm gemachten Mittheilungen auf das Allergenaueste, ja ging darin sogar so weit, daß er manche Behauptung, die die Prüfung nicht bestand, mit scharfem Nachdruck zurückwies, und darüber mannigfache Vorwürfe hören mußte. So weit hatte er's freilich noch nicht gebracht, wie Geßner sagt, daß er allem historischen Glauben Hohn sprechen und die Redlichkeit eines Zeugen, die sonst keinem Zweifel unterworfen war, um deßwillen in Zweifel ziehen wollte, weil er etwas als Erfahrungssache behauptete, das der Modeton als Aberglauben und Schwärmerei zu taxiren gewohnt war.

Nicht weniger natürlich war es ferner, daß Lavater auf alle Zeiterscheinungen und Thatsachen, die in dieser Beziehung in dem Kreise vorgingen, wo er selbst Alles mit ansehen und alle Umstände prüfen konnte, sorgfältig achtete. In diesem Sinne beschäftigte ihn das Auftreten Gaßner's, Cagliostro's, Mesmer's und Anderer auf das Lebhafteste. Es konnte nicht fehlen, daß jede derartige Nachforschung, sobald sie bekannt wurde, zu allerhand Verunglimpfungen Veranlassung gab;

daß Anlaß, Beweggründe, Endresultat solcher ernsten Nachforschungen bei dem leichtsinnigen und böswilligen Pöbel aller Classen gar nicht weiter in Frage kam; daß man sich bloß an das Factum selbst hielt und dies nicht nur mit den möglichst grellsten Farben schilderte, sondern auch noch recht geflissentlich in das schiefste Licht stellte; Alles in der schönen Absicht, ihn beim Publicum als einen Schwärmer anzuschwärzen, der sich blindlings an den Schweif jener Männer gehängt habe, und ohne alle Untersuchung annehme, was ihm Betrogene oder Betrüger aufbinden wollten. Der hierdurch einmal gegen ihn heraufbeschworne Sturm erhielt, wie man sich wohl denken kann, durch jedes neue Verhältniß, in das ihn sein reges Interesse für diese Sache hineinzog, eine neue Kraft. Ich erwähne hier zunächst seine Beziehung zu einer gewissen Katharine Rinderknecht, die allgemein in dem Rufe einer Prophetin stand, und die er ganz ungesucht zum ersten male am Sterbebette seines theuern Heinrich Heß gesehen hatte. Hier hatte sie ihm eine allerdings sehr merkwürdig erscheinende Gebetserhörung erzählt und dabei eine Einsicht und Beredsamkeit beurkundet, die ihn erstaunen ließ, wiewohl er gleich von vorn herein einen gewissen Zweifel und Widerstand gegen sie empfand, den er jedoch zu unterdrücken suchte, um die Sache selbst desto unbefangener prüfen zu können.

An und für sich hatte die Annahme einer prophetischen Begabung natürlich durchaus nichts Bedenkliches für ihn. Nach seiner wohlgeprüften Überzeugung liegt in der menschlichen Natur ein Sensorium für unsicht-

bare, abwesende, künftige Dinge. Ja, eine Ahnungs- und Divinationskraft in der menschlichen Seele hielt er für nicht minder gewiß, als eine Vernunft- und Gedächtnißkraft. So gewiß daher je ein Prophet war, eben so gewiß war ihm jeder zum Glauben organisirte Mensch fähig, auch ein Prophet zu sein. „Keiner ist", erklärt er daher ausdrücklich, „der nicht in reinen Stunden reine Gottesworte spreche, Gottesthaten thue. O weh, wenn Gottes Wort in der Bibel eingekerkert ist! Wehe, wenn das Geschlecht der Kinder Gottes, der Ahner ewiger Dinge und der Vollbringer unsterblicher Thaten, ausgestorben ist!" Und anderwärts sagt er: „Was in einem Menschen liegt, liegt in allen, nur in verschiedenem Grade." — „Der Menschheit ist möglich, was Menschen thaten; was Menschennatur vermag, ist der Menschheit natürlich .... Alle Colombe sind Menschen, aber nicht alle Menschen sind Colombe... Dennoch liegt in allen etwas von dem, was Colomb zum Entdecker von Amerika machte. Es sind — viele Berufene, wenig Erwählte." — „Die Summe des christlichen Glaubens ist meines Erachtens: Alles von Gott, Alles durch Christum, — Alles zum Heile, zur möglichsten Vervollkommnung, Glückseligkeit, Gottesverähnlichung der Menschheit. — Christus, der Gottähnlichste, will eine Societät, ein Reich von sich Ähnlichen bilden, vermehren und ewig erhalten. Der Schrift zufolge ist nicht das Allermindeste, weder in der sichtbaren noch unsichtbaren Welt, welches nicht von Gott herrühre, abhange, nicht unter seiner Disposition stehe — nicht das Allermindeste, nicht das Allergrößte, nicht,

was zwischen dem Geringsten und Größten in der Mitte steht, welches nicht Christo zum Eigenthum geschenkt oder seiner Disposition unterworfen sei. Sein ist jeder Stern und jeder Funke, die Sonne und der Sonnenstaub, und in einem ganz besondern Sinne die Erde, das Menschengeschlecht, und am Seinigsten die Gläubigsten an ihn als den Erbherrn aller Dinge, den höchsten Repräsentanten der Allmacht, das erste Werkzeug der ewigen Weisheit, das lebendigste Ebenbild der Alles belebenden Liebe. Ohne den Logos ist auch nicht eins von Allem, was ist, also auch keine weder längst bekannte noch neu bekannte noch allenfalls noch zu entdeckende Kraft der Menschheit. Alles knüpft der erleuchtete Christ an Christus an; Alles leitet er aus einer Quelle her — das, was man natürlich oder übernatürlich, alltäglich oder wunderbar nennen mag. — Das Leben des Menschen ist ein vielfaches Eins von Kräften, die alle zusammengenommen das ausmachen, was man Ihn nennt. Jede wirkliche unläugbare Kraft des Menschen gehört auf irgend eine Weise zu ihm selbst. Die Verstandeskraft des menschlichen Geistes ist so Gottes, so der Regierung Christi unterworfen, wie seine Willenskraft; das Talent des Dichters eben so sehr, wie das der Beredsamkeit; das medicinische Genie, wie das chirurgische; das mathematische, wie das sogenannte magnetische. Alles oder keins von Gott durch Christum — alles oder keins mittelbar oder unmittelbar zum Besten der Menschen." — „Wenn Der, welcher Alles wirkt, nicht in dem Menschen ist, wo ist er denn? Alles liegt in dem Menschen, der nichts mehr

und nichts weniger ist, als Ebenbild des Allwissenden, Allmächtigen, Allgütigen." — „Freue dich, durch Christum dich in deiner möglichsten Größe zu erkennen."

Bei näherer Prüfung erkannte nun Lavater jene Frau sehr bald als eine Schwärmerin, und warnte sie ernstlich. Theils wußte man dies wohl nicht, theils aber wollte man es nicht wissen; sondern weil er die Sache einmal in der Nähe angesehen hatte, so verschrie ihn der Geist der Schalkheit und Bosheit alsbald und überall als Theilnehmer, ja Urheber aller vorgekommenen Schwärmereien.

Noch lauteres Geschrei erhob man über seine Beziehungen zu dem katholischen Priester Joseph Gaßner. Schon zu Ende des Augusts 1774 hatte er nämlich durch den ihm nahebefreundeten Dr. Hotze in Richterswyl von dessen Krankenheilung durch Gebet, Handauflegung oder auch durch Exorcismus (Dämonenbeschwörung) dieses Mannes die erste Nachricht erhalten, wovon das Wesentlichste war, daß Gaßner, ein Mann von vieler Frömmigkeit, durch eine an sich selbst vorgenommene Dämonenbeschwörung seine heftigen Kopfschmerzen, daran er litt, so oft er Messe las, und die allen Medicamenten Trotz geboten hatten, völlig vertrieben habe, und daß er seitdem auch an Andern diese Curmethode mit dem besten Erfolge anwende. Er (Hotze) habe erst darüber gelacht und es für Weibermärchen gehalten, bis er selbst den Pater gesprochen und seine wunderbaren, alle ärztliche Kunst übersteigenden Curen selbst gesehen habe. Auf Grund dieses Urtheiles seines, ihm als ein durchaus rechtschaffener und ver-

ständiger Mann bekannten Freundes schrieb Lavater sofort an Gaßner selbst. „Es ist", heißt es in seinem Briefe, „freilich an dem, daß bereits einige, Anfangs sehr viel Aufsehen erregende Wunderthäter neuerer Zeit bei näherer Untersuchung alles Wunderbare verloren haben, und daß dadurch der Religion mehr Beschimpfung als Ehre zugewachsen ist. Desto weniger werden Sie, wenn das Gerücht Wahrheit von Ihnen sagt, die schärfste Untersuchung einfältiger Wahrheitsliebe scheuen." Gaßner erwiederte, daß er bereits seit zwanzig Jahren, heimlich und öffentlich, vielen Tausenden die Kraft des Namens Jesu zu empfinden gegeben habe. Gott allein schreibe er zu, und sage ihm Dank mit Christo, daß er den Kleinen Vieles offenbaret, was er den Weisen dieser Welt verborgen u. s. w. Jetzt wandte sich Lavater an verschiedene erprobte Ärzte, und bat sie um Zeugnisse. Die Antwort war: „Unsere Patienten sind von Gaßner völlig geheilt." Selbst der Leibarzt Dr. Zimmermann theilte ihm einen Brief des Kurfürstlich Baierschen Leibarztes von Wolter mit, worin dieser außer einer Menge anderer, mit eigenen Augen gesehener Thatsachen insbesondere auch die wunderbare Heilung seiner eignen Tochter umständlich beschrieb und dabei bemerkte: „Von diesen wahrhaft erstaunenswürdigen Dingen bin ich in Ansehung der historischen Gewißheit vollkommen sicher, über die Erklärungsweise noch zweifelhaft, und schiebe mein Urtheil auf. — Meine Meinung über alle Einwendungen, welche unsere Ungläubigen mir machen, ist einfältig diese: „Gehe hin und sieh!""

Hiermit begnügte sich Lavater, dem es um scharf

geprüfte Urtheile zu thun war, noch keineswegs, sondern er wandte sich mit mehren eingehenden Fragen nicht bloß an Wolter, sondern — was gewiß ein gutes Zeugniß für seine reine Wahrheitsliebe ablegt — auch an den Professor Semler in Halle, der einer der entschiedensten Gegner aller Dämonologie war, und forderte ihn zu einer näheren Untersuchung der angeblichen Thatsachen auf. „Ihro Hochwürden müssen", schrieb er unter Anderem, „mag die Gaßnersche Sache wahr oder falsch sein, die Wichtigkeit ihrer Untersuchung empfinden. Ich werfe dieselbe in Ihren Schooß. Diese Wunder, wenn sie wahr sind, müssen die Untersuchung eines Mannes aushalten können, der öffentlich die Besitzungen des Teufels bestreitet. Ihnen trau' ich Scharfsinn genug zu, den Betrug zu entdecken oder zu ahnen, wofern die Sache Betrug sein sollte. Aber auch Redlichkeit trau' ich Ihnen zu, die Wahrheit Wahrheit zu heißen, wenn Sie dieselbe erkennen, und sollte durch diese Wahrheit auch noch so Vieles von dem für Irrthum erklärt werden, was Sie bisher mit so vielem Eifer als Wahrheit vertheidigten." Semler's Antwort verwarf die Thatsachen selbst nicht, glaubte sie aber damit erklärt, daß er sie entweder aus psychologischen Ursachen herleitete, oder Betrug darin fand*).

Jetzt reis'te Lavater endlich im Sommer 1778 selbst

*) Bekanntlich gab Semler seinen ganzen hierauf bezüglichen Briefwechsel mit Lavater in den Druck. Wer ihn nachlesen will, findet ihn in den „Sammlungen von Briefen und Aufsätzen über die Gaßnerschen und Schröpferischen Geisterbeschwörungen mit Anmerkungen von Semler. Halle 1776."

nach Augsburg, wo er Gaßner sah. Fand er an ihm auch nicht den hohen Grad von Pietät und Christussinn, welchen er von einem Manne seiner Kraft vermuthet hatte, gewann derselbe auch weder seinen Verstand noch sein Herz, so zweifelte er doch nicht an den Thatsachen in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit, das heißt, er zweifelte nicht, daß Gaßner wirklich zuweilen Einfluß auf unreine Geister gehabt habe, wiewohl er selbst keine seiner Curen sah. „Es sei fern von mir", schrieb er an Gaßner, „das Dasein und das furchtbare und mitwirkende Reich des Satans zu läugnen. Die Göttlichkeit der heiligen Schrift *läugnen und das läugnen*, scheint mir einerlei zu sein. Was ich für *schriftmäßig halte, halt'* ich für wahr; was ich für wahr halte, bekenn' ich bei aller Gelegenheit, obgleich ich weiß, daß ich deswegen als ein Phantast und Blödsinniger ausgezischt werde. Ich sage aber frei, daß, so wahrscheinlich mir Ihre Erklärungsart vorkommt („daß beinah alle beweglichen Übel vom Satan herrühren, oder wenigstens unter seinem Miteinflusse stehen"), ich sie dennoch für weiter nichts, als eine Hypothese ansehen kann."

Auch dieser Besuch bei Gaßner gab begreiflicher Weise Anlaß zu den wunderlichsten Gerüchten, und zwar um so mehr, als zu eben jener Zeit auch Lavater's „Predigt über die Existenz des Teufels und seine Wirkung nebst Erklärung der Versuchungsgeschichte" erschien, worin er offen aussprach, daß für ihn die Annahme der Existenz eines Teufels, sowie eines Geisterreiches und dessen Hineinragens in die Menschenwelt, kein Hirngespinnst,

sondern außer allem Zweifel sei. Denn, meinte er, so gut es gefallene Menschen gebe, eben so gut könne es doch auch gefallene Geister und einen Obersten derselben geben. Solche Vorstellungen genügten damals aber vor dem Richterstuhle der superklugen Kritiker, dem, der sie hegte, den Namen eines Dummkopfes anzuheften, und ihm anzudichten, er glaube an die Wirklichkeit jener gehörnten Teufel, wie man sie etwa abzukonterfeien beliebte.

Großes Aufruhrsgetümmel unter den Neuphilosophen erregte desgleichen Lavater's zeitweiliges Verhältniß mit dem so großes Aufsehen machenden Sicilianer Cagliostro, den er im Jahre 1781 einige male in Straßburg sah, wo er ihn theils über einige Kranke consultirte, theils von ihm seine Theorie über sogenannte geheime Wissenschaften vernahm. Wiewohl er nun einerseits, dem Welt- und Zeitgeiste zum Trotz, keinen Anstand nahm, die Größe dieses abenteuerlichen Mannes offen anzuerkennen, ja ihn für einen Mann zu halten, wie die Natur nur alle Jahrhunderte einen forme, und gegen welche Hunderte, die seiner spotteten, ohne ihn je gesehen zu haben, nichts mehr und nichts weniger als Knaben zu sein schienen: so fühlte er sich andererseits doch durch dessen ganze Persönlichkeit keineswegs angezogen. Ja, er versichert: „Über viele mir sehr wesentliche, sehr heilige Dinge kann kein Mensch diametral verschiedener denken, als er und ich. Ganz fürchterlich überwarfen wir uns einmal, da ich ihm widersprach, und gegen einige seiner Äußerungen, wie ich glaubte, bescheidene Zweifel zu äußern genöthigt

war. So lange er seine Stirn behält und ich die meinige, werden wir gewiß hienieden nie vertraute Freunde werden, wie sehr die Leichtgläubigsten aller Leichtgläubigen uns unaufhörlich zusammenstellen."

Wiewohl zwischen beiden wirklich nie im Allergeringsten ein societätisches Verhältniß Statt fand, so schützte das Lavatern natürlich nicht, seines vorgeblich höchst intimen Verhältnisses mit Cagliostro wegen von dem pöbelhaften Trosse der Marktschreier „angegrinzt" zu werden.

Nach der schlauen Taktik, die man an den Feinden Lavater's gewohnt ist, hatte man bei den vorgedachten Angriffen auf seinen Glauben der Lauterkeit seiner Absichten, seinem Eifer und manchen andern liebenswürdigen Eigenschaften seines sittlichen Charakters und Herzens — freilich auf Unkosten seines Verstandes, und um dem angehängten „Aber" des Tadels desto eher Eingang zu sichern — meistens alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Da aber doch dem Einen oder Andern leicht hätte der Gedanke kommen können, daß der Glaube eines Menschen doch so gar schlecht und verderblich nicht sein könne, dessen Moral und sittliche Eigenschaften selbst von den Gegnern so vortrefflich gefunden wurden, so hielt man es doch für zweckdienlich, nichts unbenutzt zu lassen, was zu einer Verdächtigung seiner Gesinnung eine erwünschte Ausbeute zu versprechen schien. Diesem Zwecke suchte man daher sein Benehmen gegen den unglücklichen, 1780 in Zürich hingerichteten Waser dienstbar zu machen, für den Viele damals gewaltig importirt waren. Dieser Mensch

hatte nämlich nicht bloß gestohlen, sondern auch falsche Obligationen gemacht, und hatte einige Jahre zuvor mit einem Prozesse auch zugleich seine Pfarrstelle verloren. Von dieser Zeit an glühte er von der schrecklichsten Rache. Er wußte unter dem Scheine besonderer Liebhaberei für dieses Studium höchst wichtige Schriften und Urkunden aus dem Staatsarchiv zu erhalten, von denen er einen landesverrätherischen Gebrauch machte, der ihm das Todesurtheil zuzog. Mehre von diesem Unglücklichen eingestandene Bosheiten hatten Lavatern auf den Gedanken gebracht, derselbe könne vielleicht auch die Frevelthat der Nachtmahlsvergiftung (vgl. S. 102) begangen haben. Wie nun Alles, was Lavater je gesprochen, ja, man möchte sagen, auch nur gedacht hatte, sofort die größte Öffentlichkeit erlangte, so war auch diese, nur gegen Waser selbst und einige der Vertrautesten ausgesprochene Vermuthung — die Waser übrigens zurückwies — alsbald landkundig geworden. Darüber wurde er auf das Allergrimmigste angefallen, wozu noch kam, daß Waser an seinem Todestage ausdrücklich gebeten hatte, auch Lavater möge, außer den übrigen Geistlichen, zu ihm gelassen werden. Demzufolge war Lavater einige Stunden bei ihm, was dahin gemißdeutet wurde, als habe er sich unberufener und unbefugter Weise hinzugedrängt und dadurch eine große Inhumanität begangen. Da Lavater hierüber einen fast hundert Seiten umfassenden Bericht in sein Tagebuch einzeichnete, und Geßner in seiner Lebensbeschreibung einen weitläufigen Auszug daraus gibt, so sei, wer Näheres darüber zu erfahren wünscht, da-

hin verwiesen. Hier genüge die Versicherung, daß auch Lavater's Verfahren in dieser Sache ganz geeignet ist, die Hochachtung und Verehrung gegen ihn nur noch zu erhöhen und zu befestigen*).

Eine Menge der schiefsten Urtheile und beißend-spöttischer Lästerungen mußte er sich gefallen lassen um der Untersuchungen willen, die er über das damals auftauchende Phänomen des Magnetismus und Hellsehens anstellte.

Im Jahre 1785 hatte Lavater nämlich mit dem Grafen Heinrich XLIII. und dessen Gemahlin eine Reise in die schönsten Schweizergegenden gemacht, und war auf derselben in Genf auch mit dem Magnetismus und der magnetischen Heilart, als deren wissenschaftlicher Begründer Anton Friedrich Mesmer damals aufgetreten war, näher bekannt geworden. Diese Erscheinung, die damals die Gemüther so gewaltig bewegte,

*) Goethe schrieb über die Briefe Lavater's über Waser: „Es ist ein Meisterstück von Geschichte, und ich darf Dir wohl sagen, daß Du als Mensch, Bürger und Schriftsteller mich mehr dabei interessirt hast, als der Held selbst. Ich meine noch nie so viel Wahrheit der Handlung, solchen psychologischen und politischen Gang ohne Abstraction beisammen gesehen zu haben. Und eins von den größten Kunststücken, das Dich aber die Natur und der Ernst bei der Sache gelehrt hat, ist eine anscheinende Unparteilichkeit, die sogar widrige Facta mit der größten Naiveté erzählt, Jedem seine Meinung und sein Urtheil frei zu lassen scheint, da sich doch am Ende Jeder gezwungen fühlt, der Meinung des Erzählers zu sein. Du hast in allem Sinne sehr wohl gethan, in dieser Sache auch ein Wort mitzureden; es ist ein schön Monument für die Nachkommenschaft, und Dein Vaterland hat dafür Dank zu sagen."

konnte wohl nicht anders, als den tiefsten Eindruck auf Lavater machen, aus welchem Gesichtspunkte er sie auch immerhin betrachten mochte*).

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit ging er deshalb an die Untersuchung dieses Phänomens, das ihn auf ein bis dahin verhülltes Reich der Natur hinzuweisen und der sorgfältigsten Prüfung werth zu sein schien. Da brachte er nun in Erfahrung, daß manche sensibele und besonders mit Nervenbeschwerden geplagte Menschen durch eine gewisse Berührungsart in einen divinatorischen Schlaf versanken, in welchem sie Dinge sagten und kannten, von denen sie im Zustande des Wachens nie einen Begriff, weder durch Erlernung, noch durch Erfahrung, sich erworben hatten; daß sie Ereignisse mit der auffallendsten Genauigkeit vorausbestimmten, zu treffende äußerst zweckmäßige medicinische Räthe gaben 2c. 2c., die sie zuverlässig im wachenden Zustande nicht kannten, und daß sie nachher von Allem, was sie in ihrem magnetischen Schlafe gesagt, nichts mehr wußten. Die Heilungen, die durch den animalischen Magnetismus zu Wege gebracht wurden, waren gleichfalls der merkwürdigsten Art, doch hielt er ihn „für eine sehr leicht entweihbare, bisweilen sehr ge-

*) In der ersten Aufregung äußerte er sogar etwas überschwänglich: „Ich verehre diese neu sich zeigende Kraft als einen Strahl der Gottheit, als einen königlichen Stern der menschlichen Natur, als ein Analogon der unendlich vollkommeneren prophetischen Gabe der Bibelmänner, als eine von der Natur selbst mir dargebotene Bestätigung der biblischen Divinationsgeschichten und das Mittel, die Exaltation zu bewirken."

fährliche, allemal sehr mühsame und nie ohne medicinische Behutsamkeit anwendbare, nichts weniger als allgemeine Curart, die von den Einen viel zu hoch, von Andern viel zu niedrig angesetzt werde".

Wenn man bedenkt, daß damals ziemlich allgemein Jeder als ein Thaumaturg verdächtigt wurde, der noch ein Reich des Wunderbaren glaubte, und sich nicht scheute auszusprechen: „Es gibt Dinge in der Natur, wobei die Philosophen den Finger auf den Mund legen und schweigen müssen", so wundert man sich gewiß nicht über die Fluth von Lästerungen, die sich auch bei diesem Anlaß über unsern Lavater ergoß. Als er nun aber nach seiner Rückkehr unter der Assistenz seines jüngern Bruders, eines der umsichtigsten Ärzte, gar selbst Versuche der magnetischen Heilungsart mit seiner Frau anstellte, die schon lange und eben jetzt auf's Neue an solchen Beschwerden litt, gegen die er mit gutem Erfolge den Magnetismus hatte anwenden gesehen, so lief auch alsbald wie ein Lauffeuer durch ganz Deutschland die Kunde: Lavater magnetisirt, was denn bei Tausenden ebensoviel bedeutete, als: Lavater ist ein Narr und Charlatan und apoplectisch am Verstande. Wer sich dadurch aber nicht irre machen ließ, war Lavater, der mit Ruhe und Würde antwortete: „Alles, was belebt, erfreut, lebender und freier macht, vom Druck entlastet, des Daseins gewiß und froh macht, ist als solches gut, und insofern es gewollt wird, sittlich gute Tugend; insofern es zum Heile der Menschheit abzweckt, menschlich; insofern es von Gott hergeleitet, um Gottes willen gethan wird, religiös;

insofern Christus als miteinfließend, mitwirkend, oder auf irgend eine Weise mitdeterminirend betrachtet wird, christlich." — „Der Magnetismus will Menschen ihres Daseins froher machen; wenn er das kann... welcher Mensch wird sich nicht freuen, daß in des Menschen Hand etwas liegt, wodurch der leidenbelasteten Menschheit wohlgemacht werden kann?" — „Nicht um Namen ist es uns zu thun, um Hülfe für den Leidenden, um intuitive Beweise von der geistigen Natur des Menschen... Dann wird uns Alles wichtig und heilig sein, was der leidenden Menschheit wohlmachen und uns die Größe unserer Gott so nahe verwandten Natur zeigen kann." — „Es ist nichts, das Aberglauben und Dummheit, Schwärmerei und Leidenschaft nicht mißbraucht, nicht in einen übeln Ruf gebracht haben. Je weißer ein Kleid ist, desto eher wird es befleckt; je heiliger eine Sache, desto eher profanirt. Das macht den erleuchteten Christen zwar äußerst vorsichtig, aber nicht irre. Das Gute ist ihm gut, das Wahre wahr, das Heilige heilig — wie schändlich es immer entweiht wird." — „Alles in der Welt kann mißbraucht werden; aber ich erkläre den für einen sehr schwachen Menschen, der sich vor irgend einer Wahrheit wegen ihrer Mißbräuchlichkeit fürchtet." — „Kein Cagliostro, kein Schröpfer, kein Gaßner, kein Mesmer wird mir meine Vernunft nehmen, so wenig als die, die, indem sie unaufhörlich mit Aufklärung prahlen, das ABC der gemeinsten Sittlichkeit und Menschlichkeit noch nicht gelernt zu haben scheinen. Wo ich Wahrheit finde, schäme ich mich nicht zu sagen, von wem ich sie gelernt.

So mit Mesmer und Gaßner, so mit Sozin, Rousseau, Spinoza... Laßt uns Männer und keine Memmen sein! Alte Weiber glauben Märchen, und Männer Thatsachen. Was ist, ist wahr. Wahrheit erkennen, ist Weisheit; sie lieben: Tugend und Religion!"

Bei den mit seiner Frau angestellten Versuchen fand er alle Erscheinungen bestätigt, die er vorher auf seiner Reise gesehen, oder von denen er durch Andere gehört hatte. Hier war kein Zweifel zulässig, daß sie, in magnetischen Schlaf gebracht, Dinge wußte und aussagte, die sie im wachenden Zustande niemals gewußt hatte. Aufgemuntert durch die Wirkung dieses Versuches, machte er dann, doch natürlich nur unter dem ärztlichen Beistande seines Bruders, auch anderweitige an andern Kranken, die den gedoppelten Erfolg hatten, einmal den sehr wohlthätigen für die Leidenden, daß sie geheilt wurden, sodann aber auch den, daß die großen Geister mit Achselzucken und mitleidigem, oft auch mit spöttischem und verhöhnendem Lächeln auf ihn herabblickten. Er aber dachte: „Ich weiß, was ich weiß, und sehe, was ich sehe. Glaubt's nun, oder glaubt es nicht; sei's nun Einbildung oder Wirklichkeit. Wenn ich durch Einbildung gesund bin oder gesund mache — willkommen, wohlthätige Einbildung! Dich will ich lieber, als Wirklichkeit, die mich und Andere krank macht."

Allein auch von christlichen Freunden mußte er manche warnende Äußerungen hören, weil sie die Sache in religiöser Hinsicht bedenklich fanden. Seine Antwort aber war: „Ich weiß nicht, wodurch das Christenthum

mehr in Verdacht der Unzuverlässigkeit kommen kann, als durch die leiseste Äußerung von Furcht, daß irgend etwas Wahres, Wirkliches entdeckt werden könnte, welches demselben in dem Geiste eines wahren Weisen nachtheilig sein dürfte. Für den Schein der Nachtheiligkeit darf der Christ oder der Bibelverehrer völlig unbekümmert sein. Wenn es wahr, wenn es Gottes Sache ist, so muß Alles, was demselben nachtheilig zu sein scheint, demselben in der That vortheilhaft sein, von Adam's Sünde an bis auf die Kreuzigung Christi, von den ägyptischen Zauberern an bis auf Simon den Zauberer."

Übrigens trat er, getreu seinem Grundsatze, Alles der schärfsten Prüfung zu unterwerfen, auch über diesen Gegenstand mit mehren gelehrten Männern, z. B. mit Spalding, Zimmermann, Garve, Campe und Markard in Hannover *) in einen Briefwechsel, in welchem er seine Sache sehr geschickt vertheidigte. Er mußte indeß zu seinem großen Bedauern erfahren, wie armselig, schwachköpfig, unphilosophisch sein Jahrhundert war, das zwar den Fortschritt und die Aufklärung zu seinem Feldgeschrei machte und unaufhörlich auf Untersuchung und Prüfung drang, aber doch die einmal gezogene Grenze des Wissens so scharf und eifersüchtig bewachte,

*) Den Brief an Markard benutzte der Herausgeber der Berliner Monatsschrift (Biester) zu den schamlosesten Angriffen, indem er ihn mit „menschenfreundlichen" (!) Anmerkungen publicirte, die etwa eben so menschenfreundlich waren, wie die menschenfreundlichen Raubzüge der westmächtlichen russenfressenden Civilisationsritter in unsern Tagen.

daß es jede neue Entdeckung, die eine ihr mißliebige Wahrheit zu stützen, oder etwa eine neue große Seite der Menschheit an's Licht zu rücken geeignet schien, sofort als eine strafbare Contrebande zurückwies *). Er klagt deswegen gegen Spalding jun. 1785: „Ich Schwärmer rufe immer: Untersuchet! und kann's bei Andern nicht dazu bringen, die Philosophen heißen, und sich über meine Schwärmerei mokiren."

Schließlich reihe ich noch einige Urtheile Lavater's über den hier fraglichen Gegenstand an, die, meines Bedünkens, dem Leser nicht unerwünscht sein werden.

„Augenzeugen versichern, daß magnetisirte Somnabulisten Schriften durch einen dichten Pappendeckel hindurch lesen konnten. Und selbst das ist mir verschrieenen Wundersmann kein Wunder. Selbst das scheint mir so natürlich als die Auferweckung des Lazarus. Was der Mensch thut, thut die Natur des Menschen. Was die Natur des Menschen thut, ist natürlich."

„Wird eine Kraft des Menschen abgespannt, so wird die andere aufgespannt. Je mehr die äußern Sinne schlafen, desto mehr wacht der innerliche Mensch auf, der mir in allen Gliedern zu existiren scheint."

„Ich glaube, daß eine Kraft in den Menschen ist, die durch eine gewisse Berührungsart in den Andern hinübergehen kann, und die frappantesten Wirkungen hervorbringt; ich glaube, daß einige Personen durch Magnetisation in einen divinatorischen Schlaf versetzt

*) Sehr bezeichnend ist, daß Campe, der zu Lavater reisen wollte, sofort wieder umkehrte, als er unterwegs zu Schaffhausen von dessen magnetischen Curen hörte.

zu werden pflegen, in welchem sie viel feinere Wahrnehmungen machen, als sie beim Wachen zu thun vermögend sind.“

„Ungeachtet Mesmer“, schrieb er 1787 an Sommering, den Arzt und Naturphilosophen, „meines Bedünkens zu viel aus der ihm vom Schicksal anvertrauten Erfindung oder Wieder-Erfindung macht*), so ist ganz unwidersprechlich aus tausend an den verschiedensten Orten gemachten, ruhig wiederholten und wiederholbaren Versuchen bewiesen, daß ohne allen Betrug gewisse Übel durch dies Mittel gehoben werden. Gewünscht habe ich, daß Sie keinem Hauche des antigeschichtlichen genius saeculi nie keinen Zoll nachgegeben haben möchten. Das Zuviele, das Betrügerische, Unwürdige, das den Hauptphänomenen angehängt werden mag, kann bestritten werden, wenn man Augenzeuge war. Aber das Hauptphänomen selbst: ein rathgebendes, divinatorisches Schlafreden und Heilung von gewissen Krankheiten — kann nicht bestritten werden“**).

*) Ähnlich spricht er sich dahin aus: „Ich bin kein Schüler, kein Mitglied irgend einer von ihm gestifteten Gesellschaft. Vieles in seinem System ist mir nicht einleuchtend, Vieles in seiner Handlungsweise mißfiel mir. Es ist mir höchst wahrscheinlich, daß Mesmer viel weiter gekommen, viel weniger Widerspruch gehabt hätte, wenn er nicht so öffentlich, so theatralisch, so eigennützig, so zerstreut gehandelt und nicht im Enthusiasmus der neuen Entdeckung mehr davon versprochen hätte, als er leisten konnte.“ — „Er verliert und gewinnt immer“, fügt er nach erfolgter persönlicher Bekanntschaft hinzu; „ach, die arme Eitelkeit verdirbt Alles! Sonst hat er seine schönen redlichen, humanen Momente. Ich lerne Vieles an ihm, mehr als von ihm.“

**) Es findet hier gewiß einen geeigneten Platz, was der ehrwürdige Dr. v. Schubert in seiner „Geschichte der Seele“ S. 272

Schon bei Gelegenheit der Reise nach Bremen (vgl. S. 119 ff.) wurde wider Lavater, wie wir uns er-

über diese Sache sagt: „Als im letztvergangenen Jahrhundert ein frecher Sinn der Empörung gegen jedes fest in einer höheren Ordnung Begründete der Seele Alles genommen hatte, was ihr theuer und werth, ja was das eigentlich Ihrige ist, den Glauben an einen Gott und an seine des Menschen sich erbarmende Vorsorge, den Glauben an eine Kraft des Gebetes, ja an das selbstständige Dasein und Fortbestehen des Geistes im Menschen, da trieb der Schmerz des großen Verlustes die kranke Seele in ihr Inneres zurück. Es wurde ihr hier, denn ungewöhnliche Krankheiten fordern ungewöhnliche Heilmittel, gegen den gewöhnlichen gesunden Gang der Natur, das im Schlafe wiedergegeben, was man ihr im Wachen genommen, und wenn auch das theure Geschenk häufig und bei Vielen so vergänglich und ohne tiefer gehende Nachwirkung geblieben, wie ein liebliches Traumbild, so hatte es doch zugleich in jener armen Zeit auch die tröstende, aufrichtende Kraft eines schönen, reichen Traumes. Wenn jene Stimmen schweigen, denen es zukäme, zu sprechen, da werden die Steine schreien; wenn die Wachenden sich zur Lüge verkehren, da muß wenigstens der ungeschminkte Traum die Wahrheit reden, ja die Todten müssen gegen die Lebenden zeugen.

„Welche Wirkung die Entdeckung des sogenannten animalischen Magnetismus und aller mit ihm verbundenen Erscheinungen in ihrer Zeit gehabt, das werden Die leicht begreifen, welche den verarmten, trostlosen Zustand der Menschenalter und der Völker kennen, für welche jene Entdeckung gemacht war. Der Materialismus wollte gern das ganze Gebiet dieser Erscheinungen wie einen Traum der Nacht verlachen und hinwegweisen; aber in dem Traume und in der Nacht war eine furchtbar wirkende Kraft, welche sich nicht hinwegweisen, nicht verläugnen ließ. Die kranke Zeit, welche selbst den eigentlichen Namen des Lebens vertilgen wollte und sich hierbei auf das Zeugniß des stummen Schlafes und des Todes berief, mußte auf einmal den gefürchteten und gehaßten Namen zu ihrem Schrecken aus dem Munde eines Todtenschlafes selber hören.“

innern, der Vorwurf der Proselyten= und Sectenma=
cherei erhoben, und seitdem wiederholte man ihn im=
mer lauter im vollen Chore. Zu läugnen ist dabei
freilich nicht, daß die ganze neueste Kirchengeschichte
kaum einen Menschen aufzuweisen hat, der auf gleiche
Weise, wie Lavater, dazu angethan gewesen wäre, eine
neue Glaubensgemeinschaft zu stiften, sowie daß er
wirklich für Unzählige der Vermittler einer neuen Le=
bens= und Religionsanschauung geworden ist. Ausge=
rüstet mit der Kraft aus der Höhe, vereinigte dieser
in Wahrheit außerordentliche Mann, dieser Fenelon
der Deutschen, wie er oft genannt ist, so Vieles in
sich, das ganz geeignet war, nicht bloß auf die einzelnen
ihm näher stehenden Menschen, sondern auch auf die
ihm staunend und in bewundernder Liebe folgenden
Massen hinreißend zu wirken und sie mit unwidersteh=
licher Gewalt an sich zu fesseln. Aber Niemandem
konnte das Streben, Menschen an sich zu fesseln, fer=
ner liegen, ja im Grunde der Seele mehr zuwider
sein, als ihm. Nicht um für diese oder jene Secte und
Sonderkirche zu wirken, rief er so laut und nachdrück=
lich seinen Zeitgenossen zu: „Kommt, lasset uns auf=
machen und nach Zion gehen, der Stadt unsers Got=
tes, und uns flüchten in die Arche, ehe die Tage des
Gerichts anbrechen"; sondern allein seinem Herrn See=
len zu gewinnen, war die Neigung und das Ziel, dem
er immer getreu blieb. Daß er nun aber diesem Ziel
mit so großem Ernste und furchtlosem Freimuthe nach=
strebte, rechnete man ihm, wie als Proselytenmacherei,
so auch als einen Mangel an Toleranz und Humani=

tät an, wofür man sich in jener Zeit bekanntlich so leidenschaftlich erhitzte und ereiferte. Denn Toleranz und Humanität waren ja die großen Schlagwörter des Jahrhunderts und das Banner, um das sich alle Welt zusammenstellte. Man würde aber weit vom Ziele treffen, wenn man etwa glauben wollte, es sei damit die Zeit erschienen, wo die Turteltaube sich wird hören lassen in unserm Land, wo die Wölfe wohnen werden bei den Lämmern, und die Schwerdter sich in Pflugschare verwandeln werden. Jeder Tag konnte vielmehr lehren, daß gerade die lautesten Humanitätsprediger und Toleranzposauner selbst nicht einmal die allerersten Anfangsgründe der Billigkeit und Brüderlichkeit in der Beurtheilung Andersdenkender gelernt hatten. Denn, als hätten sie das Henkeramt des Inquisitionsgerichtes in Erbpacht bekommen, hefteten sie Jedem, der ein gutes, warmes Wort für das Christenthum sprach, ohne Weiteres den Namen eines Fanatikers und Schwärmers an, und ihr ganzes Wesen schlug sofort von oben bis unten in die grimmigste und wüthendste Intoleranz um, sobald sich ihre liebe Eitelkeit gekränkt fühlte. Völlig toll konnten sie werden gegen jeden freien Bekenner des Namens Christi, und eben so toll gegen Jeden, der es wagte, den Unsinn und die Gottlosigkeit ihres Unglaubens mit der bescheidensten Offenheit zu rügen. Wie sehr also Lavater, dieser unerschrockene Zeuge des evangelischen Christenthums, ihren ganzen Ingrimm erregen mußte, begreift man leicht. Eben so handgreiflich aber ist's, wie wenig er diesen Vorwurf der Intoleranz verdiente. Ja, es dürfte an Solchen

nicht fehlen, nach deren Erachten er die Grenze der Toleranz um eine gute Strecke überschritt, und die großes Bedenken tragen würden, ihm nachzusagen: „Ich gebe alle Namen für Genuß und Seligkeit hin, sogar Christ und Christenthum; wie viel tausendmal eher Alles, was Zwinglianismus, Calvinismus, Reformirtheit heißen mag; völlige Nullitäten sind für mich, für meinen innern Menschen, für meinen Gottesgenuß, die Namen Zwingli, Calvin, Luther, Papst, Concilium, reformirt, lutherisch, katholisch. — Ich ehre Alles, was geistigen Genuß verschafft, Leben gibt, das kein Tod zerstören kann, Liebe weckt, die kein Haß zerstören kann, Stärke gibt, wodurch die materielle Phänomenen-Welt überwunden werden kann. Was am meisten mir gibt, dies ist mein Gott und mein Himmel. Von diesem Punkt ausgegangen, wie hoch erhebt man sich über Alles, was Religionsstreitigkeit heißt." Aber wahr ist's, Lavater, der den Schriftstellern, auch den ungläubigsten, gegenüber „das toleranteste, schonendste Wesen war", wie Goethe bezeugt, und ihnen selbst seine Sympathie nicht versagen konnte, vergab der Wahrheit, oder dem, was er für Wahrheit erkannte, kein Titelchen. Es ging ihm hierin, wie Luther in seiner kräftigen Weise sagt: „Ich kann nicht beten, ich muß dabei fluchen. Soll ich sagen: „Geheiligt werde dein Name!" muß ich dabei sagen: „Verflucht, verdammt, geschändet müssen werden aller derer Namen, die Deinen Namen lästern!" Soll ich sagen: „Dein Reich komme!" so muß ich dabei sagen: „Verflucht, verdammt, verstört müssen werden alle Reiche

auf Erden, die Deinem Reiche zuwider sind!" — Soll ich sagen: „Dein Wille geschehe!" so muß ich dabei sagen: „Verflucht, verdammt, geschändet und zunichte müssen werden alle Gedanken und Anschläge Aller, die wider Deinen Rath und Willen streben!" Wahrlich, so bete ich alle Tage mündlich und mit dem Herzen ohne Unterlaß, und mit mir Alle, die an Christum glauben, und fühle auch wohl, daß es erhört wird. Dennoch behalte ich ein gutes, freundliches, friedliches und christliches Herz gegen Jedermann; das wissen auch meine größten Feinde."

Doch wir werden wohl thun, uns von ihm selbst sagen zu lassen, was er dem Vorwurfe der Intoleranz und *Sectenmacherei entgegenzusetzen hatte.* Nach den (S. 254 ff.) bereits angeführten Worten fährt er also fort:

„Christus duldete Alles und Alle, — Er war toleranter, als die tolerantesten Christen und Nichtchristen unserer Zeiten. Keine Toleranz reicht der seinigen an die Ferse. Aber bei Allem dem — in seine Jüngerschaft, seine Sozietät nahm er Keinen, nicht Einen aus allgemeiner Toleranz und Menschenfreundlichkeit auf, der keinen Glauben an ihn, der für das Übermenschliche und Göttliche in ihm keinen Sinn hatte. — Ist's denn Verfolgungssucht, Härte, Unmenschlichkeit, wenn ich dem, der die evangelische Geschichte belächelt, die Thaten Jesu verwirft, seine Auferstehung läugnet, den Glauben an seine Herrschaft Schwärmerei, die Erwartung seiner Wiederkunft Wahn und Aberglauben nennt, nicht denselben Namen gebe, wie dem, welchem das Alles heilige, ehrwürdige, unverletzliche Wahrheit ist? — Soll ich aus christlicher Liebe den

auch noch einen Christen nennen, der das ganze Evangelium zu einem völligen Roman macht, und Christum zu einem der feinsten und dümmsten Betrüger? — Logik, Vernunft, Philosophie meines Zeitalters! urtheile! Urtheile, Theologie und Christenthum meines Zeitalters!

„Ich könnte Schriften und Katheder nennen, wo es geschah, und voraus nennen, wo es wieder geschehen wird, daß derjenige als ein intoleranter, blinder Eiferer ausgezischt wird, der sagt: Wer den Glauben an positive Gotteserfahrungen für entbehrlich und unphilosophisch hält, und die Auferstehung unsers Herrn dahingestellt sein läßt, kann zwar ein guter, ehrlicher, allenfalls denkender und verständiger Mann sein, — aber ein Christ, nach dem apostolischen Sinn, ist er nicht. Dieser intolerante, blinde Eiferer bin ich, — Ich, der ich seit vielen Jahren mit allen möglichen Arten anders denkender Menschen, vielleicht wie wenige Menschen, Christen und Geistliche, auf dem Erdenrund, in mancherlei freundschaftlichen Verhältnissen stehe, — Ich, der ich keine Seele nie zwingen wollte und nie zwingen will, zu denken, wie ich denke, — Ich, der ich jetzt einen lutherischen, jetzt einen katholischen, jetzt einen herrnhutischen, jetzt einen mennonitischen, jetzt einen mystischen, dann einen fanatischen, jetzt einen deistischen, dann einen atheistischen Menschen in mein Haus, und wenn ich sie redlich, gutmüthig, schwach oder krank finde, allenfalls in meine Arme nehme, — Ich, der ich mit Allen korrespondire, Allen leutselig begegne, Keinem was abschlage, was ich ihm geben kann, — Ich, der ich schon hundert male behauptet habe und jetzt so öffentlich und so deutlich, als etwas behauptet werden kann, wieder behaupte: Ich habe unter allen möglichen Klassen verschieden von mir denkender Men-

schen solche getroffen, deren Redlichkeit — was sag' ich? Redlichkeit — deren Zweifel, deren Unglauben sogar — mir Achtung und Verehrung abgewann, indem ich sah, daß sie in ihrer Lage nicht anders konnten, daß ihr Gesichtspunkt zu tief oder zu verschoben war, um das zu sehen, was ich für gewisse Wahrheit hielt, — Ich, der ich voraus gewiß weiß, daß hundert Schwachmüthige von denen, die sich meine Verehrer nennen, die dies lesen, sich über diesem Wort entsetzen und mich als einen Heiden und Zöllner ansehen werden — und dennoch wiederhole — daß ich es für sehr möglich halte, redlicher Deist und Atheist zu sein, und noch hinzuthue: Wenn ich Fürst oder Obrigkeit wäre, so ließ' ich Jedem seinen Glauben, und ließ' ihm ein eigenes öffentliches Versammlungshaus bauen, und da lehren, was er lehren wollte — und würde für nichts sorgen, als daß Keiner zugleich zweier Kirchen Mitglied wäre, Keiner zween widersprechenden Herren diente. Ich, der ich dies sage, wie es, meines Wissens, noch kein christlicher Theologe gesagt hat und sagen durfte — werde, deß alles ungeachtet, von einem gewissen, nicht vom Himmel herabsteigenden, nicht der menschlichen Brust entkeimenden, sondern von einem andern als menschlichen oder göttlichen Principium herstammenden Geiste, den die wahrhafteste Zunge der sanftesten Sanftmuth Wolf im Schaafkleide nennen würde — von einem mir sehr intolerant scheinenden, Toleranz aushängenden Geiste, der jetzt in den Kindern des Unglaubens sein Werk hat — als ein Erzintolerant verschrieen werden. Warum? Darum, weil ich es durchaus nicht dulden will, daß deklarirte Unchristen deklarirte Christen heißen, daß kein innerer Unterschied sein soll zwischen dem, der Christum als einen Charlatan prostituirt, und dem, der

ihn mit ganzer Seele als seinen Herrn und seinen Gott anbetet . . . Wer ist nun intolerant, der, so dies sagt, oder der, so den, der dies sagt, nicht dulden will? Diese Grundsätze der Toleranz, dieser Respekt für des Andern Willensfreiheit, Denkensfreiheit, diese Ehrfurcht für des Andern Überzeugung, sollen mich zwar nie abhalten, meinen Glauben, meine Glaubensgründe so klar, so bestimmt, so kräftig darzulegen, als es mir immer möglich ist.

„Derselbe Sinn und Geist, der mich sagen machte, was ich bisher sagte, führt mich auch zu dem Grundsatze: in keine alte oder neue Religionssozietät, Kommun, Partei, Sekte oder Brüderschaft, einzutreten, so sehr ich jede Partei, jedes überzeugte Mitglied einer jeden solchen Sozietät oder Brüderschaft, als überzeugtes Mitglied, zu verehren mich verbunden achte. Wie kann ich meine Denkensfreiheit, das köstlichste Gut, das ich habe, diesen innigen Genuß meiner selbst, wegwerfen? wie mich selber verkaufen und einschränken wollen? wie mich in neue Partikularpflichten einlassen, da ich denen, die ich bereits auf mir habe, nicht genugthun kann? Wer sich einschließt, schließt Andere aus . . . Man kann also ganz sicher sein, wie man von etwas in der Welt sicher sein kann, daß ich von keiner Sekte, keiner Partei, keiner Art von geheimer Sozietät weder bin, noch jemals sein werde. — Weder Herrnhuter noch Mennoniten, weder Kollegianten noch Inspirirte, weder Freimaurer noch Rosenkreuzer, weder Geisterseher noch Theosophen, weder Konkordianten noch Illuminaten, weder Adepten noch Magier, noch irgend eine andere Brüderschaft dieser Art werden mich je zum Mitglied bekommen. Niemandem werde ich auch je rathen, in solche Verbindungen einzutreten, obgleich ich Niemand, der in solchen

Verbindungen steht, mit Einem absprechenden Worte bereden werde, dieselben wieder zu verlassen. So wenig ich für mich, um meiner unverkaufbaren Gewissensfreiheit willen, je in eine solche Sozietät treten möchte, so sehr hab ich ein gutes Vorurtheil für das Herz, für die Religiosität, für die Wohlmeinung eines Jeden, den ein inneres Bedürfniß zu solchen Verbindungen hintreibt, obgleich ich in demselben Augenblicke mit derselben Freiheit gestehen muß, daß er mir, als solcher, immer ein Mensch von beschränkten Geisteskräften zu sein scheint.

„Man wird nun leicht ermessen, welch' ein heiliger Grundsatz es für mich sein müsse, niemals selbst keine Art von Sozietät, Brüderschaft, Partei, Kommun oder Sekte zu stiften. Nichts kann von meinen innersten Begriffen, Empfindnissen, Absichten entfernter, nichts meiner sittlichen Natur mehr entgegen sein, als dies. Wenn ich mit keinem sittlichen oder religiösen Verdienste aus der Welt gehe, so weiß ich, daß der Allwissende das mir zu Gutem anrechnen wird, daß ich, in meiner Lage, bei der Stärke meiner Überzeugung, bei den mannigfaltigen Freundschaften, bei dem herzlichen Zutrauen, das so viele hundert Menschen gegen mich äußern, kurz, bei der auffallenden Möglichkeit und Leichtigkeit, eine Partei zu machen, nie den mindesten Versuch zu so etwas gemacht habe, daß ich meines Lebens nichts gewisser bin, als dessen, daß ich nie keine machen werde; daß ich einen unaustilgbaren sittlich-religiösen Ekel vor allen solchen Machenschaften als Machenschaften habe; daß ich solche Herrschsuchten über Gemüther und Gewissen, solche Beredungskünste, solche Intriguen, seine Partei zu vergrößern, als etwas äußerst Kleines, eines edeln, freien Geistes und Herzens Unwürdiges verachte; daß ich gegen hun-

dert Menschen, die aus Liebe und Vertrauen zu mir meine Überzeugung verschlingen zu wollen Miene machten, verschlossen war und so gegen Anhänglichkeit an Menschen loszog, daß ich sie sehr empfindlich vor den Kopf stieß.

„Universalsprache, Universalmonarchie, Universalreligion, Universalmedizin — sind mir, bis der große Allvereiniger kömmt, gleiche Synonyme der menschlichen Schwäche und Vermessenheit.

„Ein gelehrter und denkender Reisender schrieb mir ungefähr: „Es wirken, ohne mein Wissen, verschiedene (frömmelnde) schlechte Menschen auf mich — und suchen durch mich ihre Absichten zu erreichen." Ich wünschte, dem Schreiber dieses und Allen, die leichtgläubig genug sind, sich so was aufheften zu lassen, oder zu weit außer der Möglichkeit stehen, mich zu kennen, alle Briefe, die an mich geschrieben werden, und alle meine Antworten — und die Geschichte aller aktiven und positiven Besuche, die allenfalls auf mich wirken könnten, vorlegen zu können, um ihnen durch eine Induktion ohne ihres Gleichen, zu ihrer brüderlichen und psychologischen Freude, darzuthun, daß ich vor der Hand wenigstens der Mann noch nicht bin, der so mit sich spielen ließ, und ich wollte wohl einen, von denen, die das glauben, selbst zu bestimmenden, Preis darauf setzen dürfen, auf einen einzigen historisch richtigen Beweis dieser sorgsamen Vermuthung. Wer mich nur zween Tage gesehen hat, weiß, daß man nichts mit mir zu schlechten Absichten ausrichten kann; weiß, daß die Frömmelei kaum einen schärfern Feind haben kann, als mich, und daß kein Weg ist, wodurch man weniger auf mich und durch mich wirken kann, als dieser."

Ein anderes Märchen, das eine geraume Zeit hindurch einen currenten Journal- und Zeitungsartikel bildete, war die Beschuldigung des Kryptokatholicismus und Kryptojesuitismus. Damit hatte es aber folgende Bewandtniß. Durch die bis zum Ekel wiederholten Spottnamen eines Obscuranten, Pietisten, Schwärmers, und wie die Stichwörter weiter heißen mochten, unter welchen die Ungläubigen das Christenthum Lavater's verfolgt hatten, glaubte man zwar ihm das Brandmal eines Dummkopfes hinlänglich aufgedrückt zu haben. Einerseits erschienen indeß diese Waffen als etwas abgenutzt, und wollten bei Vielen daher auch nicht mehr die rechte Wirkung haben; *andrerseits hätte man doch gar zu gern auch seinem sittlichen Charakter einen Makel angehängt.* Dazu sollte nun sein angeblicher Kryptokatholicismus und Jesuitismus den Vorwand liefern. Gefunden war dieser Vorwurf leicht; denn in den Augen der Großherolde und Fackelträger der neuesten Philosophie jener Tage galt alles Positive der christlichen Religion für eingeschwärzter Priesterbetrug und pfäffischer Aberglaube, sowie Jeder, der nicht Deist, nicht Berlinischer oder Nicolaitischer Christ war, und seine Vernunft nicht unter ihren Unglauben beugen, nicht die neuesten Bahrdt'schen Offenbarungen an die Stelle der göttlichen setzen wollte, als ein Jesuit. Wiewohl nun selbst im Herzen insofern römisch-katholisch gesinnt, als sie ihre Vernunftphantastereien und selbstgemachten Gedankenbilder und Einfälle katholisch zu machen, d. h. der Welt als allgemein aufzudringen, und die Aussprüche ihrer, wie sie dafür gehalten wissen wollten,

infallibeln Aufklärerei an die Stelle der päpstlichen Decretalien und Bannsprüche zu setzen, sich eifrigst angelegen sein ließen, lehrte sie doch ihre Weltklugheit, dies Streben nicht vorzeitig allzu offen hervortreten zu lassen, sondern die Welt, die einmal betrogen sein will, also auch — nach ihren Moralprincipien — betrogen werden muß, noch einige Zeit zu täuschen. Nach ihrer Taktik, die sie den Straßenräubern abgelernt, die in dem einen Theile der Stadt einen gewaltigen Feuerlärm machen, damit Alles dem bedrohten Punkte zulaufe, und sie am andern Ende desto ungestörter rauben können, erhoben sie daher nach Marktschreier-Art ein entsetzliches Geschrei sowohl wider den Katholicismus überhaupt, als auch wider Lavater's Kryptokatholicismus insbesondere. Daß es freilich damals in der ganzen Christenheit vielleicht auch nicht einen Religionslehrer gab, dem das ganze Wesen des Katholicismus innerlich so fremd war, und dessen offen ausgesprochene Grundsätze dem unerträglich einschränkenden und eben deswegen auch unerträglich ausschließenden Geiste der Hierarchie diametraler entgegenstanden, konnte natürlich die hohen Geister nicht geniren. Während andere ehrliche Leute an dem Grundsatze festhalten: Der Personen Freund, der Sache feind, schleuderten sie zwar ihre Donnerkeile gegen die Jesuiten, huldigten aber dem eigenthümlich jesuitischen Grundsatze: „Der Zweck heiligt das Mittel"; darum waren sie denn auch bei der Wahl der Mittel zu ihrem schönen Zwecke der böswilligsten Verdächtigung Lavater's nicht allzu wählerisch.

**

Zuvörderst stellten die Herren Visionäre und Jesuitenriecher, die überall Gespenster sahen, welche allein in ihrer Einbildung existirten, und allenthalben Katholicismus und Jesuitismus witterten, oder wenigstens zu wittern sich den Schein gaben, eine Treib- und Hetzjagd nach Anecdoten an, und erhorchten aller Orten Waschweibereien, die ihren luminösen Verdachtsgründen das Siegel aufdrücken sollten. Einige dieser Anecdoten muß der geneigte Leser doch kennen lernen, um sich von der Unverschämtheit und Lächerlichkeit der Strategie dieser Leute einen klarern Begriff machen zu können.

Lavater hatte in seinem Studirzimmer nicht allein Portraits und Bilder von Locke, Goethe, Herder ꝛc. ꝛc., sondern auch — man denke nur! — ein Crucifix. Einst hatte er nun von einer Reise einen Kranz von Rosen mit heimgebracht, und ihn unfern des Crucifixes niedergelegt. Ein durchreisender Freund hatte im Scherz dieses Rosenkranzes gedacht, den er bei Lavater gefunden. Aus Scherz ward schon im dritten Munde Ernst, den die spionirenden Anecdotenjäger sofort zu einem eclatanten Beweis für Lavater's Katholicismus machten. — Ein anderes schlimmeres Document desselben sah man darin, daß Lavater einst, während einer Krankheit, von einem päpstlichen Nuntius und einem Domherrn einen Besuch empfing. Was konnte verdächtiger sein, als dieses? Was konnte der Besuch dieser katholischen Herren für einen andern Zweck gehabt haben, als den: dem Kranken die letzte Oelung zu geben? Ein gleich triftiges Argument für Lavater's

Kryptokatholicismus mußte die Callote liefern, die er eines sonst unausweichbaren Schwindels wegen trug, welche aber nach dem Geträtsche der Jesuitenriecher nur den Zweck hatte, eine Tonsur zu bedecken. — Lavater hatte als ein großer Kunstfreund und Kunstkenner den Bildern, die er hier und dort in katholischen Kirchen fand, die Achtung geschenkt, die sie um ihres Kunstwerthes willen verdienten. Das genügte, ihn als einen Anbeter der Heiligenbilder auszuschreien. Er hatte desgleichen bei dem Anblicke mancher, in einem edeln Styl erbauten katholischen Kirche seine Bewunderung ausgesprochen; was lag näher, als ihn überall als einen Verehrer der katholischen Kirche auszurufen? Außerdem war er auch nicht so befangen, um in jedem äußerlichen Gebrauche der katholischen Kirche sofort einen rohen Götzendienst zu sehen *), und hatte namentlich das Wort Goethe's: „Verflucht ist, wer einen Cultus Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist", sich mehrfach angeeignet und ausdrücklich angeführt. Das wurde dahin ausgelegt, als habe er der katholischen Messe das Wort geredet. Gleichwie er ferner auch in der katholischen Kirche manche zweckmäßige Hülfsmittel zur Erweckung, Übung und Stärkung guter Gesinnungen anerkannte, die in seinen Augen dadurch, daß sie oft einerseits abergläubisch mißverstanden, andererseits von Bosheit und Verdorbenheit zu ganz entgegenge-

*) Das Fasten betrachtete er z. B. als eine heilsame periodische Übung zu Privationen, um theils an die Entbehrung zu erinnern, welche die Erfüllung der moralischen Pflichten erfordert, theils mittelst jener Übung sich dieselben zu erleichtern.

setzten Zwecken gemißbraucht waren, keineswegs ihren Werth verloren, so machte er um der äußern Confession willen nie einen Unterschied, sondern jeder Mensch, dem Jesus Christus die Hauptsache war, war ihm ein Christ und Bruder, mit dem er im Wesentlichen harmoniren konnte. Sein Grundsatz war: „In allen Confessionen gibt's wahre, ächte Jünger und Schüler der Apostel, ächte Glieder der wahrhaften Kirche, insofern sie Christum über Alles lieben, und sich nach seinem Sinne bilden. Auf das Medium dieser Bildung, scheint es mir, kommt es viel weniger an, als auf die Bildung selbst. Ich denke gar nicht, daß die mindeste positive Strafe (insofern Strafe von Correction verschieden sein soll) daher zu befürchten sei, weil ein Mensch durch andere Media zu einem Zwecke kommt, als die sind, die ich für meine Person die schicklichsten zu sein achte. — Keine äußerlich sogenannte Kirche, weder die katholische, noch lutherische, noch reformirte, als solche, ist die rechte, sondern die rechte ist das Aggregat aller von Christus allein beseelten Menschen."

Diesem Grundsatze gemäß stand er auch mit manchen Katholiken, und insbesondere mit dem edeln Sailer, in inniger freundschaftlicher Verbindung. Nicht einen Augenblick hatte er daher auch Bedenken getragen, Sailer's Schriften, wie z. B. dessen „Vernunftlehre für Menschen, wie sie sind", ferner dessen „Gebetbuch" und besonders dessen „Erinnerungen an junge Geistliche"*),

*) Hinsichtlich der Erinnerungen sagte er z. B. in der Handbibliothek IV. 1791. S. 106 ff.: „Mit großem Vergnügen und inniger Erbauung hab' ich Sailer's „Erinnerun-

oft und viel, und zwar Menschen aller Art und aller Confessionen, anzupreisen und zu loben, ja zu erklären, daß er „ohne alles Bedenken mit derselben Vernunft- und Religionsfreiheit, mit welcher Andere diese Schriften verdammten und verdächtig machten, dasselbe weiter zu thun, fest entschlossen sei". Er rechnete es sich ferner ausdrücklich zur Ehre an, Sailer's Briefwechsel und Freundschaft genossen zu haben. Und als Blödsinn oder Unwissenheit, Schiefsinn oder Verläumdung

gen an junge Prediger" gelesen. O möchte doch dieses Büchelchen das Handbuch aller Prediger werden! Welche Klarheit und Wahrheit! Welch' ein inniger Ernst! Welche Kenntniß und Verehrung des Evangeliums! Welcher Eifer für christliche Wahrheit! Welche Reinheit von allem fremdlichen, heterogenen Weltgeist! Welche Ruhe und welche Heiterkeit im Ganzen! Welche Menschenkenntniß und Weisheit! O empfehlen Sie doch dies gewiß vortreffliche Werk Allen, welchen es Ernst ist, sich an heiligem Feuer zu erwärmen, und andere wärmebedürftigen Seelen nicht in tödtlicher Weltgeisteskälte verfrieren zu lassen! — O wie freu' ich mich, daß die katholische Kirche einen solchen Licht und Wärme verbreitenden Mann hat! Wer will all' das Gute berechnen, das durch ihn rechts und links auf alle Weise ausgebreitet und veranlaßt wird? Sage man, was man will, so tief will ich nicht versinken, den Schriftsteller nicht zu loben, den ich lobenswerth finde, weil die hohen Weltregenten unsres Zeitalters mit Verachtung auf ihn herabsehen. Ich werde nach meiner Überzeugung sprechen, und so viel lauter sprechen, je mehr auch ich mit ihm, um dieses Sprechens willen, Verachtung zu erwarten haben werde. Ich bin zufrieden, wenn ich auch nur Einen zum Lesen und Benutzen seiner Schriften veranlasset haben werde. Es wäre wohl nichts kleinlicher und unsrer unwürdiger, als wenn wir uns durch das Geschrei irgend eines Parteigeistes abhalten ließen, unserer Überzeugung treu zu bleiben, und diese Treue besonders auch durch das Bekenntniß derselben zu beweisen."

Alles aufbot, diesen edeln, redlichen Mann in einen übeln Ruf zu bringen, scheute sich Lavater nicht, ihn auf seiner Reise nach Copenhagen eigends aufzusuchen, und in seinem Reiseberichte offen zu bekennen: „Ich habe mir um so viel fester vorgenommen, mich als Freund aller rechtschaffenen Katholiken zu erklären, je härter und schiefer man sie und mich deswegen beurtheilen sollte*). Wenn solch ein elendes Geschrei nicht verachtet wird, was soll dann verachtet werden?" Was konnte es nach diesem Allem noch weiteres Zeugnisses bedürfen? Hier hörte man's ja aus seinem eignen Munde, wie sehr er dem Katholicismus hold und zugethan sei.

Kurz, Lavater's wahre Toleranz wurde *ihm* von den Toleranzhelden bald als Intoleranz, bald als Katholicismus, bald als Jesuitismus, und Gott weiß, als was sonst noch, angerechnet. Ja, die Humanitätshelden jener Tage entblödeten sich nicht einmal, ihn zu einem blinden Werkzeuge in den Händen geheimer Obern des Jesuitenordens zu stempeln, die an der Verdummung des menschlichen Geistes arbeiteten, um sich der Menschheit als Führer nothwendig zu machen**).

*) Bemerkenswerth ist, daß Sailer wegen seiner Freundschaft mit dem entschieden antikatholischen Lavater von Seiten seiner Kirche so viele Verunglimpfung zu erdulden hatte, und darüber des heimlichen Protestantismus beschuldigt wurde. — Auch ist erwähnenswerth, daß die „Berlinische Monatsschrift, herausgegeben von Gedike und Biester," aussprengte, Sailer's Gebetbuch sei von dem „verschmitzten Pfaff" (Lavater) geschrieben, um die Protestanten zu verführen.

**) Die „Herzenserleichterungen zweier Menschenfreunde in vertraulichen Briefen über J. C. Lavater's Glaubensbekenntnisse"

Noch darf nicht unbemerkt bleiben, daß nicht selten erlauerte und erschlichene Privatbriefe Lavater's, aus denen man einzelne, aus ihrem Zusammenhang herausgerissene oder geradezu verdrehte Stellen überall ausbot, einen Theil des Materials zur Vervollständigung jener abgeschmackten Anecdoten liefern mußten. Und eben so wenig soll dem werthen Leser die Naivetät verschwiegen werden, mit welcher einer jener Wortführer, die die Beschuldigung des Kryptojesuitismus Lavater's zum Feldgeschrei ihrer Polemik wider ihn machten, sich dahin erklärte: „es habe gar nichts zu bedeuten, wenn von gewissen Leuten, deren Wirksamkeit geschwächt werden müsse, allenfalls auch unwahre, nachtheilige, schändliche Dinge bekannt gemacht würden. Man dürfe es, der guten Sache zu Lieb, in solchem Falle mit dergleichen nachtheiligen Anecdoten gar nicht so genau nehmen. Allemal seien es Menschen, die überhaupt Mängel und Fehler hätten; seien sie also in dem vorgegebenen Falle unschuldig, so seien sie es in einem andern nicht, außerdem stehe es ihnen ja frei, sich zu vertheidigen."

Doch sapienti sat! Wenn aber das kein Jesuitismus ist, was denn?

Die Unredlichkeit und leidenschaftliche Gehässigkeit seiner Feinde indignirte unsern Lavater freilich auf das Tiefste, aber doch ertrug er ihr Gesause mit Gelassenheit und Ruhe, und sah ihren Verdächtigungen und Verläumdungen zu, wie einer sich immer erweiternden buntfarbi-

zeichneten sich besonders durch ihren Eifer für diesen menschenfreundlichen Zweck aus.

gen Seifenblase, die endlich schon durch ihre Ausdehnung ohne fremde Berührung von selbst zerplatzt, „völlig überzeugt, daß das unaufhörliche Feuerrufen, wo allenfalls höchstens zu einer Tabakspfeife Feuer geschlagen worden sein möchte, das weisere Publikum endlich ermüden und unwiderbringlich determiniren würde, diese, von so Vielen so geheißene Donquixoterie, die sowohl die rechtschaffensten Protestanten als Katholiken vor aller Welt verdächtig zu machen und gegen einander zu erhitzen sucht, mithin ein Mittel ergreift, das schlimmer ist, als das Übel selber, mit verachtender Vergessenheit zu begraben." Diese Ruhe verdient aber um so mehr Anerkennung, als Lavater anfänglich wohl nicht ganz freizusprechen war von der — ihm auch besonders von Zimmermann öfters vorgeworfenen — Schwäche einer allzu großen Empfindlichkeit, die auch da zuweilen antworten ließ, wo es der Mühe nicht lohnte. Je länger je mehr gewann er aber, nach seinem eignen Ausdrucke, eine eiserne Stirn und ein ehernes Herz gegen alle unerwiesenen Beschuldigungen, besonders jene von lichtscheuen Ungenannten.

Er mußte freilich auch bei dieser Gelegenheit erfahren, daß die Lüge ein Schneeball sei, der, je länger man ihn fortwälzt, desto größer wird, und daß das Calumniare audacter etc. oder die Behauptung, daß von jeder Verläumdung, wenn sie nur recht frech und schamlos wiederholt werde, doch immer etwas hafte, eine Wahrheit sei. Denn es fehlte nie an Solchen, die sich auch die allerunglaublichsten und widersinnigsten Dinge aufbinden ließen. Gingen doch schon im Jahre

1783, von dem das Geschrei über seinen Krypto-katholicismus hauptsächlich datirt, bei ihm Briefe aus Wien ein mit der Anfrage, ob es wahr sei, was als allgemeine Sage herumgeboten werde, daß er mit seiner ganzen Familie zur katholischen Kirche übergetreten sei. Auch machten einige wohlmeinende Katholiken den Versuch, ihn in den Schooß ihrer Kirche hinüberzuziehen.

Dies war wohl mit eine Veranlassung, daß er 1786 eine „Rechenschaft an seine Freunde" schrieb, die er zunächst an den Professor Meiners in Göttingen richtete, und die nachgelesen zu werden verdient, um das Getreibe wider ihn in seiner ganzen Elendigkeit näher kennen zu lernen. Auch legte er, so oft sich eine geeignete Veranlassung dazu darbot, anderweitig manches gute Bekenntniß seines evangelischen Glaubens ab.

Jenen wohlmeinenden Katholiken aber schrieb er unter Anderm: „Ich prüfe Alles und behalte das Beste. Welche katholische Kirche wird sich als katholisch genug legitimiren können, um mich zu bereden: Paulus hat sich geirrt, hat unapostolisch gesprochen? Lieber, was mich besser, reiner, existenter, harmonischer, Gott vertrauender, Christus ähnlicher, meiner wachsenden Vervollkommnung gewisser macht: dies Alles such' ich in viel einfacheren Dingen, als in dem für mich so ununtersuchbar verwickelten und tausendfach belasteten Medium, welches Sie mir mit der frömmsten, liebenswürdigsten Redlichkeit so dringend anpreisen. Gott wird Ihnen dies gutschreiben. Ich freue mich Ihres Eifers, mich katholisch zu machen, um Ihrer selbst willen. Nicht das Katholische, das Reinmenschliche Ihres Eifers

ist etwas Heiliges, Göttliches, Unsterbliches, wofür Sie einst manch' liebliches Wort aus dem Munde des Herrn hören werden. Und nun noch das endende Wort: Wir leben in einem Zeitpunkte, wo wahrlich weniger als je von Protestantismus und Katholicismus als zwei sich entgegengesetzten Dingen gesprochen werden sollte, wo die Redlichen auf beiden Seiten sich für das Wesentliche des Christenthums: Glauben an Christum, der christliche Liebe zeugt, vereinigen sollten."

Noch klarer ist Lavater's Ansicht über den Katholicismus enthalten in dem merkwürdigen Briefe an seinen Freund Stolberg nach dessen Übertritt zur katholischen Kirche, der hier nicht fehlen darf. Er lautet:

„Zürich, den 4. X. 1800.

„Du wirst, lieber Fritz Stolberg, gewiß nicht erschrecken, von Lavatern einen kleinen Brief zu erhalten — den ersten nach Deiner mir nicht schwer begreiflichen sogenannten Glaubens- und Religionsveränderung. — Du wirst von dem Protestanten keinen Hauch von Protestation erwarten. Du wirst es mir eben so brüderlich als gläubig aufnehmen, wenn ich Dir mit völliger Überzeugung sage: Mich freut's, wenn Du bei diesem wichtigen Schritt an Ruhe Deiner Seele, an Lust und Kraft zum evangelisch-christlichen Leben, an Leichtigkeit, das höchste Gut zu genießen, an Ähnlichkeit des Sinnes Christi gewonnen hast, oder gewinnen wirst. Ich bin so kleinsinnig nicht, irgend ein Mittel zu verachten oder zu verlachen, wodurch ein Individuum, das anders gebaut ist und andere Bedürfnisse hat als ich, besser, reiner, vollkommener, gottgefälliger zu werden glaubt. Gehe Jeder den Weg, welchen ihn Gott und ein redliches Herz führen! —

„Ich sage noch mehr: Werde die Ehre der katholischen Kirche! Übe Tugenden aus, die dem Unkatholiken unmöglich sein werden! Thue Thaten, welche beweisen, daß Deine Änderung einen großen Zweck hatte, und daß Du den Zweck nicht verfehltest! Werd' ein Heiliger wie Borromäus! Ihr habt Heilige — ich läugne es nicht: wir haben keine, wenigstens wie Ihr habt. Die Heiligen, die Eure Kirche bildete, sind das Gegengewicht gegen zahllose Ceremoniensclaven, die sie hervorbringt und, wenn ich so sagen darf, geflissentlich zu unterhalten scheint. Ich verehre die katholische Kirche als ein altes, reichlich beschnörkeltes, majestätisches, gothisches Gebäude, das uralte theure Urkunden aufbewahrt. Der Sturz dieses Gebäudes würde der Sturz alles kirchlichen Christenthums sein. Ich verehre, liebe, bewundere viele einzelne Katholiken, die ich kenne und unter meine Freunde zählen darf; aber alle Bemühungen einiger, mich zur katholischen Kirche übergehen zu machen, waren vergeblich, und werden immer vergeblich bleiben, weil ich für meine Person durchaus nicht von Formen abhänge, sondern die Religion als eine Richtung des Herzens zu Gott in Christo und ein inneres Streben nach Ähnlichkeit mit ihm ansehe, — weil ich keines Sterblichen Sclave, wohl aber ein eigenwillenloser Knecht Christi werden möchte, — weil ich mir keine Tugend, Vollkommenheit, Seligkeit in der katholischen Kirche denken kann, die der redliche Christ nicht außer derselben wenigstens eben so leicht, wo nicht leichter, erreichen könnte.

„Ich respektire eines jeden redlichen denkenden Menschen Überzeugung wie meine eigene. Des Menschen Überzeugung ist sein Gott. Wer Überzeugung nicht respektirt, was Respektables wird er respektiren? Daß Überzeugung, und nichts als Über-

zeugung Dich zu dem Schritte leitete, den Du gewiß nicht ohne große Verläugnungen thatst, daran habe ich gewiß nicht den mindesten Zweifel. Aber ich — werde diesen Schritt, wie sehr es auch viele der denkendsten und verehrungswürdigsten Katholiken, die ich als Freunde innig liebe, aus den besten, liebevollsten und religiösesten Absichten wünschen mögen, gewiß nie thun. — Ich werde nie katholisch, das ist, Aufopferer aller meiner Denkfreiheit und Gewissensfreiheit, das ist, Entsager aller unveräußerlichen Menschenrechte, werden. — Ich werde, so lange ich hienieden walle (meine Wallfahrt scheint dem Ziele nahe zu sein), nie katholisch werden, das heißt: kein Mensch und kein Engel wird mich je bereden können, eine Kirche als unfehlbar zu verehren und eine barmherzige Mutter zu nennen, die (quia abhorret a sanguine — aus Blutscheu —) ihre irrend erklärten Kinder lebendig verbrennt. — Eine intolerante Kirche kann mir nie eine nachahmungswürdige Schülerin Dessen sein, der über die boshaftesten Verwerfer des Besten die liebevollsten Thränen vergoß. Ich sage dies, Lieber, hauptsächlich deswegen, um jedem Versuche der Beredung, dem redlich überzeugte Proselyten zur katholischen Kirche schwerlich widerstehen können, zuvorzukommen. Ich sage dies deswegen, um Dich als Freund und Bruder (wofern Du mich als einen solchen erkennen kannst und darfst) vor Allem zu warnen, was nur den Schein unchristlicher Intoleranz haben möchte. Denn der Glaube, daß eine einzige, ausschließend beseligende, schlechterdings unfehlbare Kirche sei, daß Alle, die zur Kenntniß derselben gelangen konnten und nicht zu ihr übertraten, ewig verloren gehen, — dieser mir abscheuliche, Dir nun heilige Glaube macht unter dem Scheine der rettungsuchenden Liebe hart, intolerant und

lieblos. Davor Dich zu warnen, ist Freundes- und Christenpflicht. Was ich Dir als Grund, warum ich nie katholisch werden könne, sagte, kann Dich nicht weiter berühren, oder Zweifel in Dir erregen; denn ich denke, Du habest diese Einwendungen selbst gemacht, und sie seien Dir auf eine für Dich genugthuende Weise beantwortet worden. Mir wurden sie es nie. Auch kann von meiner Absicht wohl nichts himmelweiter entfernt sein, als Dich dadurch der guten Mutter, die Dich, wie jener Vater den verlornen Sohn, als ein verlornes und wiedergefundenes Kind so freudenvoll aufnahm, wieder zu entlocken. Nein, nein! Bleibe Katholik! Bleib' es vom ganzen Herzen! Sei allen Katholiken und Unkatholiken ein leuchtendes Beispiel der nachahmungswürdigsten Tugend und christlicher Heiligkeit. Alle Tugenden der Gallitzin, der Droste, der Kolenkamps, der Sailers, der Fenelons müssen sich in Dir vereinigen. Wollte Gott, daß ich aller dieser Edeln Tugenden mir zu eigen machen könnte! — Wenn der einzig mögliche Weg dazu wäre, das Joch der katholischen Glaubensform über sich zu nehmen, ich würde wohl noch katholisch werden. Ich glaube aber, der Geist geistet, wo er will, und das Wort Gottes ist nicht gebunden — und der barmherzige Samariter war näher dem Reiche Gottes, als mancher orthodoxe Priester der erzkatholischen jüdischen Kirche, deren Papst Kaiphas mit den siebenzig Kardinälen Christum kreuzigte. Laßt uns, Lieber, unsere Rechtgläubigkeit durch die vollkommenste Liebe beweisen! Wer Gutes thut, der ist aus Gott — und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm. Adieu, Ewiglieber! Grüße die Engel in Menschengestalt, die Dich umgeben. Noch leide ich sehr und täglich mehr an den Folgen meiner Verwundung.

Lavater."

Überblicken wir das bisher Erwähnte noch einmal, es im Geiste zusammenfassend, so werden wir zugeben müssen, daß nicht leicht ein Mensch mehr Lob von Freunden, aber auch nicht leicht mehr Tadel von seinen Gegnern zu hören bekam. Aber nicht leicht ist auch ein Mensch unbeirrter dabei geblieben, als er. Erfolglos blieb ja allerdings das Streben dieser Feinde, seinen Namen in Mißcredit zu bringen, und dadurch seinen Einfluß zu schmälern, keineswegs. Gab es doch Cliquen, denen schon sein Name auf dem Titel eines Buches Grunds genug war, es mit Verachtung und Spott von sich zu stoßen, und vor denen Niemand ein Wort für ihn reden durfte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, ausgezischt zu werden. Allein er blieb gleichwohl immer der große Mann, dem der Haufen seiner Feinde durch die Beine ging, und dessen Name bleiben wird, wenn ihr Name längst der Vergessenheit oder der verdienten Verachtung anheimgefallen sein wird. Denn die Nachwelt würdigt eine große Persönlichkeit nicht nach dem, was ihr in den Weg trat, sondern nach dem Wege selbst, auf dem sie ihre Größe errang.

Lavater selbst äußert sich hierüber in einem Briefe an Zimmermann, der sich über das Getümmel seiner Feinde ärgerte: „Laß sie! Das gutherzigste Geschrei für mich, wie das bösherzigste Geschrei wider mich, ist am Ende doch nur — Geschrei, das neues Geschrei erregt, und übrigens Alles im Alten läßt. Alles Lob meiner Freunde kann mir doch kein Gran Talent oder Verdienst geben, das ich nicht habe, so wenig meiner Gegner Tadel mir einen Gran von meiner wahren Existenz weglächeln, weghöhnen oder

wegzüchtigen kann. Ihr habt mich zum Genie hinaufposaunt, lieben Freunde! zum Narren schmettern mich meine Gegner herunter. Bin ich nun Genie oder Narr? Mich dünkt, keins von beiden. Ich bin einmal wie ich bin, und wie mich Gott gemacht und organisirt hat, zu empfinden, zu schauen, zu ahnen, zu schwärmen, zu geben, zu nehmen, zu thun, zu leiden — und sei es nun Stolz oder Demuth, oder was es sei — ich bin ganz wohl mit dem zufrieden, was Gott an mir gemacht hat — ein Werk, dessen Rath und That nicht aus Menschen ist, und das hiemit Menschen auch nicht zerstören mögen, und was zerstört wird an mir, ist nicht von Gott, und also mag's den Weg alles Fleisches gehen. — O wenn ich so jeden Abend mein Haar unter meiner Nachtmütze aufwickle, und mit meinem Weibchen — die von allem dem Geschrei nichts weiß, und nichts wissen darf — auf's Ruhebettchen mich hinsetze — es ist doch auf Gottes Erdboden kein glücklicherer Mensch als ich."

Gern tröstete er sich, wenn die giftigen Anfeindungen ihn oft heiß leiden machten, mit dem Worte, das einmal ein christlicher Mann an einen christlichen Schriftsteller in Deutschland schrieb: „Selig seid Ihr, wenn Euch gewisse Rezensenten schmähen und verfolgen, und alles Arge wider Euch schreiben werden. Freuet Euch und frohlocket an demselbigen Tage; denn Euer Lohn wird groß sein, wenn Ihr der Wahrheit ohne Furcht Zeugniß gebet." Stets aber blieb sein Herz frei von allem Hasse und rein von jedem Hauche der Rache. Und wie es überhaupt

ein charakteristischer Zug seines Herzens war, daß er lieber von den guten Eigenschaften der Menschen sprach, während die meisten Menschen ihrer Zeichnung selbst der verdienstvollsten Männer noch ein bedeutsames einschränkendes „Aber" anhängen, um auf das Licht ihres Gemäldes wieder einen Schatten fallen zu lassen, so enthielt er sich jedes harten und unchristlichen Urtheils über seine Feinde. Er schonte auch im Irrenden und Schwachen und selbst im Bösen noch des Menschen, als wäre er ein Heiligthum Gottes. Fleißig stellte er folgende Selbstprüfung an:

„Liebe, beseelst du mich? Verkündigt mein Auge den Bruder?
Freude mein klopfendes Herz?
Sprech' ich Liebe nur aus? Ist Stimm' und Gebärde nur Liebe?
Liebe mein schweigender Mund?
Liebe mein stillstes Gebet? Mein lautester Lobgesang Liebe?
Liebe mein Schaffen und Ruh'n?
Trägt des Weinenden Last, wie des Fröhlichen Freude mein Herz gern?
Bin ich dem Fehlenden sanft?
Treulosen treu? Gelassen dem Zürner? Des Feindes Vertreter?
Ström' ich Segen für Fluch?"

Noch verdient eine Erwähnung, daß er wiederholt seinen Freunden, wenn sie für ihn in die Schranken treten wollten, dringend Schweigen empfahl. So schrieb er z. B. in seinem Circularschreiben an Freunde vom 1. April 1776: „Und Ihr, lieben Freunde! Ihr beurtheilt die Sache mit Parteilichkeit. Ihr sehet das Gute, was allenfalls an mir sein mag, durch's Ver-

größerungsglas — das Böse und Fehlerhafte mit umgewandtem Seherohr. „Aber", fragt Ihr, „thun Deine Gegner nicht gerade das Entgegengesetzteste in Absicht auf Dich?" Thun sie's, so thun sie Unrecht. Wollt Ihr deswegen *auch* Unrecht thun, weil sie's thun? Wahrheit *in der Mitte*, Brüder! die könnt Ihr vielleicht so wenig treffen, als jene. Ihr wisset meine Geschichte so wenig wie jene. Also — laßt's genug sein. Ich, der ich weiß, was ich bin, und offen genug bin, Hunderten in meinem Vaterlande bekannt zu sein, muß in eine viel entsetzlichere Verlegenheit gerathen, wenn Ihr mich ohne *genugsamen* Grund und mit Bitterkeit vertheidigt, *als wenn ich zu scharf und zu bitter von meinen Gegnern beurtheilt werde*. Und ein einziger unrichtiger Umstand würde ja die ganze Vertheidigung wieder verderben. — Mein tägliches L e b e n, so lange Gott mir zur Seite steht, soll zeigen, daß ich ein ehrlicher Mann bin, und meine R e d e n und S c h r i f t e n, daß ich kein Narr bin. Wenn's dieses nicht zeigt, so hilft alles Vertheidigen meiner Freunde nichts. Zeigt's aber dies, so ist alles Vertheidigen überflüssig. Thaten sind Worte für's Publikum."

Zehntes Capitel.

Lavater's Vaterlandsliebe.

„An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft,
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwaches Rohr, das jeder Sturm zerknickt."
Schiller.

Das Herz eines jeden edeln Menschen mit reinem und reichem Gemüthe ist in Liebe dem Vaterlande zugewandt. Wie sollte denn ein redlicher Schweizer ohne Theilnahme und Liebe auf sein Vaterland blicken können, das die Wiege so mancher großen Männer *) und nicht minder durch eine großartige Natur, als durch eine glorreiche Geschichte verherrlicht ist, wie wenige außer ihm. Lavater's eben so glühende wie reine Vaterlandsliebe war aber kein eitler Nationalstolz, noch eine bemäntelte eigennützige Selbstvergötterung; sie war

*) Ich erinnere hier nur an Haller, Bonnet, Bernoulli, Rousseau, Bodmer, Sulzer, Hirzel, Johannes von Müller, Pestalozzi und den Rathsherrn Geßner, den Dichter und Maler zugleich.

naturwüchsig aus seiner Tugendliebe hervorgequollen, ja war nichts Anderes, als die Tugend selbst, angewandt auf die Gesellschaft, in der er lebte. Darum fand sie auch Ursache genug zur wehmüthigen Trauer. Die himmelan strebenden Berge und die grünen Thäler, die Zeugen einer großen, heldenvollen Vergangenheit, waren zwar dieselben geblieben, aber in der Menschenwelt war's seit den Tagen eines Wilhelm Tell doch anders — ach! und wie ganz anders! — geworden. Es fand auch hier seine volle Anwendung:

„Die Menschen klagen immer:
Die Zeiten werden schlimmer;
Die Zeiten bleiben immer,
Die Menschen werden schlimmer."

Darüber nun, wie gesagt, trauerte Lavater mit vielen der Edelsten im Volke. Aber er trauerte nicht in unthätigem Schmerze*). Er trat mit Gleichgesinnten 1766 zu einem Bunde zusammen, den man die „helvetische Gesellschaft" nannte, der die Beförderung der wahren Aufklärung, des Gemeinsinns und der eidgenössischen Bruderliebe sich zur Aufgabe gestellt hatte,

*) Es sei hier der Beachtung empfohlen jenes tiefsinnige, inhaltsschwere Wort Lavater's: „Wenn Du mich fragst: Welches ist wohl die allgemeinste Erb- und Todsünde der menschlichen Natur? .... so werde ich sagen: die Trägheit. Wer diese aus eigenem, freiem Triebe bezwingen kann, wird alle andern bezwingen können. Diese anerkannte und unerkannte Tyrannin der Menschheit ist die unerbittlichste Feindin alles Reinen, Wahren und ganz Guten!"

und zu dem Ende alljährlich seine Mitglieder zu gemeinsamer Berathung versammelte. In einer dieser Versammlungen entstand in Lavater's Seele der erste Gedanke zu seinen Schweizerliedern, aus denen seine begeisterte Vaterlandsliebe so hell und schön hervorleuchtet. Überhaupt war er, dessen muthvolle Anklage des ungerechten Landvogts noch unvergessen war, eins der thätigsten Mitglieder dieses Bundes, und legte schon damals manche Probe seines feurigen, thatkräftigen, christlichen Patriotismus ab. Doch es wurde ihm noch am Abend seiner Tage eine freilich sehr traurige Veranlassung gegeben, seine unübertroffene christliche Charaktergröße im hellsten Glanze zu offenbaren. Denn gleichwie wir Lavatern bisher auf dem religiösen Gebiete als einen Heros des Glaubens bewundern lernten, so tritt er uns hier auf dem politischen Gebiete entgegen als der heldenmuthigste, todesmuthigste Vertreter der wichtigsten sittlichen Grundsäulen des staatlichen Lebens: der Gerechtigkeit und Freiheit, der in bewunderungswürdigster, unnachahmlicher Weise mit dem Eifer des Petrus die Weisheit des Paulus und die Liebe des Johannes zu verbinden wußte. Mit Recht sagt daher auch Gelzer (a. a. O. S. 109) von ihm: „Nie ist Freiheit und Recht, nie Ordnung und Gesetz edler und kühner vertheidigt worden gegen Hohe und Niedre, gegen Einzelne und gegen Nationen, als von *seinem* Munde und *seiner* Feder . . . An *seinem* Vorbilde mag namentlich auch unsre Zeit lernen, was ein wahrhaft großer christlicher *Charakter* in der politischen, socialen und religiösen Welt vermöchte

ohne seiner rein-geistigen Abkunft (seinem überirdischen Berufe) auch im Geringsten untreu zu werden. Ein Vorbild ethisch-christlicher Thatkraft, wie die neuere Geschichte kein höheres kennt! Jene ewigen sittlichen Ideen des Christenthums: Glaube, Liebe, Hoffnung, deren Erlöschen die Verthierung (Bestialität) der Menschheit bedeuten würde — sie haben in Lavater einen ihrer größten, auserlesensten Verkündiger und Träger gefunden."

Daß es unserm christlichen Patrioten auch auf dem Felde seiner weltbürgerlichen Thätigkeit nicht an Widersachern werde gefehlt haben, daß auch insonderheit die sogenannten *Liberalen*, d. i. die Revolutionsmänner, ihm feindselig gewesen sein werden, das läßt sich schon im Voraus erwarten. Der wahre Patriot ist allemal antirevolutionär und also den Revolutionshelden ein Dorn im Auge. Lavater's Politik könnte man freilich, wenn man nicht Mißdeutung fürchten müßte, einen conservativen Liberalismus nennen; denn sie war eine christliche Politik. Das Christenthum aber ist in seinem innersten Wesen der wahrste und höchste Liberalismus. Es bezweckt, den Menschen recht frei zu machen (Joh. 8, 36), zunächst den innern Menschen, was dann nicht ohne tiefe Wirkung auf seine äußere Stellung und socialen Lebensverhältnisse bleiben kann. In diesem christlichen Sinne war daher Lavater ein Liberaler.

Bekannt ist, daß die französische Revolution in ihren ersten Anfängen Lavatern mit hoher republikanischer Freude erfüllte, und die frohesten Hoffnungen und Erwartungen in ihm erregte. Sah er darin doch die

Geburtswehen einer neuen Zeit, der es vorbehalten sei, einen Bund der Freiheit zu verwirklichen. Er spricht diese seine Stimmung und Hoffnung selbst aus in seinem „Lied eines Schweizers", das er auf Frankreichs erste Freiheit dichtete. Diese immerhin befremdende Erscheinung verliert dadurch, daß viele der edelsten Männer aller Nationen solche Erwartungen mit ihm theilten, ihre Auffälligkeit keineswegs. Fehlte es doch auch damals nicht an Männern, die, wie z. B. der edle Pfenninger, der den Anfang der französischen Revolution noch erlebte, gleich von Anbeginn an aus dem übergeworfenen Lammesfelle die Tigerklaue hervorblicken sahen, und die bösesten Früchte von der bösen Wurzel befürchteten. Lavater indeß hielt diese Befürchtungen theils für unbegründet, theils wenigstens für sehr übertrieben, was zum Theil seinen Grund hatte in seiner überaus großen Gutmüthigkeit, die ihm nicht erlaubte, Böses zu argwöhnen, ehe er's wirklich sah. Als freilich die Alles erschütternden blutrothen Folgen der Revolution immer heller und greller hervortraten, als immer größere Gräuel ihre Wege befleckten, als die Gerechtigkeit immer mehr auf eine unerhörte Weise mit Füßen in den Koth getreten, ein immer frecheres Spiel mit dem Eigenthum, mit der Ehre und Freiheit, ja mit dem Leben von Tausenden getrieben, als selbst das Heiligste der Menschheit auf die entsetzlichste Weise profanirt wurde und die Frevelthaten sich steigerten bis zum Königsmorde, da ernüchterten ihn diese sittlichen Gräuel von seinen bisherigen weltbürgerlichen Träumen; und seine begeisterte Bewunderung mußte einem tiefen religiösen

Abscheu weichen. Die Befürchtung aber, daß die irreligiösen Grundsätze, welche durch die Revolution in Frankreich in Umlauf gesetzt waren, ihren Weg auch in die benachbarten Länder finden möchten, machte sein Herz vollends bluten. Eingedenk aber des Sprüchworts:

„Wer böse Thaten hindern kann,
Und thut es nicht, ist Schuld daran,"

feierte er nicht lange, sondern erhob mit einer Unerschrockenheit, die ihres Gleichen sucht und Alles bei seinem rechten Namen nennt, seine Stimme wie eine Posaune zur Warnung für Alle, die sich warnen lassen wollten. „Wir schlafen", ruft er schon 1792 aus, „einen schrecklichen Todesschlaf, wenn die gegenwärtigen Zeiten uns nicht durch ihr Feldgeschrei aufwecken. Das jetzige Wesen und Unwesen in Frankreich ist meines Ermessens der Finger Gottes über den Nationen." Und anderwärts klagt er: „Allenthalben bemerke ich Schwäche, Muthlosigkeit, Verzagtheit, der Wahrheit Zeugniß zu geben." — „Gott bewahre mich, daß ich je ein Wort sage, welches nicht Zeuge von tiefer Verachtung der Freiheitspharisäer, dieser gefährlichsten Tyrannen der Menschheit, wäre." Höchst bezeichnend für ihn ist die Parodie, die er auf obgedachtes „Lied eines Schweizers" machte, die uns den Umschwung seiner Stimmung so sprechend vor Augen stellt und deshalb hier mit Gegenüberstellung des ursprünglichen Textes nicht fehlen soll.

Lied eines Schweizers.

1791.

„Ist's Wahrheit oder ist es Wahn,
Was Frankreich worden ist:
Daß kein Minister=Tigerzahn
Mehr Mark des Landes frißt?

Hat Weisheit und hat Muth gesiegt?
Gebeugt sich Tyrannei?
Ist's wahr, daß Stolz im Staube liegt?
Ist's wahr: der Frank' ist frei?

Gieb deinem Gott, was Gottes ist,
O menschliches Geschlecht!
Dem König, was des Königs ist,
Dem Volke Völkerrecht!

Es freue sich, in wessen Brust
Ein Herz voll Freiheit schlägt!
Ist Völkerfreiheit dem nicht Lust,
Der keine Fesseln trägt?

Zerbrochen ist ein Sclavenjoch,
Ein Freiheitsstaat erbaut!
O, Schweizerstaaten, freut Euch hoch,
Im Herzen erst, dann laut!

Wir jauchzen Euch als Brüder zu:
Seht uns als Brüder an,
Und wandelt nun mit Siegesruh'
Auf offner, freier Bahn!

Dem Staate Segen, der mit Muth
Und Großmuth Freiheit ehrt!
Er fürchte keine Schlangenbrut,
Die Ruh' und Eintracht stört!

Wer keine Ordnung je verletzt,
Zuvorkommt jeder Noth,
Gleich seiner — Aller Freiheit schätzt,
Der heiße Patriot!"

1792.

„Ist's Wahrheit oder ist es Wahn,
Was Frankreich worden ist:
Daß Freiheitrufer=Tigerzahn
Das Mark des Landes frißt?

Hat Frechheit und hat Wuth gesiegt,
Und neue Tyrannei?
Ist's wahr, daß Recht im Staube liegt,
Und herrscht die Teufelei?

Gieb deinem Gott, was Gottes ist,
O menschliches Geschlecht!
Dem König, was des Königs ist,
Dem Volk nicht Räuberrecht!

Es traure laut, in wessen Brust
Ein Herz voll Freiheit schlägt!
Ist Raub und Mordsucht dessen Lust,
Der Freiheitsmützen trägt?

Statt Eins — ein tausendfaches Joch!
Zerstört viel, nichts gebaut!
Freut Ihr Euch, Schweizerstaaten, noch
Im Herzen erst, dann laut?

Wir jammern Euch mit Wehmuth zu:
Seht nicht als Feind' uns an!
Ach, warum flieht Ihr Recht und Ruh',
Und wandelt Schurkenbahn?

Dem Staate Segen, der mit Muth
Und Weisheit Freiheit ehrt!
Doch Fluch der Jakobinerbrut,
Die Ruh' und Eintracht stört!

Wer alle Ordnungen verletzt
Und aufhäuft Noth auf Noth,
Und Mordsucht gegen Freiheit hetzt,
Der ist nicht Patriot!"

Überhaupt ist der Tiefblick Lavater's in das Wesen der Revolutionen wahrhaft bewunderungswürdig, und gibt unsrer kurzsichtigen, schwachköpfigen, herzkranken Zeit viel Beherzigenswerthes zu lernen. Wir lassen hier einige Aussprüche folgen, die zum Belege dieser Behauptung dienen mögen: „Jede eigentliche Volksempörung fängt an mit einem Streite zwischen den Schwachen, aber Zahlreicheren, und zwischen den starken Einzelnen. Nachher wird es ein Streit zwischen den Begüterten und denen, die nichts haben, und am Ende wieder ein Streit zwischen allen Guten und Bösen, zwischen den Ehrlichen und Schlechten. Was die Partei ungleich *macht*, ist: daß die Guten nur halbgut und folglich wankend, sich selbst ungleich und inkonsequent sind, dahingegen die Schlechten ganz schlecht, also völlig konsequent sind... Und wer ganz ist, was er ist, muß am Ende den Sieg davon tragen, wenn keine dritte Macht dazwischen kommt." — „Es ist wahre Raserei, den einköpfigen Despotismus durch einen hundertköpfigen verdrängen und die Welt bereden wollen: das heiße Freiheit und Gleichheit einführen. — Die Menschen wechseln nur die Namen, nicht sich. Der Mensch ist ein herrschsüchtiges Geschöpf, das gern jeden Andern zum Lastträger machen möchte. — Der Despotismus ist von der natürlichen Menschen-Natur so unabtrennbar wie die Eigenliebe. — Täglich muß ich sehen, wie die lautesten Freiheitsrufer die härtesten Despoten in ihrem Hause, die undankbarsten Geschöpfe gegen ihre Wohlthäter und die lieblosesten Beurtheiler der unschuldigsten Handlungen sind.

— Täglich sehe ich die nach Göttergleichheit wiehernden Menschen mit Thierfellen bedeckt herumwandeln unter dem fürchterlichen Worte: der Mensch ist worden als unser Einer." — „Je edler ein Ding in seiner Vollkommenheit, desto gräßlicher in seinen Abartungen, in seiner Verwesung.... Je edler das Privilegium des Menschen, die Freiheit, desto abscheulicher die völlige Verderbtheit, der Tod und das stinkende Aas der Freiheit: Ungebundenheit und Anarchie. — Ich hasse mehr wie die Tyrannei die Freiheit, die Allen erlaubt, alles Böse ungestraft zu thun. Ungestraftheit des höchst Strafbaren ist unter allen Despotismen der unerträglichste."

Eine Probe, wie Lavater zu seiner Gemeinde in dieser Zeit redete, liefert uns eine am 28. October 1792 gehaltene Predigt über die Worte Salomon's: „Ein Wort, geredet zu seiner Zeit, ist wie goldene Äpfel in silberner Schale", worin er die politischen, moralischen und religiösen Folgen der unerhörten Begebenheiten in Frankreich bespricht. Da sagt er unter Anderem: „Besonders warnen wir gegen den so leicht sich verbreitenden Geist des Ungehorsams und der Verachtung des obrigkeitlichen Ansehens. O wie zündet, kann man auch hier sagen, ein wenig Feuer einen so großen Wald an! Nie müsse ich es erleben, daß der Geist des Aufruhrs und der Gesetzlosigkeit, der Pest gleich, zu uns herüberdringe. Wer's mit dem Vaterlande, wer's mit der Menschheit, wer's mit der Freiheit, wer's mit der Tugend, der Ruhe und Wohlfahrt seiner Landesgenossen wohl meint, der zertrete mit Muth jeden ersten Funken

von dem Alles verzehrenden Feuer, der von dem entsetzlichen Brande einer entflammten Nation in unsere Grenzen herübersprühen möchte.... Irreligion herrscht sichtbarer als sichtbar in Frankreich. Irreligion ist der Anfang, das Mittel und Ende. Keine Nation, auch keine heidnische, so viel uns aus der Geschichte bekannt ist, hat je so öffentlich, so entscheidend, so frech der Religion Hohn gesprochen, wie diese. Ohne Prophet zu sein, sag' ich mit Gewißheit, so wahr ein Gott im Himmel — wo Irreligion herrscht, muß Gesetzlosigkeit, Sittenlosigkeit, Jammer und Zerrüttung herrschen. So wenig der Mensch der Luft zum Athem und des Lichts zum Sehen entbehren kann, so wenig kann ein Mensch der Religion entbehren. — Bis Frankreich zur Gottesverehrung und zum Glauben an vergeltende Zukunft, zum Glauben an Vorsehung *) und unsichtbare Welt zurückkehrt, wird Ruhe und Ordnung, Friede und Freiheit nicht zurückkehren **). O Frankreich, Frankreich! Beispiel ohne Beispeil! willst du uns nicht warnen?

*) Lavater hielt nicht viel von dem unphilosophischen und unevangelischen Worte „Vorsehung", obwohl er nicht umhin konnte, es zuweilen zu brauchen. „Ich entpersönliche nicht gern" (sagt er im Nathanael), „was persönlich ist, und glaube: kein geraderer Weg zum Atheismus und Spinozismus ist, als die Persönlichung dessen, was man sich als unpersönlich denkt, und die Entpersönlichung dessen, was persönlich oder nichts ist, wenn es nicht persönlich ist."

**) Später (1797) erklärt er: „Ich bin überzeugt, daß, bis diese Blutschuld [der Königsmord] getilgt ist, das Glück der [französischen] Nation nichts als Meteor ist!"

uns nicht lehren, zu welchen Unmenschlichkeiten eine Nation herabsinkt, die auf dem höchsten Gipfel der Aufklärung zu stehen glaubt, wenn sie mit Eid, Gewissen und Religion ein unsinniges Spiel treibt? *) O Frankreich, Frankreich! verjage nur alle deine Priester! Zerstöre nur alle deine Tempel! Verwandle deine christlichen Feiertage nur in Schauspiele und deine heiligen Altäre in Altäre der Freiheit! Rathschlage, ob man das Wort Vorsehung noch dulden soll, und predige die Religion der Epikuräer: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sterben wir!" auf deinen noch übrigen Kanzeln, und dann laß uns sehen, was endlich aus dir werden wird! O laßt uns die Augen öffnen, dieweil wir sie noch öffnen können! Irreligion, die Gräuel zeugte, sei ein Gräuel uns!"

Bekanntlich fiel die harte, unmenschliche Behandlung gegen die Emigrirten von Seiten der großen Nation, die sich hier als eine grausame Mutter zeigte, die ihre eigenen Kinder theils frißt, theils von sich stößt, in eben diese Zeit. Die Entrüstung darüber setzte sein ganzes Wesen in eine zu gewaltsame Thätigkeit, als daß er dazu hätte schweigen können. Er schrieb daher geradezu an den damaligen Sprecher in der Nationalversammlung zu Paris, und forderte im Namen der Menschlichkeit, daß man sich des Elendes der Emigrirten erbarme, und die Sentenz zurücknehme, die sie alle aus dem Vaterlande verbannte, oder zum Tode verurtheilte.

*) O daß doch unsere Zeit dies erschütternde Wort, das wie ein zweischneidiges Schwerdt den religionslosen Freiheitsschwindel richtet, sich vor Allem zur Warnung gesagt sein ließe!

Blieb auch sein Schreiben fruchtlos, so hatte er doch wenigstens die Beruhigung, gethan zu haben, dessen Unterlassung er sich zur Schande angerechnet haben würde. Er äußert sich hierüber folgendermaßen: „Die Lauigkeit unzähliger Christen bei dem unerhört unmenschlichen Dekret wider die unschuldigen sowohl, als schuldigen Emigranten, wider ihre Weiber und Kinder, ist mir ein Beweis von dem Verfalle der menschlichen Moralität, wie ich noch keinen erlebt. Daß ein berauschtes, von der Kette abgelassenes Volk wider sich wüthet, das will ich für einmal zu einem Gerichte rechnen, zu welchem es durch eine Reihe unentschuldbarer Unmenschlichkeiten geweiht ist. Aber daß wir, Zeitgenossen, zu dieser Schande der Menschheit schweigen können, daß wir nichts thun, diesen Fluch, der auf der Menschheit ruhen wird, von uns wegzuwälzen, daß Freiheitsposauner dem biedern freien Mann, der diese Unmenschlichkeit Unmenschlichkeit nennt, mit dem infam gemachten Namen Aristokrat Furcht einjagen wollen, das ist mir ein Beweis über alle Beweise. Unser Zeitalter ist ein Ideal von der allerpharisäischsten und sadduzäischsten Verdorbenheit, ungeheurer Inconsequenz und der intolerantesten und intolerabelsten Intoleranz mitten im ozeangleichen Getümmel von Toleranz."

In ähnlicher Weise sprach er sich am 3. Hornung 1793, also gleich nach der Ermordung des Königs, in einer Predigt über die Großmuth David's gegen Saul mit aller möglichen Stärke und Furchtlosigkeit wider den irreligiösen, gottesvergessenen, blutdürstigen Geist seines Zeitalters aus. Da heißt es unter Anderem: „Schreckliches Zeitalter! du thust Thaten, vor denen vorige Zeiten erbebten, und welche die künftigen kaum glauben werden. Dir heißt alle Unterwürfig-

keit gegen rechtmäßige Obrigkeit Sklaverei; dir heißt jeder König ein Tyrann, und du darfst laut sagen: ein geborner König zu sein, sei schon ein Verbrechen; du legst deine Hände an die Unschuldigen, wie an die Schuldigen, an Väter, als wären sie Tyrannen, und die, welche du gestern Hersteller aller Freiheit nanntest, die setzest du heute in Gefängnisse, und die, die du unter den feierlichsten, wiederholtesten Eiden für unverletzlich und unantastbar (wie ehemals die Gesalbten des Herrn waren) erklärtest, die enthauptest du mitten in ihrer feierlichsten Bezeugung von Unschuld auf dem Schaffotte, und lässest sie nicht zu Worte kommen, wenn sie ihr Volk noch segnen wollen. — Sag' ich zuviel, wenn ich sage: O Zeitalter Saul's und Cain's!? Wer kann dich kennen und dir einen andern Namen geben? Wer kann deine neuesten, weltkundigen Thaten wissen und dich ohne Entsetzen nennen? Wer Lehrer des Volks sein und vor deinem verderblichen Geiste das Christenthum ungewarnt lassen? Wer, ohne sich unverantwortlicher Feigheit schuldig zu machen, aus Furcht, von schiefen Menschen schief angesehen zu werden, von dir schweigen? Bist du es nicht, das mit Aufklärung prahlt und Thaten thut, der finstersten Zeiten würdig? Bist du es nicht, — wer darf's läugnen? — das vermummt in Norden seine Mörderhand ausstreckt gegen Könige und öffentlich in Süden seine hundert Arme erhebt gegen den besten seiner Fürsten? — O daß du, Gott und der Menschheit, der ruhigen Vernunft und der menschenfreundlichen Tugend, — du, der Religion und dem Christenthum hohnsprechendes Zeitalter — o daß du erwachen und zu dir selber kommen möchtest! O, es erwecke sich, was erweckbar ist, nachzudenken, was empfinden kann, zu empfinden, was sprechen kann, zu sprechen,

was schreiben kann, zu schreiben, was predigen kann, zu predigen! Wer hat je seine Hand an den Gesalbten des Herrn gelegt, und ist ungestraft geblieben? Wer hat je Gott geweihte, geheiligte Personen, die in dem Namen Gottes handelten, als gemeine Menschen behandelt, oder als schlechte Menschen mißhandelt, ohne schrecklich dafür, theils in seinem Innern, theils vor der Welt und in seinem äußern Schicksale, zu büßen? — Doch laßt uns schließen, und von der Menge des Nöthigen, was noch zu sagen wäre, nur noch das sagen: „Was Gott geheiligt hat, das mache Du nicht gemein! Heilig, verehrenswerth, unantastbar sei uns Alles, was Gottes Namen trägt, Gottes Stelle unter den Menschen vertritt, an seiner Statt und in seinem Namen handelt! — Heiliger aber, als alles Heilige, unverletzlicher, als alles Unverletzliche, sei uns die große, erhabene Person des Ersten aller Gesalbten Gottes, der mit dem Öle des Geistes gesalbet worden! In diesen Tagen der Verspottung alles Heiligen und der Zertretung alles Ehrwürdigen laßt uns einander täglich brüderlich zurufen: Erbauet euch selbst auf euern allerheiligsten Glauben! Betet durch den heiligen Geist! Bewahret einander in der Liebe Gottes und wartet auf die Barmherzigkeit unsers Herrn Jesu Christi zum ewigen Leben! Einander zurufen: Wenn die Herrscher der Erde zusammentreten, zu rathschlagen wider den Herrn und seinen Gesalbten, fürchtet euch nicht! Der im Himmel wohnet, lachet ihrer. In seinem Zorn wird er mit ihnen reden und in seinem Grimm wird er sie erschrecken. Dienet dem Herrn mit Furcht, und freuet euch mit Zittern; küsset den Sohn, daß er nicht zürne, und ihr nicht umkommet auf dem Weg, denn sein Zorn dürfte bald entbrennen; aber wohl allen denen, die auf ihn vertrauen!“

Diese und mehre andere derartige Predigten machten, wie man sich denken kann, den tiefsten und lebhaftesten Eindruck auf seine Zuhörer. Sie erregten jedoch, namentlich bei mehren damaligen Magistratspersonen die Besorgniß, eine so kühne, offene Sprache möchte vielleicht als eine Art von Neutralitätsverletzung angesehen werden können; sie empfahlen daher größere Mäßigung. Allein Lavater hielt, so heilig ihm auch die politische Neutralität war, nichts von der Neutralität gegen Gräuel und Zügellosigkeit der Menschheit. Sein Grundsatz, an dem er unerschütterlich festhielt, war: „jeden notorischen Vorfall, der Aufsehen erregte, von moralischer Natur war und in der Masse der öffentlichen Gespräche, mithin in der Stimmung seiner Gemeinde einen entscheidenden Einfluß zu haben schien, zu einem Gegenstande der öffentlichen Belehrung zu machen, das Volk zu richtiger, leidenschaftsloser, sittlich-religiöser Beurtheilung und Benutzung desselben zu leiten."

Das that Lavater zwar redlich; aber wie der volle Waldstrom, der sich jählings von den Berghöhen ergießet in's Thal, sich nicht aufhalten läßt in seinem Laufe, so vermochte er auch nicht, den lawinenartig hereinbrechenden Revolutionssturm von seinem theuern Vaterlande abzuwenden. Der Geist der Gesetzlosigkeit und des Aufruhrs hatte, von Frankreich ausgehend, auch zur Schweiz seinen Weg genommen, und fand hier bei Manchen in demselben Maße Anklang, als derselbe Gährungsstoff in ihnen vorhanden war.

Die Verfassung sowohl der Eidgenossenschaft, als

auch einzelner Cantone war allerdings von manchen Mängeln nicht frei und also der Verbesserung fähig und bedürftig. Insonderheit enthielten die Vorrechte der Städter vor den Landbewohnern manche Härte gegen die letztern, die keinen freien Handel genossen, mit ihren Fabricationen an die Städte gebunden und von der Regierungsfähigkeit ausgeschlossen waren. Ja, in einigen Cantonen herrschte eine engherzige Aristokratie oder selbst eine heillose Oligarchie.

Das Schweizervolk war indessen, im Ganzen genommen, keineswegs zu Revolutionen geneigt. Es waren vielmehr erst vielfache Bearbeitungen erforderlich, um es in den Strudel des Schwindelgeistes hineinzuziehen. Frankreich, das schon damals als der Erbpächter aller Civilisation und Humanität sich gerirte, ließ sich natürlich nicht säumig finden, der Schweiz diesen Liebesdienst menschenfreundlichst zu leisten. Es lag ja selbstverständlich in seinem Interesse, sich durch Ausbreitung seiner neuen Weltbeglückungsgrundsätze, sowie durch Umgebung seines republikanischen Musterstaates mit einer Kette gleichförmig organisirter Töchterrepubliken möglichst zu verstärken. Seine zahlreich ausgesendeten Agenten suchten daher die in Frankreich proclamirten Menschenrechte, die Abschaffung alles Unterschiedes der Geburt, der Privilegien und Stände u. s. w., den Leuten recht plausibel zu machen, und ihnen die Köpfe mit den unsinnigsten Vorspiegelungen zu erhitzen. Vorzugsweise hielten sie die Loskaufung aller Grundzinsen und Zehnten um einen geringen Spottpreis dem großen Haufen als eine Lockspeise vor. Wer will sich da-

her wundern, wenn auch in der Schweiz sich allmälig Solche fanden, die ein Gelüste nach der Verwirklichung dieser neuen Freiheitsideen verspürten? Und die französische Propaganda schürte natürlich das brennende Fünklein auf's Fleißigste, und trug neuen Brennstoff hinzu, bis es endlich in lichten Flammen aufloderte.

Schon im Jahre 1794 schämten sich die entarteten Söhne biederer, frommer, einträchtiger Heldenväter nicht, sich zu Affen der „großen Nation" herabzuwürdigen. Die neuen französischen Grundsätze hatten nämlich einigen unruhigen Köpfen im Dorfe Stäfa am Zürichersee so gar freundlich und lieblich in die Augen geleuchtet, daß sie ihre Gedanken darüber in eine Denkschrift niederlegten, die sie ihrer Landesobrigkeit, dem Magistrate zu Zürich, überreichten. Sie forderten darin nichts weniger, als allgemeine Handels- und Gewerbefreiheit, gleiche Rechte des Landbürgers mit den Städtern zu allen Ämtern und — Loskäuflichkeit der Grundzinsen und Zehnten. Das Geforderte konnte offenbar nicht ohne die schreiendsten Ungerechtigkeiten, nicht ohne eigenmächtige Zerstörung der seit Jahrhunderten bestandenen Innungs- und Zunftrechte und der alljährlich beschwornen alten reichsstädtischen Ordnungen der Stadt gewährt werden, zumal die Vorrechte der Stadt Zürich weder gewaltthätig, noch durch eingeschlichene Mißbräuche, sondern durch Ankauf erworben waren. Als daher die Aufrührer, von französischen Agenten fortwährend angestachelt, ihre Forderungen gewaltthätig durchzusetzen versuchten, sah sich der Magistrat genöthigt,

wider sie mit Nachdruck einzuschreiten. Das Dorf Stäfa wurde demgemäß mit Truppen besetzt, und die Rädelsführer wurden gefänglich eingezogen.

In dieser gefahrvollen Lage des Vaterlandes, die durch die Vorgänge in Frankreich eine erhöhete Wichtigkeit erhielt, entwickelte Lavater eine bewunderungswürdige Thätigkeit, die sich eben so sehr durch Klugheit und Genialität, als durch Unerschrockenheit und Kühnheit auszeichnete. Sein Hauptstreben war mit Aufbietung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel vor Allem darauf gerichtet, auf die beiderseits erhitzten Gemüther besänftigend, leitend, belehrend einzuwirken. War er auch nicht blind gegen einzelne Mängel, die der Abhülfe bedurften, so erkannte er doch auch zugleich an, daß namentlich Zürich sich einer gerechten, achtungswerthen Obrigkeit zu erfreuen hatte. Während er nun den Regierten dies unabweisbar klar zu machen suchte, und sie nachdrücklichst zum achtungsvollen Gehorsam gegen ihre Obrigkeit ermahnte, weil, wer sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetze, der Ordnung Gottes widerstrebe, war er gleichzeitig nicht minder bemüht, die Obrigkeit zu landesväterlicher Milde und Schonung gegen die Untergebenen zu stimmen. Die gegenseitige Spannung nahm jedoch in demselben Maße zu, in welchem der Zeitpunkt näher rückte, wo über die Aufwiegler das Urtheil gesprochen werden sollte. Manches deutete darauf hin, daß der Magistrat, um ein Exempel zu statuiren, zu einem Äußersten vorschreiten werde. Lavater aber ahnte schreckliche Folgen vom Blutvergießen, und bot deswegen seinen ganzen Einfluß auf,

dasselbe zu verhüten. Und wirklich hatte er die große Genugthuung, daß über dem greisen Säckelmeister Bodmer von Stäfa zwar auf dem Rabenstein zu Zürich vom Scharfrichter das Schwerdt geschwungen wurde, zum Zeichen, daß er des Todes würdig sei, daß er darauf aber zur lebenslänglichen Gefangenschaft in seinen Kerker zurückgeführt, und somit kein Blut vergossen wurde. Wenn daher nicht schon unter den stäfaer Unruhen die Gährung zum allgemeinen Ausbruch kam, so hatte dies Zürich ohne alle Frage vorzugsweise der Verwendung Lavater's zu danken.

Der einmal entfesselte Parteigeist begann jedoch bald immermehr seine verderblichen Wirkungen zu offenbaren, und Frankreich wußte sie schlau sowohl zu unterhalten, als auch auszubeuten, bis sie ihm endlich den längst ersehnten Vorwand boten, seine schamlos frechen Pläne in's Werk zu richten, und nach und nach mehre Theile der Schweiz mit französischem Kriegsvolke zu besetzen. Dem Waadtlande war die Schmach vorbehalten, sich zuerst zu einem Bundesgenossen des das Schweizervolk knechtenden Frankreichs zu erniedrigen, indem es, auf dessen Hülfe sich stützend, ungestüm seine früheren Freiheiten und Rechte zurückforderte, und sich schließlich unter Frankreichs Schutze zu einer eigenen Republik erklärte.

Was Lavater hierbei litt, ist unaussprechlich. Er sah voraus, daß diese Vorgänge auch auf sein geliebtes Zürich ihre Rückwirkungen äußern würden. Er sprach und schrieb deshalb nach rechts und links, um so viel möglich die Parteiwuth unter den sich schroff entgegen-

stehenden Parteien zu dämpfen, die Spaltungen auszugleichen und die gegen einander erhitzten Gemüther auszusöhnen, um solchergestalt wenigstens die innern Parteikämpfe zu beseitigen. Der züricher Magistrat that auch wirklich Alles, was sich nur irgend thun ließ. Doch Alles war umsonst. Umsonst, daß dem Volke die sorgfältigste Prüfung und Abhülfe aller rechtmäßig vorgebrachten Beschwerden zugesichert wurde. Umsonst, daß die eingezogenen Gefangenen von Stäfa freigegeben wurden. Zürich sah sich endlich gemüssigt, dem andringenden Sturm nachzugeben, und die allgemeine Freiheit und Gleichheit der Rechte für Stadt und Land zu proclamiren. Und ähnlicher Weise siegte auch in mehren andern Cantonen das Volk, indem die Landbewohner durch unblutige Umwälzungen gleiche Rechte mit den Städtebewohnern erlangten.

Nur Bern widersetzte sich der Neuerung noch hartnäckig. Das nahm nun Frankreich, das doch noch kurz zuvor so leidenschaftlich wider jede Einmischung der Fremden in seine Verfassungsangelegenheit sich aufgelehnt hatte, zum Vorwande zu der widerrechtlichsten gewaltthätigsten, rohsten, alles Völkerrecht mit Füßen tretenden Einmischung in die Angelegenheiten des freien Schweizervolkes, wie die Geschichte kein gleiches Beispiel davon aufzuweisen hat. Was sie aber noch insbesondere so unaussprechlich widrig machte, war, daß sie unter der heuchlerischen Maske wohlwollender Absichten den gottlosesten Egoismus und unter dem Deckmantel freundnachbarlichen Beistandes und Schutzes die henkermäßigste Tyrannei verbarg.

In das Waadtland war bereits im Jahre 1797, nachdem kurz zuvor Napoleon die Macht Österreichs niedergeworfen hatte, eine Abtheilung des durch sein Waffenüberglück übermüthig gewordenen französischen Heeres eingerückt, angeblich zum Schutz der Waadtländer. Bald darauf faßte es auch in mehren andern Cantonen festen Fuß. Da auf einmal hatte Frankreich die beispiellose Unverschämtheit, dem eidgenössischen Directorium einen Constitutionsentwurf vorzulegen, dem zufolge ganz Helvetien einen einzigen, in 22 Cantone eingetheilten demokratisch-repräsentativen Staat bilden sollte. Die vollziehende Gewalt sollte nach französischem Muster einem Directorium von fünf Gliedern übergeben werden, die gesetzgebende aber einem Senate oder großen Rathe, der seinen Sitz in der Stadt Aarau haben sollte, und dessen Räthe von dem Volke zu erwählen seien. In Gemäßheit dieser neumodischen Constitution sollte Jeder ohne Ausnahme künftig gleiche Rechte im Lande und vor dem Gesetze haben, und der Bürger sollte seine Obrigkeit, seine Richter und Gesetzgeber in Urversammlungen ernennen. Zur Vollziehung der Gesetze sollten dann von der Regierung Statthalter in den verschiedenen Cantonen gewählt werden 2c.

Es läßt sich denken, mit welchen Empfindungen der tiefsten Empörung, des Schmerzes und Abscheues unsern Lavater der Gedanke erfüllen mußte, daß sein einst so glückliches Vaterland auf eine so nichtswürdige, ruchlose Weise genöthigt werden sollte, eine Probe jener neuen revolutionären Theorieen und Grundsätze an sich selber vorzunehmen, deren Unsinn und Gottlosigkeit

bereits so viele Schrecknisse und Frevelthaten, so viel namenloses Elend über Frankreich und einen Theil Europa's verbreitet hatte*).

Aber wahrhaft erhebend ist es, zu sehen, wie trotz aller sein Herz zerreißenden Gräuel jener Tage doch seine Hoffnung und sein Gottvertrauen nicht wankten. Er konnte noch singen:

„Ich zage nicht, wenn Tausend' um mich zagen;
Ich klage Gott, was Menschen Menschen klagen;
Ich hoff' auf Licht in nächtegleichen Tagen;
Ich hoffe, Gott wird unsre Feinde jagen,
Und, sind sie felsenhart, zuletzt zerschlagen,
Und Alles soll: „Gott lebt, Gott half uns!" sagen."

Seine Hoffnung hatte freilich noch manche harte Probe zu bestehen. Die engherzige und muthlose Unentschlossenheit der helvetischen Regierung ließ, anstatt die Eidgenossen zum männlichen Kampfe aufzurufen, sich in weitläufige Unterhandlungen mit Frankreich ein, welche von dem fuchslistigen Franzmann natürlich zur Verstärkung seiner Macht benutzt wurden. Als er diesen Zweck erreicht, überfiel plötzlich am 1. März 1798 eine französische Heeresmacht die Stellung der Schwei-

*) Es mag vielleicht befremden, wenn Lavater 1798 erklärt: „Durch Philosophie machte Gott der Lehre von der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit Bahn, die — so abscheulich sie mißbraucht wird — dennoch, an sich selbst betrachtet, die Menschheit auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit erhebt." Er schrieb aber auch: „Neuer Wein in alte Schläuche und neue Lappen auf ein zerrissenes Kleid taugen so wenig, als ein Ideal von Regierungsform auf eine unmenschliche, grundverdorbene Nation."

zer. Vergebens stritten die Eidgenossen — neben ihnen selbst Weiber und Kinder — mit altschweizerischem Muthe und heldenmüthiger Todesverachtung. Der Sturm der Übermacht ließ sich nicht mehr aufhalten. Am 5. März zog der französische General Schauenburg als Sieger in Bern ein. Zwar loderte noch einmal in mehren demokratischen Cantonen, vornämlich auf dem klassischen Boden altschweizerischer Freiheit: in Ury, Schwyz und Unterwalden, der gerechte Unwille in lichte Flammen auf. Es erhob sich am 1. Mai ein schauerlicher Kampf des furchtlosesten Heldenmuthes wider die Räuber und Schänder des Heiligthums, und die Schweiz und namentlich auch die Ufer des Zürichersees wurden noch einmal die Zeugen von Großthaten, ruhmwürdig wie die in den schönsten Tagen Tell's, doch nicht von gleichem Glücke gekrönt. Erdrückt durch die Übermacht, schloß die bereits am 12. April durch Bürger Ochs, Präsidenten des Rathes der Alten, proclamirte eine und untheilbare helvetische Republik am 19. August ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich.

Jetzt zeigte es sich wieder einmal recht handgreiflich, daß die elenden Freiheitsposauner, wenn sie die Macht dazu haben, eben die brutalste Tyrannei üben. Nicht etwa bloß in Bern, wo der Krieg doch wenigstens einen Vorwand dazu hätte darbieten können, sondern auch in allen übrigen Cantonen schrieben die Franzosen die unerschwinglichsten Contributionen und Brandschatzungen aller Art aus, und trieben sie nöthigenfalls mit den Bajonetten ein. Bern allein litt einen Raub von 60 Millionen Franken, und von Zürich allein

wurden drei Millionen Livres gefordert, und zwar ausschließlich von den abgetretenen Mitgliedern der Regierung, was eine um so schreiendere Ungerechtigkeit war, als es in Zürich keine ausschließend regierungsfähigen Familien gab, sondern die gesammte Stadt das nach und nach erkaufte Regierungsrecht über die Landschaft hatte, und es also so sehr wie möglich Zufall war, daß gerade diese und nicht andere Stadtbürger an den Regierungsstellen standen. Lavater veranstaltete daher auch im Unwillen über eine solche rohe Willkür eine Subscription, um durch freiwillige Beiträge den würdigen Männern, welche die öffentlichen Angelegenheiten pflichtgetreu und mit redlicher Gewissenhaftigkeit verwaltet hatten, die aufgebürdete Last möglichst zu erleichtern. Bei dieser Gelegenheit wurden zwar Vieler Herzen, die das goldne Kalb umtanzten, offenbar, aber doch hatte Lavater die große Befriedigung, daß in Kurzem eine beträchtliche Summe zusammengebracht wurde.

Wem aber fallen bei diesem Anlasse nicht die treffenden Epigramme Kästner's ein?

„Freiheitserklärung.

Frei seid nun und Brüder, gleich beglückt!
Sie sind gestürzt, die euch bisher gedrückt;
Was sie so lange Zeit von euch genommen,
Das müssen wir und noch viel mehr bekommen;
Was eure Städte sonst geziert,
Wird unsrer Hauptstadt zugeführt;
Auch werdet ihr uns, die wir euch befrei'n,
Voll Dankbarkeit gehorsam sein.“

„*Allemands grands admirateurs.*
Bewundernd haben sie sonst die Messieurs verehrt,
Wie sie bewundernd nun die citoyens begaffen.
Nie waren sie des Namens „Deutsche" werth;
Sie sind ja nichts als Franzenaffen."

Inzwischen war die neue Regierung dem obgedachten Constitutionsentwurfe gemäß in Aarau zusammengetreten. Da seit der Gleichstellung aller Staatsbürger auch der Pöbel aller Stände freien Zutritt zu den Regierungsstellen hatte, so ließ sich unschwer voraussehen, aus was für Mitgliedern die Regierung unter dem sanften Einflusse der menschen- und staatenbeglückenden französischen Freiheitsspender zusammengesetzt sein werde.

Sie nannte sich „Vollziehungsdirectorium", und ihre von den französischen Machthabern völlig entwürdigte Gewalt stand lediglich auf der Spitze der französischen Bajonette. Einer ihrer ersten Schritte war, den Raub des Eigenthums durch Stimmenmehrheit als Recht zu proclamiren, indem sie sofort den Zehnten und die Grundzinse gegen eine so unbedeutende Loskaufungssumme aufhob, daß die Eigenthumsbesitzer solcher Gefälle auf das Widerrechtlichste ihrer Rechte beraubt waren, und dagegen der nun gesetzkräftige Raub den frühern Pflichtigen zum Geschenk gemacht wurde. Am schwersten wurden durch diese himmelschreiende Ungerechtigkeit alle wohlthätigen Stiftungen und Armeninstitute beeinträchtigt. Der Archidiakonus Müsli in Bern hatte dies in seiner „Bittschrift der Armen an die Gesetzgeber Helvetiens" mit eben so gro-

ßer Kraft und Würde, als sonnenklar nachgewiesen. Da Lavater in dieser Schrift seine eigene Überzeugung ausgedrückt fand, schickte er ein Exemplar derselben an das Directorium, das dieses Gesetz gemacht hatte, mit einem Geleitsschreiben, dem ich die nachfolgende Stelle entnehme:

„Verwünscht sei die Freiheit, die widerrechtlich handelt, verachtet die Gesetzgebung, die eigenmächtige Beeinträchtigung als patriotische Handlungen aufstellt; verdammt sei jedes Gesetz, das auf Ungerechtigkeit gegründet ist, und verflucht jede Leidenschaftlichkeit, welche dem Armen sein letztes Labsal gesetzlich aus den Händen windet! Eine Ungerechtigkeit ruft tausenden; ein verkehrter Grundsatz, der, genau betrachtet, auf nichts beruht, als auf voreilig gemachten Hoffnungen, deren Zweck war Gewinnung des Volks, oder auf Nachäffung der sogenannten großen Nation — ein Fehler, vor welchem Ihr Euch sehr zu hüten habt — führt in unabsehliche Labyrinthe. Bürger Gesetzgeber! wollet Ihr Freiheit, so seid gerecht, und wollet Ihr Ruhe des Vaterlandes, so treibet kein Machtspiel mit dem Eigenthum. Ungerechtigkeit ist die furchtbarste Contrerevolution gegen die allgemein angenommene Freiheit und Gleichheit. Ihr habt keine zu fürchten, wenn Ihr gerecht seid; aber seid Ihr ungerecht, so erwartet das Schlimmste!"

Daß eine so offene, männliche, rückhaltslose Sprache nicht gerade die beste Aufnahme werde gefunden haben, stellt man sich vor. Wer aber muß Lavatern nicht beistimmen, wenn er anderwärts sagt:

„Lieber, viel lieber will ich unter einem despotischen Monarchen stehen, der doch Ehre, Leben und Eigenthum des ihm Gehorchenden schützt, als unter Freiheitslügnern, welche un-

ter dem Aushängeschilde der Freiheit Recht und Gerechtigkeit morden, das Eigenthum des Begüterten rauben, und dann gehorsam sich unter Alles schmiegen, den Armen den letzten Bissen Brodts aus dem Munde wegdecretiren" *).

Oder wer kann ihm seine Bewunderung und Hochachtung versagen, wenn er gerade jetzt auch besonders in seinen Predigten unerschrockener und nachdrücklicher, denn je, redete, was der gesunden Lehre sich geziemt? So lesen wir unter Anderem in einer Predigt vom 13. Mai:

„Vor einigen Monaten predigte ich über diesen Text, wie ich dachte, den Bedürfnissen der Zeit gemäß. Wir legen denselben auch heute wieder zum Grund unserer Belehrungen, und dies um einer besondern, zum Theil dringenden Veranlassung willen Es ist nämlich in der abgewi-

*) Bekanntlich sagt auch das Sprüchwort: „Herr Omnes hat nie wohl regiert", oder: „Wer dem Pöbel dient, hat einen übeln Herrn." Bemerkenswerth ist auch die Übereinstimmung unserer beiden größten Dichter in ihrem Urtheile über die Massen-Majorität: „Alles Große und Gescheidte", sagt Goethe, „existirt in der Minorität. Es hat Minister gegeben, die Volk und König gegen sich hatten, und die ihre großen Pläne einsam durchführten. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher sein." — „Nichts ist widerwärtiger, als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich accommodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will." — Schiller dagegen sagt: „Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe." — „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn. Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen."

chenen Woche von dem Statthalteramt der helvetischen Regierung ein gedrucktes Blatt an die zürchersche Geistlichkeit ergangen, in welchem dieselbe belehrt wird, was sie in der gegenwärtigen Zeit lehren und nicht lehren soll. — Mir scheint es, um allem Mißverstand in einer so wichtigen Sache zuvorzukommen, die Sache für ein- und allemal zu beleuchten und völlig und ganz in's Reine zu setzen, höchst nöthig, Euere christliche Andacht diesmal auf eine dem Evangelium gemäße Weise zu unterhalten, und möglichst klar zu belehren: über die Pflicht eines christlichen Predigers in der gegenwärtigen Zeit einer allgemeinen Staatsumwälzung."

Er beantwortete dann die Fragen: „1) Was ist ein christlicher Prediger überhaupt? 2) Was war er bisher in unserm Staate? 3) Was ist ein christlicher Prediger in der neuen Staatsverfassung? oder, hat sich sein Verhältniß in Absicht auf das Evangelium, oder sein Verhältniß in Absicht auf seine Gemeinde, oder sein Verhältniß in Absicht auf den Staat geändert? 4) Was soll ein christlicher Prediger zu dieser Zeit nicht predigen? 5) Was soll er zu dieser Zeit besonders predigen? 6) An welche besondern Menschenklassen soll er sich wenden?"

In der Beantwortung der fünften Frage heißt es dann weiter:

„Was soll ein christlicher Prediger zu dieser Zeit besonders predigen? Soll er nur bei dem Allgemeinen stehen bleiben? Soll er nicht besonders nach den Bedürfnissen der gegenwärtigen Zeit predigen? Soll er nicht vor den besondern Lastern warnen, zu denen unser Zeitalter und die Revolution besonders zu reizen scheinen, aus blöder Furcht, daß er Niemandem zu nahe treten, und den unweisen Vor-

wurf von Anzüglichkeit von sich ablehnen möge? O dann wäre er wohl ein schwacher, blöder, charakterloser und seiner Amtspflicht untreuer, unwürdiger Prediger. Predigte Jesus nicht gegen die Laster seiner Zeit? nicht gegen den Unglauben der Sadduzäer? nicht gegen den Aberglauben und die Heuchelei der Pharisäer? Predigte und schrieb nicht Johannes, Paulus, Jakobus gegen die Irrthümer, gegen die falschen Apostel, gegen die Wölfe, welche der Heerde nicht schonen würden? — Wie könnte man auch mit einigem Scheine der Vernunft von einem evangelischen Prediger in dieser Zeit verlangen: Warne nicht vor den gegenwärtigen Gefahren, sprich nicht von den Lastern, welche jetzt ihr Haupt emporheben!? — Nenne das Unrecht, das jetzt geschieht, nicht Unrecht: bei jeder anderen Gelegenheit, zu jeder anderen Zeit magst du das thun, nur zu der gegenwärtigen Zeit nicht! — O der unweisen Sprache! Soll er nicht jetzt vor Unruhe, leidenschaftlichen Gesinnungen, Rache, Empörungssucht, Lüge und Verläumdung, die zu schrecklichen Folgen leiten können, warnen? warnen vor ungerechtem, eigennützigem Sinne, vor Unruhe erregenden Lästerurtheilen über die alte und neue Regierung? warnen vor Leichtgläubigkeit gegen gefährliche Gerüchte, die so leicht aufgefaßt, so schnell verbreitet und so der Zunder zu den schrecklichsten Auftritten werden könnten? Welche Vernunft könnte solche Warnungen ein unbefugtes Einmischen in etwas Politisches nennen?“

Ja so furchtlos und fest war seine Liebe zu seinem so tief geknechteten Vaterlande, daß er zu einer Zeit, wo die roheste Gewaltthätigkeit an der Tagesordnung war, wo Bajonette, Einkerkerung oder Deportation,

diese Früchte des neuen Freiheitsbaumes, jeden Rechtschaffenen drohten, es allein und zuerst vor dem zagenden Europa wagte, mit einer damals beispiellosen Unerschrockenheit und mit einem wahrhaft apostolischen Muthe der Entrüstung über die schnöde Verletzung oder vielmehr Vernichtung aller Rechte einer edlen, freien Nation als ein freier Mann und patriotischer Schweizer den entsprechenden Ausdruck zu leihen. Er that dies durch „das Wort eines freien Schweizers an die große Nation", welches er, natürlich mit seiner Namensunterschrift, direct an Reubel, Mitglied der damaligen französischen Regierung und vornehmsten Urheber alles Jammers, adressirte. Lavater redet darin mit dem ihm eigenen Freimuthe die despotischen Führer des französischen Volkes an, wirft ihnen alle ihre Verbrechen und Gräuelthaten gegen die Schweiz vor, erhebt die entschlossensten Reclamationen gegen ihre unpolitischen und treulosen Unterdrückungsmaßregeln, mit denen sie über ein freies Volk hergefallen seien, und fordert schließlich Schonung und mildere, das heißt gerechtere Behandlung der geknechteten Schweiz. Doch dieses Actenstück ist so großartigen Inhalts und Styls, daß wir zur Charakterisirung desselben wenigstens einige Stellen daraus anführen müssen.

„Freiheit, Gleichheit, Menschenrecht, Menschlichkeit sind die Aushängeschilde zu allen Decreten und Publicationen der Nation, die sich in mehr als Einer Absicht die „große" zu nennen berechtigt glauben kann. Es wird also kein Verbrechen sein, mit Freiheit ein humanes Wort mit der gepriesenen Mutter der Freiheit und Humanität zu sprechen.

„Alle Einwohner Helvetiens, die nicht durch die Taschenspielerworte, womit Alles geblendet werden sollte, geblendet sind, können nur Einer Meinung sein. — Mag die terroristische Gewalt, welche unter dem Posaunenschall von Freiheit ihre eiserne Hand auf ihren Nacken fallen läßt, sie schweigen machen — alle haben nur Eine Meinung, und zwar diese: Die französische Nation, die mehre Jahre Krieg mit den mächtigsten Nationen führt — weswegen? — deswegen, damit keine fremde Macht sich in ihre innere Angelegenheiten mische — hat weder ihrer Übermacht, noch ihres Siegesglückes wegen das mindeste Recht, und sie handelt sich selbst widersprechend, ja höchst ungerecht, sich in unsere Angelegenheiten gewaltthätig zu mischen. — Hunderttausend Bewaffnete sind nicht Ein Grund für die Vernunft, daß etwas Ungerechtes gerecht sei. Frankreich hatte kein Recht, als das Tyrannenrecht des Stärkern, in Helvetien einzudringen, um, wie es sagte, die Aristokratie zu stürzen. Daß die Aristokratie gestürzt ist, kann ein großes Glück, kann die Erfüllung des Wunsches vieler Edeln gewesen sein — aber wenn ein Straßenräuber einen Menschen umbringt, der uns drückt, ist deswegen der Straßenräuber weniger Straßenräuber? Ihr Franken kamet als Räuber und Tyrannen in die Schweiz! Ihr führtet Krieg wider ein Land, das Euch nicht beleidigte. Waren, ich weiß es nicht, Einzelne, die Euch beleidigten — so konntet Ihr von diesen Einzelnen es erst beweisen, dann Genugthuung fordern. — Als Räuber führtet Ihr die Schätze, die Euch nicht gehörten, von den besiegten Städten, besonders von Bern fort; Ihr bestahlet das ganze unschuldige Helvetien, indem Ihr dies thatet, das Helvetien, das Ihr zu Einer untheilbaren Republik, dessen Schätze Ihr zu einem Nationalschatze zu

machen gut fandet — Ihr nahmet Helvetien einen großen Theil seiner Kraft — Ihr befreitet es von den Mitteln, sich frei zu erhalten.

„Könnt Ihr's läugnen? Euere Worte mußten uns als Gebote gelten. Euere Räthe waren Despotenbefehle. So ward uns nie geboten, da wir, Euerer unwahrhaften Sage nach, Sclaven waren. So mußten wir nie blindlings gehorchen, wie da wir nun Euerer Sage nach frei sind. Wer hat die Stirne, das zu läugnen?

„Zehntausend Euerer treuesten Vaterlandssöhne müssen sagen und sagen es wirklich vor unsern Ohren: man geht infam mit der Schweiz um! — Infam? welch' ein Wort in dem Munde eines gesitteten Menschen! — Das Wort ist nicht so schlimm, als die Handelnsweise, die dadurch bezeichnet wird. Infamie ist das gelindeste Wort, das ich finden kann. Oder wie würdet Ihr's nennen, Franken, wenn wir die Mächtigern wären und Euch, die Schwächern, so behandeln würden?

„O Franken! Große Nation! Volk ohne seines Gleichen! Du fühlst es, wir armen Schweizer wären nicht da, wo wir sind, wäre mein Vaterland kühn genug gewesen, die volle runde Sprache der Wahrheit früher und vor den Ohren von ganz Europa zu sprechen.

„Was that diese große Nation, oder was thaten ihre ungroßen Agenten? — Sie forderten die Annahme ihrer Constitution — in der Räubersprache: Annahme oder Krieg! — Stillschweigend, um des Friedens willen, nahmen wir sie an. — Wenige Tage naher, ohne dem frei erklärten, souverainen Volke eine Zeile vorzulesen, unterschob man eine andere — was man in jedem Partikularfall durchaus abominabel gefunden hätte. — Auch dies uns gefallen lassen zu müssen, hatten wir die Freiheit.

„Verheißen ward uns, keine Truppen sollten in unsern Canton einziehen, kein Sous sollte von uns gefordert werden. — Das Gegentheil von Beidem geschah. Man hatte die Schaamlosigkeit, uns drei Millionen Livres abzufordern. Man zwang uns nur die Freiheit auf, uns alle Freiheit rauben zu lassen. — Drei Millionen — wofür? — Einen kleinen Thaler zu fordern, wäre eine Ungerechtigkeit; Eine Million Thaler zu fordern, ist eine millionfache Ungerechtigkeit. Es ist die Forderung nicht einer gesitteten Nation, sondern — einer schon organisirten, durch Kriegsglück übermüthig gewordenen, sich zu Allem berechtigt glaubenden Räuberbande. — Drei Millionen fordert man — o der schreienden Ungerechtigkeit! — von den würdigsten, verdientesten Männern, die die Nation nicht anders als durch Verläumdungen lichtscheuer und leidenschaftlicher Menschen kennt. Doch dies ist Alles noch nichts. Wer über eine gewisse Grenze des Lasters hinausgeht, der findet der Lasterthaten kein Ende. Ihr hattet die nie erhörte Frechheit, die freien demokratischen Cantone zur Annahme Euerer Constitution mit trotzend hohnsprechender Waffenübergewalt zu zwingen — sankt so tief in Ehrlosigkeit hinab, diesem harmlosen, friedlichen Hirtenvölklein eine Freiheit in falschen Assignats aufzumorden. Als ein Frühstück dachtet Ihr diese wackern, des Schweizernamens einzig noch würdigen Helden zu verzehren, — die Edeln! Ach, mir blutet das Herz, daß wir ihnen nicht halfen, daß wir — o unabwaschbarer Fleck für unsern Canton! — diesen Barbaren Kanonen und Munition gegen unsere edlern Brüder liehen!

„Französische Nation, nenne dich nicht mehr große Nation! — Colossalische Größe ist nicht wahre Größe, und drei Millionen Chinesen würden Euch lächerlich scheinen, nennten

sie sich vis-à-vis von Euch die große Nation. Nenne dich die kleinlichste aller Nationen, oder du mußt es leiden, daß alle großen und kleinen Nationen dich so nennen, wenn du nicht alle deine unerschöpflichen Erfindungsquellen erschöpfest, alles noch Vergütbare zu ersetzen.

„Französische Nation! Freiheit zu drohen, zu drücken, zu fordern, vorzudonnern, zu rauben, zu betrügen, auszusaugen, zu morden, ist — Freiheit — freilich auch einer großen Nation — der der Satane! Fluch dem, der diese Freiheit ausposaunt! — Er soll auf Erden keinen entschlossenern Feind finden, als mich, den Appellanten an die fränkische Nation, an das Menschengeschlecht, an die Nachkommenschaft. Öffne die Augen, fränkische Nation, und befrei' uns von dieser Freiheit der Hölle!

„Große Nation, die ihres Gleichen nicht hat, mache dich nicht vor allen Jahrhunderten verächtlich! Mache die schreienden Ungerechtigkeiten durch edle Vergütungen verstummen! Sei keine Geißel der Nationen, keine Tyrannin der Menschheit! Sei keine Unterjocherin der Freien, keine Zertreterin Helvetiens, keine Blutsaugerin Zürichs! — Sei, was du scheinen willst, Befreierin, Wohlthäterin, Freundin, und dann Königin unserer Herzen! — Zürich, im Ersten Jahr der schweizerischen Sklaverei."

Wer bewundert nicht den Heldenmuth dieses feurigen Patriotismus, der uns aus diesem eines ächten Schweizers würdigen Heldenworte so hell entgegenstrahlt, eines Patriotismus, der wohl sich selbst und die persönliche Sicherheit, doch nie des theuern Vaterlandes vergessen kann, den aber auch nur der tiefe lebendige Glaube an die Kraft der mit tugendhaftem Freimuthe bekannten

Wahrheit und des Rechts verleihen kann? Wir erinnern uns, wie fest Lavater von diesem Glauben durchdrungen war (vgl. S. 151 u. 426 ff.). Und es wurde ihm in dem vorliegenden Falle auch die Genugthuung nicht versagt, für diese seine Überzeugung die auffallendsten Beweise zu erhalten. Denn die sonst Alles zerschmetternde Gewalt ließ sich herab, den Kühnsten unter den Kühnen einer Antwort zu würdigen, die zwar zusammengewoben war aus lauter Sophismen und nichtigen Entschuldigungen, aber doch immer eine Bestätigung dafür lieferte, daß ein Muth, der sich rückhaltslos zur Wahrheit stellt, auch Menschen ganz entgegengesetzter Denkungsart, ja selbst Despoten einen gewissen Respect einzuflößen weiß.

Bald darauf wurde Lavater's „Wort eines freien Schweizers" ohne sein Wissen gedruckt. Der französische Obergeneral in der Schweiz, Schauenburg, dem ein Exemplar davon in die Hände fiel, verlangte wüthend vom helvetischen Directorium die strengste Bestrafung für eine solche Vermessenheit. Das Directorium leitete auch wirklich eine Untersuchung wider Lavater ein, die aber, besonders zufolge der Vermittelung des edlen Legrand, damaligen Directors, der große Achtung und Liebe für Lavater hatte, ohne alle für den Verfasser nachtheiligen Folgen blieb. Schauenburg mußte es daher, wiewohl er doch über 30,000 Bajonette zu verfügen hatte, beim Toben und Stampfen bewenden lassen, ja zusehen, wie dies „Wort" des heldenmüthigen Lavater's, zu 100,000 Exemplaren vervielfältigt, in dem Munde eines jeden biedern Schweizers, ja fast in

ganz Europa wiederhallte, und überall die lebhafteste Theilnahme an dem Schicksale der Schweiz erweckte. Und es darf mit gutem Grund vermuthet werden, daß Lavater eben durch diese unerschrockene Kundgebung seines Abscheues gegen die französischen Gewaltthaten viel zur Erleichterung des Schicksals der Schweiz beigetragen habe.

Eilftes Capitel.

Lavater's Deportation.

„Wo Gewalt Recht hat, da hat das Recht keine Gewalt.“ — „Wo Gewalt Herr ist da ist Gerechtigkeit Knecht.“

Das armselige helvetische Directorium hatte sich je länger je mehr zu gewissenlosen Vollstreckern der willkürlichsten und constitutionswidrigsten Gesetze erniedrigt. Gleichwie aber auch der schlechteste Fürst noch immer schlechtere Minister oder Hofschranzen findet, die Alles, was von ihm ausgeht — wie sehr es auch allen gesunden Menschenverstand und jedes bessere Sittlichkeitsgefühl empört — bis in den Himmel erheben, so hatte auch das helvetische Directorium das Unglück, von einem Schwarm charakterloser Schmeichler und Speichellecker umgeben zu sein, die selbst seine offenbarsten Unthaten zu Verdiensten hinauflogen, Verrath des Vaterlandes für Vaterlandsliebe ausposaunten, oder zum Mindesten durch duldsames Schweigen sich jederzeit eine hübsche Brücke zu reserviren wußten, auf der sie bequem zu der obsiegenden Partei übergehen könn-

ten. Lavatern konnte dieser neumodische Patriotismus, der zwischen allen Winden auf der Windrose des windvollen Zeitgeistes schwankt, der seine Überzeugung chamäleonsartig nach den wandelbaren Regierungsprogrammen verändert, und bei dem der je zeitweilige Parteisieg den Ausschlag gibt, nur im höchsten Grade anwidern. Ja, er verabscheute darin sogar eine Hauptursache der bald eintretenden Schreckenstage, welche mit Allem, was damit verbunden ist, auch über die Schweiz (vom März bis Juni 1799) kamen, wie sie kurz zuvor über Frankreich dahingebraus't waren. Um so treuer und unerschütterlicher hielt er deswegen fest an dem Grundsatze: „Ich achte es für jedes redlichen Mannes Mannespflicht, in allen Stürmen und bei allen Abänderungen äußerer Formen sich gleich zu bleiben, immer dieselbe Sprache zu führen, Recht Recht und Unrecht Unrecht zu nennen, welche Partei immer die Oberhand gewinnen mag, und wie immer die Urtheile derer, die ihr Urtheil über innerlich unveränderliche Dinge immer nach der zufälligen Veränderung äußerer Formen abändern, über ihn und sein Benehmen ausfallen mögen."

In Zürich begann die Schreckenszeit am 2. April 1799 mit der bis dahin in den Annalen der Schweiz unerhörten Deportation von zehn der angesehensten, redlichsten und verdienstvollsten Bürger, welche auf Regierungsbefehl theils in ihren Wohnungen, theils in ihren Amts- und Geschäftslocalen, theils sogar in der Kirche plötzlich am frühen Morgen aufgegriffen und, Verbrechern gleich, unter starker Bedeckung von Jägern

fortgeschleppt wurden. Als Grund dieser durchaus verfassungswidrigen Gewaltthat war man so unverschämt überall auszusprengen, diese Bürger seien — wofür man Beweise genugsam in Händen habe — Landesverräther, die mit dem Kaiser von Österreich in Correspondenz gestanden. — Die Kunde von dieser Maßregel despotischer Willkür, die sich blitzschnell über Zürich verbreitete, rief die Entrüstung aller redlichen Patrioten wach. Wenn nun selbst Männer von sehr ruhigem, kaltblütigem Temperamente bei diesem außerordentlichen, die Leidenschaft aufregenden Staatsstreiche aufbraus'ten, so kann man sich leicht vorstellen, daß bei Lavater, der mit einem so warmen, regen Gefühle begabt war, gleichsam jeder Tropfen Bluts in Gährung gerieth, ja glühte und brannte, als er zuerst von diesem Deportationsgräuel hörte. Daß er aber gleichwohl keinen Augenblick die Grenze der wahren Vaterlandsliebe überschritt, und weder nach der einen noch nach der andern Seite ausschweifte, kann uns als die beste Probe seiner christlich-weisen Besonnenheit gelten.

Was seine Mannespflicht zu thun erfordere, konnte ihm, wiewohl er der Zeit gerade an heftigen rheumatischen Schmerzen litt und meistentheils an das Bett gefesselt war, nicht lange zweifelhaft sein. Der Sache etwa unthätig zuzusehen, oder sie unter fruchtlosem Seufzen und duldsamen Schweigen hingehen zu lassen, dünkte ihn schlechterdings unverantwortlich und eine Art von Theilnahme an dem Hochverrathe der allgemeinen Freiheit und Sicherheit zu sein. Einmal fest entschlossen, Alles zu wagen, um dieser neuen Schreckensherrschaft der

Tyrannen entgegenzuarbeiten, und der Einführung des abscheulichen Robespierismus einen festen Damm entgegenzusetzen, konnte er nicht anders, als seinen Abscheu in den stärksten Ausdrücken der Indignation zu Tage legen. Er hatte darüber freilich manchen harten Kampf zu bestehen, nicht etwa allein mit den Seinigen, sondern auch mit manchen fürsorglichen und besorgten Freunden. Im Grunde dachten zwar auch sie wie er, und wenn er abwesend war, sprachen sie auch eben so. Weil sie aber wohl wußten, daß bei der neuen Freiheit die herrschende Partei wohl alle Lügen, die unterdrückte Partei dagegen keine Wahrheit ungestraft sagen dürfe, nahmen sie ihm gegenüber eine Gleichgültigkeits-Affectation an, um dadurch das Feuer seines Unwillens möglichst abzukühlen. Andere riethen, doch wenigstens der Entscheidung zu harren, da kaum anzunehmen sei, daß das Directorium sich einen solchen Schritt ohne die dringendsten Nothgründe erlaubt haben sollte. Wahrscheinlich sei es zu dieser Maßregel nur durch den Drang der französischen Regierung gezwungen. „Schlimm genug", lautete seine Antwort, „wenn unser Directorium so der Sclave des französischen ist, daß alle Gerechtigkeit und Freiheit dieser Mutter der Ungerechtigkeit und Sclaverei aufgeopfert werden soll. Wenn nun dem französischen Directorium einfiele, diese Bürger guillotiniren oder füseliren zu lassen, soll dann das helvetische sogleich sich beugen und „gehorsamer Diener!" sagen?"

Noch Andere gaben nicht undeutlich zu erkennen, es scheine, als ob er nach dem Märtyrerthum laufe. Es

sei ja fast undenkbar, daß das Directorium, nachdem es sich einmal willkürlich hinweggesetzt über Alles, was Constitution und Gesetz heiße, und alle göttlichen und menschlichen Gesetze decretmäßig suspendirt habe, ein ferneres freimüthiges Sprechen und Protestiren mit Gleichgültigkeit ansehen und ungeahndet lassen werde.

Lavater erwiederte indessen, es sei schlimm genug, wenn die eine Partei sich Alles und die andere sich nichts erlauben dürfe; schlimm genug, wenn die, welche Gewährsmänner der öffentlichen allgemeinen Sicherheit und Freiheit sein sollten, sich als die ersten Beispiele von Eingreifen an diese Sicherheit und Freiheit aufstellten, und die, *welche allen ihren* Decreten die Worte Freiheit und Gleichheit *aufstempelten*, es dem redlichen, offenen Helvetier schwer machten, ein freies Wort über diese Eingriffe zu sprechen und zu schreiben*). Dies könne ein redlicher, freier Mann nicht ertragen, es sei wider alle Natur. „Ferner", sagte er, „stehe ich in der vollkommenen Überzeugung daß freies, offenes, der Wahrheit gemäßes, klares,

*) Über diese Beschränkung äußerte er einmal: „Die unbeschränkte Preßfreiheit ist das Offenstellen des Gifthandels nicht allein an die kleinsten Specerei-Lädlein, sondern an alle fremde Krämer und Hausirer. Die vernünftige Einschränkung der Preßfreiheit, einzeln zum Vortheil von Wahrheit, Religion, Tugend und bürgerlicher Ruhe, ist das Erlauben des Gifthandels sowohl, als der Arzneien, nur allein an bekannte Apotheker. Das Einschränken aber der Preßfreiheit zum Nachtheile von Wahrheit, Religion, Tugend und bürgerlicher Ruhe, nur allein zur Verdeckung der großen Schandthaten und Gräuel, ist wohl gewiß die letzte Stütze des äußersten Verderbens, ist die Krone und zugleich das Geständniß aller Schandthaten und Gräuel."

unwiderlegbares, muthiges Aussprechen unwidersprechlicher Wahrheit das einzige Mittel ist, dem Strome der Ungerechtigkeit entgegenzuarbeiten. Wahrlich, wenn ein Jeder denkt: „Mein Wort hat keine Wirkung, ich will schweigen, weil Reden nichts fruchtet", so wird die Ungerechtigkeit immer schamloser, der Despotismus immer frecher, die Tyrannei immer unbezwingbarer. Eben auf das Schweigen der erschreckten Furchtsamkeit, auf das Nichtredendürfen der Menge, die durch Gewaltstreiche außer Fassung gesetzt ist, rechnet die höhere Politik, die das unerringbare Vertrauen, wodurch allein eine Republik aufrecht erhalten werden kann, durch *unnatürliche* Gewaltsacte ersetzen will. *Ich lebe* und *sterbe*, Freunde, in der Überzeugung, daß zwanzig bis dreißig muthige Stimmen von rechtschaffenen Männern, die nichts fürchten, von entschlossenen Freunden der Freiheit, von Erzfeinden aller Insurrection und Anarchie, Männern, die auf ein allgemeines Schweigen gerechnet hatten, und die noch keine entscheidenden Beweise weder von Herzlichkeit noch von persönlicher Herzhaftigkeit gegeben haben, respectabel oder furchtbar genug sein würden, um sie zu gelinderen Maßregeln umzustimmen. — Ach, Freunde, es ist kein Glauben in der Welt mehr an die Kraft der Wahrheit und der Freimüthigkeit; er ist mit dem alten ehrwürdigen Glauben an Gott und an das Stehen Gottes zur gerechten Sache verschwunden."

Hinsichtlich des ihm angeschuldigten Laufens nach dem Märtyrerthum antwortete er aber (in den „freimüthigen Briefen über das Deportationswesen" I, 91 ff.) unter Anderem:

„Ich denke an so was nicht, halte mich an Recht, an der Wahrheit, an meiner Pflicht und Überzeugung fest, ohne mich über die möglichen oder wahrscheinlichen unangenehmen Folgen, die dies allenfalls haben könnte, im Geringsten zu bekümmern. Das Klügeln über das, was geschehen könnte, wenn wir thun, was gethan werden soll, ist der Anfang aller Schwäche, aller Untreue gegen uns selbst und gegen unsere Pflicht.

„Ich laufe nicht nach dem Märtyrerthum; denn meine Menschheit, mein Fleisch, meine Natur und Organisation zittern davor. Ich litt zu sehr bei der Wegführung meiner Mitbürger, als daß ich zu einer solchen Entführung die allermindeste Lust haben könnte. O, wer im harmlosen Zirkel einer geliebten und liebenden Familie lebt, im Kreise der edelsten, weisesten, wärmsten Freunde; wer den Beruf hat, einer großen und vertrauensvollen Gemeinde vorzustehen; wer gern im Elemente rechtlicher und pflichtlicher Freiheit lebt, der müßte doch geradezu alle Vernunft verloren haben, wenn ihn das Jucken (**pruritus**) nach Entführung — Gott weiß wohin? — die Trennung von dem Allem — Gott weiß wie lange? — anwandeln könnte." —

„Nie in meinem Leben", bezeugt er zuletzt bei dieser Gelegenheit, „war die mir immer klare Wahrheit so klar vor der Seele gestanden, wie jetzo: Keine Wahrheit wird fruchtlos ausgesprochen. Wirkt sie nicht sogleich, sie wirkt früher oder später immer was Gutes — wirkt sie nicht das, was wir beabsichtigen, sie wirkt allemal etwas unsern Wünschen, unserm Hauptzwecke Gemäßes. Ich halte den Glauben an Gott und den Glauben an die vielfache Fruchtbarkeit und Nutzbarkeit der Wahrheitsbezeugung, der Pflichttreue, der Rechtfesthaltung, der Unschuldvertheidigung für unzertrennbar."

Auch die freundlichsten und herzlichsten Zurückhaltungen, die liebreichsten Warnungen vor den Folgen, die er sich zuziehen, vor den schiefen, bittern Urtheilen und bösen Ausdeutungen, denen sein Gutmeinen und seine edelste Absicht ausgesetzt sein würde, blieben darum auch durchaus erfolglos. Bei Sachen der Pflicht berechnete er nie die Folgen, sondern einzig das, was seine Stellung von ihm fordere. Wenn man ihm also an so Etwas hinderlich sein wollte, war es bald ein freundliches Lächeln, bald aber auch eine bis zur Derbheit entschlossene Abfertigung, womit er auch die liebsten Menschen schweigen machte. Sonach war denn auch im vorliegenden Falle sein Entschluß bald gefaßt.

Nach einer Verabredung mit einigen gleichgesinnten Bürgern wurde sofort ein Memorial an das Vollziehungsdirectorium der helvetischen Republik aufgesetzt, in welchem würdig und freimüthig die unduldbare Handlungsweise besprochen, und die Entlassung der Deportirten, wenn man sie, wie mit Zuversicht zu erwarten sei, nach dem Verhör unschuldig befunden, verlangt wurde. Zur Unterzeichnung war dasselbe in Lavater's Pfarrwohnung ausgelegt, und bald war es von einer großen Anzahl der wackersten und würdigsten Bürger, theilweise mit sehr entschiedenen Erklärungen*), unterschrieben.

*) Lavater selbst schrieb unter das Memorial: „Endesunterschriebener würde es als eine Schande für Zürich und für Schwäche seiner lieben Mitbürger ansehen, wenn man bei der plötzlichen Aufhebung und gewaltthätigen Wegführung zehn unverhörter Bürger gleichgültig bleiben, oder nur in stummer Geduld matt

Gleichzeitig schrieb Lavater noch an verschiedene Glieder der Regierung und namentlich an den Director Bay, an die Senatoren Usteri aus Zürich und Pfyffer aus Luzern. Außerdem erließ er ein Trostschreiben an die Frauen und Angehörigen der Deportirten, unter denen mehre Mitglieder seiner Gemeinde waren. Durch ein eigenthümliches Zusammentreffen verschiedener Umstände fiel dieses Circularschreiben, das für das Directorium eben nicht sonderlich schmeichelhaft war, in die Hände des Regierungsstatthalters Pfenninger, der denn auch in seinem großen Diensteifer nicht

hinsinken würde. Laut, öffentlich, unzweideutig soll jeder redliche helvetische Bürger für die Aufrechthaltung der einmal beschwornen Constitution sprechen, aber auch laut, öffentlich, unzweideutig seinen Abscheu bezeugen vor allen constitutionswidrigen und despotischen Grundsätzen und Handlungsweisen, von wem dieselben immer herrühren, und mit welchem glänzenden Namen sie immer bemäntelt werden mögen... Er ist völlig überzeugt, daß das Benehmen des Directoriums gegen unsre zehn Mitbürger in der Constitution keinen Berechtigungsgrund findet; überzeugt, daß dieser unrepublikanische und gewaltthätige Schritt alle freiheitliebende Gemüther empört, Alles, was Menschenrecht ehrt, mit Unwillen erfüllt" rc. rc. Geßner schrieb: er erwarte Verhör der Unverhörten, und daß kein Schreckensystem an die Stelle der Rechtlichkeit und der Handhabung der Constitution trete. Der würdige Antistes Jakob Heß erklärte: Unsicherheit eines Einzelnen, die durch Abweichung von der Constitution entstehe, sei Unsicherheit Aller und müsse alles Zutrauen gegen die Regierung zernichten. Er beruft sich dann auf Artikel 83 der Constitution, worin klar „unter den wider das Verbrechen einer willkürlichen Verhaftung bestimmten Strafen" vorgeschrieben, wie weit man schreiten dürfe rc.

versäumte, dasselbe sofort an das helvetische Directorium zu überantworten.

Nach solchen Vorgängen hatte man Grunds genug, für Lavater zu fürchten. Denn da zu erwarten stand, er werde den nächsten Sonntag nicht hingehen lassen, ohne eine solche himmelschreiende Ungerechtigkeit mit gewohnter Freimüthigkeit zu beleuchten, so war die Besorgniß der Freunde, man werde ihm diese Herzenserleichterung, wenn nicht durch Deportation, so doch mindestens durch einen Hausarrest unmöglich zu machen suchen, wohl nicht so ganz unbegründet. Es hatten sich indessen wider die gerügte constitutionverletzende Handlungsweise bereits so viele Stimmen, und diese so entschieden erhoben, daß man's wohl doch nicht so ganz unbedenklich finden mochte, wider den allverehrten Pfarrer am St. Peter so rücksichtslos vorzuschreiten. Lavater predigte also am nächsten Sonntage, den 7. April, vor dem zahlreichsten und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörenden Auditorio nach Röm. 13, 1—4 „über die Pflichten gegen die Obrigkeit und über den Zweck und die Bestimmung der Obrigkeit". Wie gar nicht anders zu erwarten ist, war auch diese Predigt ein köstliches Zeugniß für seinen unbestechlichen Wahrheitssinn, seine Unparteilichkeit und Freimüthigkeit. Nachdem er im Eingange gezeigt, daß, je schwerer und bedenklicher es sei, in solcher Sturmzeit mit Ruhe und Würde zu sprechen, es zugleich desto nöthiger sei, keinen so gefahrvollen Zeitpunkt vorübergehen zu lassen, ohne das laut zu sagen, was das schreiende Zeitbedürfniß erfordere, geht er zu

der Frage über: „Soll der Christ in allen Fällen der obrigkeitlichen Gewalt gehorchen?" und antwortet darauf: „Nur dann dürfen, sollen und müssen Ausnahmen gemacht werden — die Vernunft, das Gewissen, der Geist des Christenthums befiehlt es — wenn die Obrigkeit uns etwas Ungerechtes, Pflichtwidriges, Gewissenverletzendes zumuthen würde. Dann ist an kein Gehorchen zu denken; alsdann sagt man bescheiden und beherzt: „Urtheilet ihr selbst, ob es vor Gott recht sei, euch mehr zu gehorchen als Gott." Denn keine Gewalt kann das Recht geben, Unrecht zu thun; keine Obrigkeit ist Herrscherin über das Gewissen und die heiligen Gesetze des Rechtes, welche in jedes Menschen Brust eingegraben sind." „Die Waffen der Christen", fügt er aber nachdrücklich bei, „sind nicht fleischlich, sondern geistlich. Gebet und Weisheit, demüthige Geduld, Muth und Würde, kraftvolle Beredsamkeit, lichthelle Vorstellungen, Bitten, Flehen, Ermahnen — dies, dies, Christ, sind Deine Waffen, auch dann, wenn Du von einer obrigkeitlichen Gewalt Unrecht zu leiden glauben solltest. Ich sage es so laut und so stark, als ich es sagen kann: Ein Gräuel ist in des Christen Brust der allergeringste Gedanke von Auflehnung gegen die obere Gewalt, oder von Begünstigung derselben, geschweige von Vereinigung mit denen, die sich solche unchristliche Gedanken erlauben. Freilich ist er dann deswegen nicht aller und jeder Mittel beraubt, sich mit Vernunft und Anstand, obgleich gewaltlos, dem Unrecht zu widersetzen. Hat er nicht große Lehren und Beispiele vor sich, wie er in Fällen, wo er gesetzwidrig behandelt wird, handeln soll? Jenes

Wort Paulus z. B.: „Ist es auch erlaubt, einen römischen Bürger, eh' er verurtheilt ist, zu binden oder zu mißhandeln?" oder jenes einfache und würdevolle Wort: „Hab' ich Unrecht geredet, so beweise, daß es Unrecht sei; habe ich aber Recht geredet, was schlägest Du mich?" — Auf die Frage: Warum soll man der Obrigkeit gehorchen? gibt er die Antwort: „Die Obrigkeit ist von Gott gesetzt ꝛc. Merkwürdiges Wort! Das war doch eine grausame, tyrannische Gewalt, die Rom und das römische Reich zu Paulus Zeiten beherrschte. Wer weiß nicht, daß es Nero, diese Schande der obrigkeitlichen Gewalt, ja dies Scheusal der Menschheit, war, der damals den Scepter führte? Und diese Gewalt will Paulus als eine Verordnung, Veranstaltung Gottes angesehen und um Gottes willen respectirt wissen! O könnt' ich Euch auf diesen apostolischen Begriff aufmerksam genug machen! Gott ist in der Obrigkeit zu verehren. Der Obrigkeit gehorchen, heißt Gott gehorchen. Sich wider sie empören, heißt sich wider Gott empören. O Christ, ist Dir Dein Evangelium heilig, so halte fest an dieser klaren, positiven und unwiderruflichen apostolischen Lehre, die allein, mehr als alle äußere physische und politische Macht, gewährleisten, garantiren und verbürgen kann die Ruhe und die Sicherheit des Staats!" — Hierauf wird aus dem Texte des Weiteren nachgewiesen, was die Obrigkeit sein und nicht sein soll, und zum Schluß werden dann noch verschiedene zeitgemäße Lehren und Erinnerungen hinzugefügt.

Diese Predigt machte auf die ganze Gemeinde einen unbeschreiblichen Eindruck. Selbst Lavater's Frau, die

vorher ihn mit mancher bescheidenen Warnung umkoset und in die Predigt einen Blick zu thun gelüstet hatte, war so tief davon ergriffen, daß sie nach ihrer Heimkehr aus der Kirche mit einer Art Heroismus zu ihm sagte: „Nun, in Gottes Namen, solltest Du nun auch um dieser Predigt willen deportirt werden, so geschehe der Wille des Herrn! Es wird mir keine Mühe machen. Du hast Deinem Gewissen mit Würde genuggethan. Ich kann nicht das Mindeste dagegen sagen.“

Auf die Herren Regierungsmänner mußte die Predigt, wiewohl sie doch augenfällig wesentlich auf Anempfehlung des Gehorsams gegen die Obrigkeit gerichtet und in dieser Rücksicht vielleicht eine der gelungensten und scharfsinnigsten war, wohl keinen sehr günstigen Eindruck gemacht haben. Denn nicht nur, daß, als Lavater kaum aus der Kirche zu Hause angekommen war, ihm auch sofort vom Regierungsstatthalter Pfenninger die Predigt abgefordert wurde, sondern das Directorium beschloß jetzt wirklich seine Deportation. Doch so ganz geheuer mußte dem Directorium bei diesem Beschlusse wohl nicht gewesen sein, denn es verwandelte die beschlossene Deportation noch vor ihrer Ausführung in eine Amtssuspension und diese wiederum vor ihrer Durchführung in eine allergnädigste Mißfallensäußerung. Man kenne, hieß es darin, seinen wohlwollenden Eifer wohl, indessen solle er doch so gütig sein, und mit allzu starken Ausdrücken mehr an sich halten. Und so blieb Lavater für diesmal noch unangetastet, so daß Niemand von seinen Freunden mehr an seine Deportation dachte, auf die er selbst jedoch jederzeit gefaßt war.

Inzwischen aber fuhr die Regierung, dieweil sie keine Religion und also auf Tugend keine Ansprüche, ja nicht einmal Point d'honneur oder, wie unsere guten Alten zu sagen pflegten, keine Ehre im Leibe hatte und daher ganz dem Richter glich, von dem auch der billigste Richter zu sagen genöthigt war: Er fürchtet sich nicht vor Gott und schämt sich nicht vor der Welt — mit dem schnödesten Mißbrauche der Gewalt fort, die ihr der Augenblick lieh, und die sie sich als Waffenträgerin der französischen Machthaber und als Theilnehmerin ihrer Verbrechen in noch viel höherem Grade anmaßte. Es begann jetzt namentlich das ehrlose Gewerbe des *heimlichen* Erbrechens der Briefe von unangeklagten, rechtlichen Staatsbürgern. Und so gab denn auch ein aufgefangener und erbrochener Brief Lavater's die Veranlassung oder doch den Vorwand zu folgender Gewaltthat.

Schon längst hätte man Lavater, diesen unbestechlichen Zeugen der Wahrheit, gern, wenigstens auf einige Zeit, unschädlich gemacht. In Zürich selbst, inmitten seiner ihn verehrenden Mitbürger, wagte man aber nicht, Hand an ihn zu legen. Nun aber war Lavater, um Heilung oder doch Erleichterung eines rheumatischen Übels zu suchen, am 14. Mai 1799 mit seiner Frau nach B a d e n (in der Schweiz) gereis't. Dieser Zeitpunkt schien zu passend, um ihn ungenützt vorübergehen zu lassen. Schon in der nächstfolgenden Nacht stattete daher zur Mitternachtsstunde der Regierungsstatthalter Pfenninger nebst einer Wache, die das Haus umzingelte, in Lavater's Amtswohnung einen Besuch

ab, wobei er alle Zimmer, Schriften, Bücher und Briefe durchsuchte und sie theilweise versiegelte, theils aber auch als gute Beute mit fortnahm. Nach diesem Vorspiel traten alsdann am 16. Mai Morgens 6 Uhr drei Männer in Lavater's Schlafgemach zu Baden. Unter diesen Tyrannenknechten war auch der Statthalter Tobler, welcher ihm eröffnete, daß er vom helvetischen Directorium beauftragt sei, seine sämmtlichen Papiere zu versiegeln und ihn selbst schleunigst nach Basel zu deportiren. Vergebens gab ihm Lavater zu bedenken, ob es klug sei, eine so gewaltsame Maßregel gegen einen notorisch kranken, unschuldigen Mann und gegen einen öffentlichen Lehrer in dieser Gährungszeit vorzunehmen. „Wehe dem Staate", rief er ihm zu, „der mit dem Worte Freiheit ein pharisäisches Jubelgeschrei führt und furchtsam, schwach und despotisch genug ist, zu solchen inhumanen und erbärmlichen Maßregeln gegen rechtschaffene und frei genannte Staatsbürger seine armselige Zuflucht nehmen zu müssen!" Tobler beharrte jedoch dabei, daß er seinen Auftrag, wozu das Directorium nach seinem Dafürhalten befugt sei, vollführen müsse. Selbst die Bitte Lavater's und seiner Frau, nur so lange sich wenigstens zu entfernen, bis sich dieselbe angekleidet habe, blieb unberücksichtigt. Lavater mußte demnach sein weinendes Weib verlassen, da ihr der Wunsch, ihn begleiten und pflegen zu dürfen, abgeschlagen wurde. Ruhig ergab sich jetzt Lavater seinem Schicksale und betete: „Laß diesen Vorfall, mein Herr und mein Gott, recht gesegnet werden an mir und besonders auch für mein Vaterland von ei-

nigem Nutzen sein! Lehre mich jeden Moment dieser Zeit weislich benutzen! Meine Frau und die Meinigen seien Dir empfohlen! Erbarme Dich meines armen Vaterlandes!"

Von Bajonetten und Dragonern umringt, wurde er zu dem Wagen geleitet, der ihn gen Basel entführen sollte. Er war aber jetzt so gefaßt, daß er, als vor dem Stadtthore noch vier Dragoner an seinen Wagen hinansprengten, um ihm das Geleit zu geben, zu seinem ihn wegführenden Begleiter, der neben ihm im Wagen Platz genommen hatte, mit Hinweisung auf sein Gefolge scherzend sagte: „So vornehm bin ich noch nie gereis't."

Dieser Vorgang rief begreiflicher Weise in Zürich die tiefste Indignation hervor. Alles gerieth in Bewegung, und mehre Bürger verlangten eine Versammlung der ganzen Gemeinde, um über die geeignetsten Maßregeln berathen zu können. Es kostete Mühe, den guten Leuten, deren Liebe zu ihrem geliebten Beichtvater sich nicht müßig finden lassen wollte, dies auszureden. Dagegen erließ der Kirchenrath sofort Namens der ganzen Gemeinde ein nachdrückliches Protestations- und Fürwortschreiben an das Vollziehungsdirectorium. Ein Gleiches ließen sich auch viele einzelne Freunde Lavater's nicht nehmen.

Noch unterwegs schrieb der deportirte Lavater von Olten aus an die Seinigen, und legte zugleich zum Vorlesen am folgenden Sonntage eine Mahnung an seine Gemeinde bei, ruhig zu bleiben, wie er es sei, und aus Liebe zu ihm keinen Schritt zu thun, welcher

der Regierung bedenklich scheinen könnte. „Was mir übrigens immer begegnen mag", heißt es darin, „nichts kann mir widerfahren, das nicht gut und zu meiner Veredlung und Läuterung nicht nothwendig sei. — Laßt uns Alle der Pflicht, dem Rechte, der Wahrheit, oder, welches Eins ist, dem Herrn treu sein! Der Herr sei mit uns Allen!"

Nichts fürchtete Lavater mehr, als das Nichtverhörtwerden, theils weil alle vor ihm Deportirten aller Constitution zum Trotze noch niemals verhört worden waren, theils weil eine solche Unterlassung der allerersten Gerechtigkeitspflicht wohl zu besorgen war von einer Regierung, die kein Gesetz, kein Recht mehr respectirte. Noch von Olten aus schrieb er deshalb an das helvetische Directorium, protestirte zunächst feierlich gegen das gesetzwidrige Verfahren gegen ihn, verlangte zugleich im Namen der Constitution, des Menschenrechtes und der Freiheit, schlechterdings sogleich verhört zu werden, und schloß dann mit den Worten: „Endlich, Bürger Directoren, beschwöre ich Euch bei Allem, was Euch je noch heilig sein kann, beherzigt noch das freie Wort eines redlichen Constitutionsverehrers. Ersticket nicht noch den letzten Funken des Vertrauens in den Herzen des frei genannten helvetischen Volkes durch constitutionswidrige, gewaltthätige Handlungen, und lasset Euch laut und stark genug sagen: Wer verurtheilt ohne Verhör, er heiße König oder Director, Oligarch oder Demokrat, ist nichts mehr und nichts weniger, — als ein Tyrann."

In Basel angelangt, wurde er dem dortigen Regie-

rungsstatthalter Schmidt überantwortet, von dem er eine durchaus würdige, freundschaftliche Behandlung genoß. Wider alles Erwarten kam er auch schon am folgenden Tage zum Verhör, bei dem sich herausstellte, daß verschiedene Stellen eines aufgefangenen Briefes an einen gewissen A. J. W. sehr verdächtig befunden waren, und daher auch die Hauptpunkte der Anklage wider ihn bildeten. Dieser Briefwechsel bezog sich aber auf einen theologischen Gegenstand. W. hatte nämlich in einem Briefe an Lavater das baldige Erscheinen des Antichrists in Aussicht gestellt. Darauf hatte Lavater die Frage gestellt: von welcher Nation er (der Antichrist) wäre, wo er zuerst seine Bude eröffnen und seine Residenz aufschlagen werde. Ungleich bedenklicher war aber noch folgende Stelle des erbrochenen Briefes erschienen: „Die russische Kaiserin ist einem gewissen Freunde hundert neue Louisd'or schuldig. Da alle Posten in's Reich abgeschnitten sind, und der Freund nicht weiß, wo er hinschreiben soll, könnten Sie vielleicht nicht Rath geben, der dem Freunde aus dieser Verlegenheit hälfe?" Was konnte es mehr bedürfen zu der wichtigen Entdeckung eines Hochverraths, als dieses? War's denn hier nicht — wenn auch nicht gerade ausdrücklich aus den dastehenden Worten, so doch sonnenklar zwischen den Zeilen zu lesen, daß — entweder Lavater selbst oder doch ein Bekannter von ihm aus Rußland Bestechungsgelder beziehe? Dies höchst staatsgefährliche Geheimniß klärte sich jedoch leicht auf. Lavater hatte nämlich der russischen Kaiserin einen Theil seines physiognomischen Cabinettes um obigen Preis

verkauft, und suchte ein Mittel, wie er dieses Geld erhalten könne. Merkwürdiger Weise traf auch gerade am Tage des Verhörs ein Brief vom Baron von Nicolai aus Petersburg an Lavater ein, der natürlich dem Regierungsstatthalter behändigt wurde, und da er eben die fragliche Sache betraf, zur Bekräftigung von Lavater's Aussage diente. Damit war denn die Absurdität der ganzen Procedur freilich in ihrer ganzen Blöße recht gründlich aufgedeckt. Darin lag für Lavater aber wenig Tröstliches. Eine Sache, krank in sich selber, bedarf bekanntlich absonderlicher Heilmittel. Es war daher zu besorgen, daß das Ende der Sache, je dummer und plumper sie angelegt war, nur sein werde, daß man es um so weniger an starrsinnigen Versuchen, doch noch Etwas herauszuzwängen, werde fehlen lassen. Wirklich erfolgte auch am 24. Mai abermals ein zweites Verhör, das ganz augenscheinlich darauf hinzielte, dem Inquisiten eine Falle zu stellen. Der Raum verbietet, mehr darüber mitzutheilen, als daß eine Auskunft von Lavater verlangt wurde, was er unter dem Antichrist verstehe, und ob er die Ankunft desselben als nahe bevorstehend oder noch fern glaube. Da ferner das Directorium in den Worten des inquirirten Briefes: „Wenn jenes, das französische Directorium, fällt, wird sein Nachäffer — das in der Nachbarschaft mein' ich — nicht auch fallen?" den Wunsch zu entdecken glaubte, daß dasselbe fallen möchte, so wurde Deponent ferner gefragt, wie er sich deswegen rechtfertigen zu können glaube. Lavater entgegnete darauf: „Ich will mich hierüber ganz offen also er-

klären. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß alle diejenigen Mitglieder des Directoriums, von denen ich Ursache habe zu glauben, daß sie Urheber der terroristischen und constitutionswidrigen Maßregeln seien, von demselben auf eine ungewaltthätige Weise entfernt werden, oder daß sie ihre Gesinnungen und Grundsätze durchaus ändern möchten. Kein redlicher Patriot kann anders, als wünschen, daß ein Richter, der willkürlich, despotisch und nicht nach Gesetzen richtet und hundert Familien ihrer unschuldigen Väter und Gatten beraubt, nicht Richter bleibe."

Auch jetzt bewährte sich sein Glaube an die Kraft der Wahrheit in auffälliger Weise. Er, der ernsteste, unerbittlichste Strafredner wider Gewaltthätigkeit und der kühnste Gegner des Deportationsfrevels, ward von allen Deportirten am glimpflichsten behandelt und zuerst von allen freigelassen. Schon am 10. Juni erhielt er seine Freiheit zurück, die er zunächst zu einem Besuche bei seinen lieben Mitdeportirten benutzte, die noch alle im Verhafte waren. Am folgenden Tage trat er dann — wer will beschreiben, mit welchen Empfindungen? — seine Rückreise an, auf der überall, wo er durchkam, sein Wagen zur Rechten und zur Linken von redlichen Menschen umgeben ward, aus deren Angesichtern die sichtbarste Freude leuchtete, oder die auch wohl ihm glückwünschend die Hand reichten. Da aber inzwischen die Schweiz abermals der Schauplatz feindlicher Bewegungen geworden war, und Österreichs siegreiche Macht, zu welcher ein russisches Heer unter Suwarow gestoßen war, zu eben dieser Zeit Zürich und die

ganze Gegend bis zum Gotthard und zum Rheine rechts besetzt hatte, jenseits Zürich nach Basel zu dagegen das französische Heer unter Massena aufgepflanzt war und die Verbindungswege versperrte, so mußte er in Baden wieder Halt machen. Denn alle seine Bemühungen, von den französischen Generälen die Bewilligung zu erhalten, irgendwo an das jenseitige Ufer der Limmat hinübergesetzt zu werden, blieben fruchtlos. Eben so erfolglos blieben seine deßfallsigen Bitten in Knonau, wohin er seine Zuflucht genommen. Alles, was er erlangte, bestand in der Erlaubniß, einen offenen französischen Brief an seine Frau durch einen Parlamentär abgehen lassen zu dürfen, um den Seinigen seine Freilassung zu melden. In Knonau fand er bei einer seiner Schwestern eine liebevolle Aufnahme und an dem Säckelmeister Hirzel und dem Rathsherrn Pestalozzi, zweien gleichfalls jetzt entlassenen und ebenfalls nach Knonau verschlagenen Deportirten, angenehme Gesellschafter. Auch fand er hier, da der dortige Pfarrer von einem schlagartigen Zufall betroffen war, die erwünschte Gelegenheit, etwa einen Monat lang für denselben alle Predigergeschäfte zu übernehmen.

Weil ihm von Freunden Hoffnung gemacht war, von Basel aus einen sichern Übergang in die Heimath zu finden, so kehrte er dorthin zurück. Aber erst nach einem abermaligen dreiwöchigen Aufenthalte daselbst gelang es ihm durch die List der edlen Madame Kupfer, aus seiner peinlichen Situation hinauszukommen. Wiederholt hatte nämlich diese Dame mit Erlaubniß der wachthabenden französischen Officiere kleine Spazier-

gänge zu benachbarten Freunden über das französische Lager hinaus gemacht. Am 14. August wußte sie abermals für eine kleine Gesellschaft, die in Hausing einen Besuch machen wolle, eine schriftliche Erlaubniß zu einem solchen Ausfluge zu erwirken. Dieser Gesellschaft schloß sich auch Freund Lavater an, und gelangte so mit seinen Begleitern ungehindert durch die französische Vorpostenkette hindurch über die Grenze hinaus. Eine Rückkehr konnte ihm natürlich nicht in den Sinn kommen, da sie nicht in seiner Verpflichtung lag. War er ja keinem Arreste entflohen und hatte auch kein Gesetz und Verbot übertreten. Schnell entsandte er jetzt einen Boten an die Seinigen, ihnen seine nahe Ankunft zu melden und sie einzuladen, ihm entgegen zu reisen. Allein der Bote war so eilend nicht, als seinem Wunsche und seiner Sehnsucht genehm war. Er zog daher noch eine ziemliche Strecke einsam seinen Weg fort, bis ihm endlich sein Sohn Heinrich, der den Übrigen zu Pferde vorausgeeilt war, zuerst entgegenkam. Ihm folgte alsbald der Wagen mit den andern Lieben. Schon von Ferne drängten sich Aller Hände zum Wagen hinaus, ihm ein herzliches Willkommen zuzuwinken, und die grüßenden Tücher zu schwingen. Endlich konnte dem Wagenführer ein lautes „Halt!" zugerufen werden. Schnell entsprangen die Jüngeren dem Wagen, und es gab nun ein frohes, stummes Umarmen, ein Begegnen der thränenerfüllten Blicke, dann eine schnelle Beantwortung der schnellen Fragen, das zu beschreiben unmöglich ist. Nur mit Mühe konnte sich der glückliche Vater den

wonnigen Umarmungen entziehen, um sich zu seiner treu-innig liebenden Anna glücklich hindurchzuwinden. Es wäre vergeblich, hier schildern zu wollen, wie unaussprechlich wohl ihm ward, als er nun endlich nach so langer bitterer Trennung sich an der Seite seiner treuen, guten Gattin, zu der es ihn mit Allgewalt hingezogen, niedersetzen konnte, und, seine Hand in die ihrige gelegt, der Wagen nun heimwärts, der geliebten Vaterstadt zueilte. Bald (am 16. August) war Zürichs Thor erreicht, aber nicht so bald das Pfarrhaus vom St. Peter. Mit Blitzesschnelle hatte sich die Nachricht von Lavater's Ankunft in Zürich verbreitet, und aus allen Wohnungen strömten rechts und links ihm schaarenweise frohe Gesichter und Hände entgegen, die Segnungen ihm zulächelten und zuwinkten.

Auch das Pfarrhaus wurde, nachdem es endlich erreicht war, schnell von einer Menge von Besuchern belebt. Kaum konnte der von allen Seiten, von Innen und Außen, bestürmte Lavater die Zeit herausfinden, um auf den nächsten Sonntag, den 18. August, die Predigt, die ihm in mehr als in einer Hinsicht besonders wichtig sein mußte, zu schreiben. Daß sie aber nichtsdestoweniger mit gewohnter Meisterschaft ganz den besondern Zeitumständen entsprach, bezweifelt wohl Niemand. In kurzem Rückblick auf die Zeit seiner Deportation sprach er, diese Stunde des Wiedersehens zu den schönsten und glücklichsten seines Lebens zählend, ohne allen Mißmuth und ohne den allermindesten Anflug einer Bitterkeit gegen die Urheber seiner Entführung, nur Worte des Dankes und des Gottvertrauens. Dann

richtete er seinen Blick auf die Zukunft und stellte nach Luk. 3, 10 die Frage auf: „Was sollen wir thun?" Nachdem er nun den christlichen Religionslehrern, den Regenten Zürichs, den daselbst weilenden Truppen, den Bürgern der Stadt, den von mannigfaltigen Lasten Gedrückten, insbesondere auch den christlichen Hausvätern und Hausmüttern zu Gemüthe geführt hat, was jetzt von Jedem zu thun sei, wirft er zuletzt die Frage auf: „Was soll ich thun?" „Danken, anbeten, Muth fassen, neues Vertrauen in mir wecken, froher nun meines Berufs warten, mich rechts und links umsehen: was ist Gutes zu thun?" u. s. w. — Ach, er ahnte nicht, daß schon in den nächsten Tagen seine Kraft für immer gebrochen werden sollte! Ehe wir aber zur Betrachtung des letzten Lebensabschnittes des theuern Mannes übergehen, darf unserer Beachtung nicht entzogen werden, wie klar, besonnen und nüchtern dieser verschrieene Phantast und Schwärmer seine Zeit, und was ihr Noth that, erkannt, und mit welchem Tiefblick er namentlich die damals herrschenden luftigen Ideen von Volksbildung, Volksaufklärung und Volksbeglückung durchschaut hat. Den Beweis dafür kann uns schon seine „Antwort" auf das „Sendschreiben eines Ungenannten" liefern, der es eines so hohen Geistes unwürdig fand, immer nur auf Abhülfe der nächsten drückenden Verhältnisse zu dringen, welche die neue Ordnung der Dinge mit sich führe, und nicht dafür die hohe Bedeutung der wesentlichen Grundsätze der Constitution dem Volke recht klar zu machen, und der deshalb Lavatern aufforderte, durch Volkserleuchtung

in diesem Sinne sich die Bürgerkrone — gewiß leichten Kaufes — zu verdienen.

Lavater antwortet darauf unter Anderem Folgendes:

„Spreche man mit eines Engels Beredsamkeit von dem höchsten Ziele der Gesetzgebung, von Menschenvervollkommnung, wohin die Constitution führen soll, während dem die Anpreiser oder die von dem Volk gewählten Handhaber derselben Alles thun, um sie allen Parteien drückend und häßlich zu machen; sage man tausendmal: „Alle Übel, unter welchen wir jetzt seufzen, sind nur zufällig und gehören nicht zur Constitution" — man wird zufrieden sein, wenn man, ohne von dem Volke ausgezischt oder angespieen zu werden, davon kommen kann. — Das Volk will erst ungedrückt, bürgerlich frei und leidlich glücklich sein. So lange es dies nicht ist, wäre es Thorheit, zweckwidriges, vergebliches Bemühen, von einer philosophisch-moralischen Höhe herab Grundsätze empfehlen zu wollen, die nur auf dem Papiere schön sind, und den Machthabern zum Spielwerk dienen, für allgemeines Menschenwohl und Geisteserhebung Verbrechen auf Verbrechen zu häufen." — „Geht mit Eurer hochgepriesenen Philosophie," — ruft er entrüstet aus — „mit Euern goldenen Vervollkommnungs-Idealen, diesem aufgestellten Hauptzweck Eurer neuen Constitution, in die ehemals kleinen Cantone, und versöhnt sie durch philosophische Beredsamkeit mit der Constitution, die man ihnen, Gott weiß und Gott weiß nicht, mit welchem Rechte der Philosophie, Moralität, Humanität, Menschenveredlungsbegierde, aufdringen wollte, und deren eben so inhumane als unphilosophische, eben so unpolitische als menschheitschändende Aufdringung nichts als Verwüstung und unabsehliches Elend über sie brachte. — Trennt, wenn Ihr

könnt, dies Elend in ihren Ideen von der Constitution; beweiset, daß dies Elend nur zufällig sei! Gebt den Hungernden zu essen — und dann sprecht mit ihnen von der Mäßigkeit; löschet das brennende Haus, und verschafft dem Abgebrannten Obdach, und seid nicht unweise genug, während dem es über und unter ihm brennt, statt ihn zu retten, von einer Baukunst zu sprechen, die gegen Feuersgefahr sichern soll. — Was nützt es denn, zu behaupten: die alte Verfassung taugte nichts — die neue ist philosophisch-moralischer, so wie sie beweisen können: wir waren glücklich bei unserer alten Constitution und sind elend geworden — durch die neue! — — An Takt fehlt's unsern Philosophen, Politikern, Revolutionärs — an Sinn für individuelle Menschheit, wie sie wirklich ist. Man räsonnirt, wo man empfinden machen sollte; man bemüht sich zu demonstriren, wo nur Thatsachen wirken können. — Man will eine Constitution plausibel machen, der mehr nicht als die zwo einzigen unbedeutenden Kleinigkeiten fehlen — die Garantie von innen und die Garantie von außen. — — O, stellet dem Volke doch niemals unmittelbar Eure hohen philosophisch-moralischen Ideale dar! Langsam, nur langsam führt das Volk von Stufe zu Stufe, von Erfahrung zu Erfahrung, von sinnlicher Darstellung zu allgemeiner, minder sinnlicher, — und wenn Ihr je die allgemeinsten Grundsätze, nach denen es handeln, die höchsten Ideale, die es zu seinem Ziele machen soll, ihm beibringen wollt, so bringt sie ihm als Autoritäten, nicht als abstracte philosophische Sätze bei! Leget das Höchste, was Ihr zu sagen habt, irgend einem von ihm verehrten Mann in den Mund, citirt es als ein Vermächtniß eines anerkannten verdienstvollen Wohlthäters! So unphilosophisch dies in dem Ohr eines specula-

tiven oder gar kritischen Philosophen klingen mag, es ist psychologisch, das ist, den Gesetzen der Seelenführung angemessen. Das Volk muß erst glauben, dann wissen; erst durch positive Gesetze geleitet werden, ehe es dem Gesetze der reinen Vernunft gehorchen kann; erst von Autoritäten abhängig sein, ehe es sich unabhängig machen kann. Thatsachen allein zwingen dem Volke, auf eine ungewaltsame Weise, den Glauben ab. Thatsachen, Erfahrungen allein können dem Volke Vertrauen in Euere superiore Weisheit und in die Reinheit Euerer Absichten einflößen — und wenn Ihr auf diesem Wege des Volkes Vertrauen gewonnen habt, dann mögt Ihr anfangen, mit ihm höher zu philosophiren und idealisch zu moralisiren. — — Ich ehre alle Bemühungen des menschlichen Geistes und Herzens, die Menschen weiser und besser zu machen [so schließt Lavater sein Schreiben], aber ich bin vollkommen überzeugt: ohne praktischen Glauben an eine positive Religion, an einen göttlichen Imperativ außer uns, der außer einer persönlichen Natur, in welcher er haftet, von welcher er ausgeht, nicht gedenkbar ist, — ohne Glauben an ein objectives, allerhöchstes, inappellables Vollziehungs-Directorium in der unsichtbaren Welt, läßt sich kein wahres Erdenglück, kein moralischer Staat von Menschen, wie wir sind, nicht einmal eine Garantie einer politischen Staatsverfassung gegen innere und äußere Feinde und am allerwenigsten eine totale Menschengeschlechts-Veredlung gedenken. Alle Versuche, so etwas ohne dies zu bewirken, wie philosophisch und unfehlbar sie scheinen mögen, sind übel berechnet und eitel, und werden bis zum Ende der Tage eitel und fruchtlos bleiben"

Zwölftes Capitel.

Lavater's Lebensende.

„Der Tod bewegt mich nicht; ich komme durch ihn hin,
Wo ich schon nach dem Geist, mit dem Gemüthe bin."

Am 25. und 26. September 1799 wurde in der unmittelbaren Nähe Zürichs ein heißer Kampf zwischen den Franzosen einerseits und dem vereinigten österreichisch-russischen Heere andererseits gekämpft, aus welchem die Franken als Sieger hervorgingen. Gegen Mittag des 26. September zogen sie als solche unter Massena in Zürich ein. Die Züricher befanden sich um so mehr in dem Zustande einer peinlichen Angst und bangen Erwartung, als sie sich dem österreichisch-russischen Kriegsheere augenfällig wohlgeneigt gezeigt hatten. Aus Furcht vor einer Plünderung waren deswegen bei dem Einrücken der Franzosen die Häuser und Kaufläden größtentheils verschlossen.

Siegesmuthig wogten die französischen Soldaten die Straßen auf und nieder. Zwei von ihnen sah Lavater von seinem Fenster aus auf ein benachbartes Haus zugehen, das von einem Paar bejahrter Frauensper-

sonen bewohnt war. Mit Ungestüm forderten die Beiden Wein, und da man ihnen die Thür nicht öffnete, versuchten sie dieselbe mit den Kolben ihrer Gewehre einzusprengen. Lavater vergegenwärtigte sich die Angst und Noth, der die beiden Matronen ausgesetzt sein würden, wenn es den wüthenden Soldaten gelingen sollte, in das Haus zu dringen.

Besänftigend ruft er also den Soldaten zu: „Seid ruhig, Freunde, ich will Euch Wein bringen.“ Aller abmahnenden Bitten der Seinigen ungeachtet eilt er darauf mit Wein hinaus, klopft den Soldaten freundlich und zutraulich auf die Achsel und schenkt ihnen ein, reicht ihnen auch zugleich noch Brodt und bietet ihnen sogar noch Geld an, welches letztere sie aber ablehnen. Sehr befriedigt durch Lavater's menschenfreundliche Zuvorkommenheit klopft der eine der Soldaten, ein Grenadier, ihm auf die Schulter und entläßt ihn mit den Worten: „Dank, braver, guter Mann! Adieu, Bruderherz!“

Als hierauf Lavater in sein Haus zurückkehren will kommt inzwischen ein anderer Soldat zu ihm und fordert von ihm ein Hemd. Statt dessen reicht ihm Lavater einiges Geld. Der Soldat aber sieht es verächtlich an und fordert mehr. Lavater gibt mehr, allein der Soldat, noch nicht damit zufrieden, fordert von Neuem mehr und immer wieder mehr. Endlich verweis't ihn Lavater mit den Worten zur Ruhe: „Das ist keine Manier; geht jetzt in Gottes Namen Euern Weg und laßt mich mit Frieden!“ Da zieht der Soldat wüthend den Säbel, und schreit ihm unter wilden Drohungen

entgegen: „Geld her!" Lavater nimmt seine Zuflucht zu dem Grenadier, der ihm kurz zuvor für den Wein und das Brodt so freundlich gedankt hatte, und nur wenige Schritte von ihm entfernt mit einigen züricher Bürgern sich unterhält, und bittet ihn um Schutz gegen den zudringlichen Kameraden. Doch wie von einer satanischen Wuth ergriffen, setzt ihm der Grenadier das Bajonett auf die Brust und schreit nun noch grimmiger als der vorige: „Geld her!" Heinrich Hegetschweiler, Diener bei der Almosenpflege, springt hinzu, umschlingt Lavatern mit seinen Armen, und will ihn zurückziehen. Aber in demselben Augenblicke feuert schon der Grenadier, ein Waadtländer, sein Gewehr ab. Die Kugel geht dem treuen Bürger durch den rechten Arm und Lavatern unmittelbar unter der Brust durch den Unterleib, kaum um einen Messerrücken außer den Grenzen der unmittelbaren Tödtlichkeit*). Ohnmächtig sinkt Lavater dem treuen Bürger in die Arme. Man führt ihn nach dem Hause eines Nachbars, des Sigristen Freudweiler. Der Grenadier aber, noch nicht damit

*) Wie die Leichenöffnung später zeigte, war die Kugel auf der einen Seite des Unterleibes hinein und auf der andern, indem sie eine Art von Bogen beschrieben, unmittelbar unter dem Zwerchfell durchgefahren. Zwei Rippen in der Nähe der Wunde waren an mehren Stellen angefressen, und einige Wirbelbeine des Rückgrates gänzlich hinausgezwängt. Man kann sich vorstellen, wie die nachmals häufigen Anfälle erst eines Nerven- und in der Folge eines eigentlichen Lungenhustens unaufhörlich die innern schmerzhaften Zuckungen einer Wunde erneuern mußten, die sich niemals ganz schloß, und deren Eiterung nie einen freien Ausweg hatte.

zufrieden, ladet eiligst auf's Neue sein Gewehr, und zielt abermals nach Lavatern. Eine unsichtbare Hand hält ihn jedoch von dem Losdrücken zurück. Er verschwindet darauf unter der Menge. Ärzte und Wundärzte eilen herbei und verbinden den Verwundeten, dem bereits nach dem großen Blutverluste sterbend unwohl geworden ist. Auch die lieben Angehörigen und Freunde, unter ihnen auch Heinrich Oberlin, kamen herbei. Herzergreifend ist der Anblick, die treue Gattin schluchzend neben dem unerschrocknen Wahrheitszeugen und feurigen Menschenfreund, der jetzt in seinem Blute und mit Todesblässe in allen seinen Zügen da liegt, knieen zu sehen. Doch die Hoffnung der Ärzte, daß die Wunde keine edlern Theile berühre, ließ bald wieder einen Lichtstrahl in diese Trauernacht fallen. Schon am folgenden Tage fühlte sich Lavater auch wirklich stark genug, um in sein Haus gebracht werden zu können. Und am dritten Tage vermochte er bereits eine genaue Nachricht über seine Verwundung für seine näheren und ferneren Freunde vom Bette aus zu dictiren, die mit der Bitte schließt: „Noch bitte ich Alle, die dies lesen, dem Namen dieses Mannes (der ihn verwundete) auf keine Weise nachzufragen, und wenn sie ihn zufällig erfahren sollten, als ein vertrautes Geheimniß zu verschweigen. Ich würde unter meinen oft heftigen Schmerzen noch mehr leiden, wenn ihm was Übels geschähe. Er wußte im eigentlichen Verstande nicht, was er that."

Es sind über die Beweggründe und den Urheber dieser schwarzen, meuchelmörderischen That mancherlei

Vermuthungen aufgestellt. Die größte Wahrscheinlichkeit hat, meines Bedünkens, die von Jung-Stilling (in seiner Lebensgeschichte S. 658 ff.) ausgesprochene für sich. Derselbe erklärt sich nämlich die fürchterliche Veränderung, die in dem Gemüthe des Grenadiers so plötzlich vorging, folgendermaßen. Der Grenadier war ein Schweizer aus dem französischen Theile des Cantons Bern (pays de Vaud) und einer jener „gesinnungstüchtigen" Revolutionsmänner, wie das Waadtland ihrer viele zählte. Er war also nicht allein von einer ganz entgegengesetzten Denkungsart, sondern auch gegen Lavater, dessen Schriften er kannte, wegen der Energie seiner religiösen und politischen Gesinnungen und Zeugnisse wüthend aufgebracht. Als ihm nun Lavater Wein und Brodt brachte, kannte er ihn noch nicht. Nach dessen Hinweggehen hatte er aber von den Zürichern, mit denen er in ein Zwiegespräch sich eingelassen, inzwischen erfahren, daß dieser so freundliche, wohlthätige Mann der Pfarrer Lavater sei. Jetzt gerieth er also in Wuth, die vielleicht ein kleiner Weinrausch noch vermehrte. In dieser Überzeugung behauptet daher auch Jung-Stilling, Lavater sei ein Blutzeuge der Wahrheit, da er wegen seiner freimüthigen Verkündigung derselben tödtlich verwundet wurde.

Noch verdient hier eine eigenthümliche Erscheinung einer Erwähnung, die, wie man auch sonst darüber denken mag, jedenfalls bemerkenswerth ist. — Im Jahre 1782, so erzählt eine ältere Handschrift (Conspectus ministerii Turicensis), wohnte Lavater als damaliger Diakon zu St. Peter der Karlsmahlzeit bei

Auf der Tafel paradirten die von Zeit zu Zeit vergabten silbernen und vergoldeten Trinkschalen. Lavater nahm eine solche Schale, die gerade vor ihm stand, in die Hand, und las die darauf gravirten Namen. Einer seiner Tischnachbarn sagte zu ihm: „Herr Helfer! auf dieser Schale steht auch der Name eines Ihrer Vorfahren, des Herrn Peter Füßli, Pfarrers zu St. Peter, der Anno 1684 von seinem Schwager Beat Werdmüller erschossen wurde.“ Lavater stutzte und schwieg geraume Zeit. Endlich sagte er: „Das ist doch sonderbar, daß dieser Becher gerade vor meinen Platz hingestellt wurde; denn — auch ich werde meinen Tod durch einen Schuß finden.“ Als man ihn hierüber näher befragte, sagte er: „Allemal, wenn ich in meinem Pfarrstuhle stehe, erblicke ich hinten in der Kirche einen Mann, der mit einer Flinte nach mir zielt, und des Gedankens, erschossen zu werden, kann ich nicht loswerden. Wenn Sie, meine beiden Herren Tischnachbarn, meinen Tod erleben, so werden Sie erfahren, daß ein Schuß die Ursache meines Todes sein wird.“ Ähnliches äußerte Lavater auch verschiedentliche male gegen seinen Tochtermann Geßner, sowie gegen andere Familienmitglieder.

Nicht minder denkwürdig ist, was uns Jung-Stilling berichtet. Derselbe schrieb am 13. Julius 1799 an den Antistes Heß in Zürich. Da kommt ihm mitten im Schreiben, als er gerade des Zustandes gedachte, in dem sich damals die Schweiz befand, auf einmal die bestimmte Ahnung, Lavater werde eines blutigen Martertodes sterben. Er war darüber natürlich sehr erstaunt,

und schrieb diese seltsame Erscheinung in dem Briefe an Heß, mit der Bitte, dieses zu gelegener Zeit auch Lavatern zu sagen.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zum Krankenlager unseres Lavater's zurück. — Wie sehr auch ärztliche Kunst und Hülfe und hingebende Liebe der Seinigen für seine Heilung bemüht war, so beschränkte sich gleichwohl Alles, was sich erlangen ließ, auf eine zeitweilige Erleichterung der mehr als funfzehn Monate beinahe ununterbrochen fortdauernden sehr heftigen und durchdringenden Schmerzen. Um so bewunderungswürdiger erscheint daher die seltene Seelengröße, die völlige Gegenwart und *Heiterkeit* des Geistes und die rastlose, *unermüdete* Thätigkeit, die er sich während seines schmerzensreichen Krankenlagers zu bewahren wußte. Man wird unwillkürlich durch seine großartige Geduld an eines seiner tiefsinnigsten Worte erinnert: „Wenn es überall einen Gottesdienst gibt, so ist im Stillehalten gewiß der beste Gottesdienst. Unter seine gewaltige Hand sich kindlich schmiegen, ist besser als Abendmahlhalten." Seine eigenthümlichen Ansichten der Leiden blieben wohl nicht ohne Einfluß dabei. Daß sein Glaube an Gottes väterliche Leitung, an dem er sein ganzes Leben hindurch unerschütterlich festhielt, ihn auch in den dunkeln Leidesnächten mächtig trug und erhob; daß er den Leidenskelch als vom ewig weisen und liebevollen Vater dargereicht ansah und annahm, das ließ sich bei seinem wahrhaft christlich-frommen Sinne schon im Voraus erwarten. Aber es waren noch andere ihm eigene Gesichtspunkte, aus welchen er,

wie alle, so auch seine Leiden betrachtete, und die für ihn etwas überaus Tröstliches hatten. Er dachte sich nämlich die Masse der Leiden, welche auf der ganzen Menschheit lasten, als ein Ganzes. Demgemäß glaubte er, daß, wenn Gott zuweilen einem Menschen ein größeres Theil der Leidensmasse auflege, ein anderer dagegen verschont bleibe, so daß also Jeder, der ein größeres Maß von Leiden trage, insofern für den Andern dulde, als dieser dafür leichter ausgehe. Die damalige Lage seiner Mitbürger bot ihm ein Bild zur Veranschaulichung seiner Vorstellung dar. Sowie nämlich da der Eine zuweilen für einen Andern die Last der Einquartierung der französischen Soldaten übernehmen konnte oder mußte, eben so, meinte er, sei jetzt auch auf ihn eine schwerere Leidenslast gehäuft, damit Andere dagegen mehr Ruhe hätten. Und diese Vorstellung that seinem menschenfreundlichen Herzen oft unter den martervollsten Leiden überaus wohl*).

*) Es darf zur Vermeidung etwaigen Mißverständnisses nicht unerwähnt bleiben, daß Lavater eben denselben Gedanken über ein gewisses Quantum von Leiden, von welchem ein jeder Christlichleidende, nicht bloß für sich, sondern auch für Andere, abheben könne, schon früher in seiner „Monatsschrift", sowie in seiner „Handbibliothek für Freunde" aussprach, wobei er noch insbesondere dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit, die darin zu liegen den Anschein es haben könne, mit der Frage begegnet: „Dünkt es Dich, Lieber, ungerecht, wenn Gott jährlich ein gewisses Quantum von Menschen sterben läßt? Und dann, was nöthigt uns, die Sache aus richterlichem Gesichtspunkte anzusehen? Lieber aus medicinischem. Mir ist's ein eben so wahrhaftiger als tröstlicher Gedanke. So wie die Mortalität (welche, physikalisch betrachtet,

Ein anderer ihm ebenfalls sehr wohlthuender Gesichtspunkt war dieser: er traute der ewigen Weisheit bei allem ihrem Thun jederzeit die sichersten und besten Zwecke zu, welche allemal die anscheinende Härte der Mittel unendlich überwiegen müßten. Diese Überzeugung wandte er nun auch auf die körperlichen Leiden, mithin auch auf die seinigen an, und dachte sich die Sache ungefähr so: Unser irdischer Körper enthält nach der Lehre des Evangelii den Keim zu dem Organe unseres unsterblichen Geistes für jenes Leben, wie ähnlicher Weise auch das Samenkorn den Keim der künftigen Frucht in sich faßt. Der weise Säemann behandelt nun seinen Samen, wie es dessen Zwecke am entsprechendsten ist. Sollte denn aber Gott weniger weise sein? Demzufolge war Lavater der festen Überzeugung, daß der irdische Körper durch das Ertragen seiner zeitlichen Leiden geübter werde, da da-

eine Summe von menschlichen Leiden ist) immer in gewissen Grenzen bleibt, welche sie (höchstens Pestzeiten ausgenommen) nie überschreitet, so verhält es sich mit allen Leiden, die im Grunde alle von dieser Mortalität oder den Ursachen und Folgen derselben abhängen. Gott läßt niemals Alle Alles leiden. Die Leidensmasse, das nie übersteigbare Quantum der Leiden (von Mortalität mit ihren Ursachen und Wirkungen) vertheilt sich auf gewisse Individua, und indeß gehen die Anderen frei aus. Ist es ungerecht, Lieber, wenn eine gewisse Anzahl Soldaten Schildwache halten müssen, und durch sie andere abgelös't werden und Ruhe haben? Wohlthat, genußreiche Wohlthat ist das Leiden für mich, besonders wenn ich es aus diesem Gesichtspunkte ansehe." Der Todtengräber bei St. Peter mag wohl ähnliche Gedanken gehabt haben, denn er pflegte zu sagen: „Ich muß jährlich meine Portion Leichen haben, komme sie nun vorn oder hinten im Jahre."

durch nothwendig verborgene Kräfte in Thätigkeit gesetzt und angespannt würden. Da nun, seiner Vorstellung gemäß, der feine Körper, den wir in unserm zukünftigen Zustande nach dem Tode erhalten, sich in seiner größeren oder geringeren Vollkommenheit nach der Beschaffenheit des jetzigen richte, so glaubte er hoffen zu dürfen, einen desto vollkommeneren Körper oder ein geübteres Geistesorgan in jener Welt zu erhalten. Manche Vollkommenheiten des Geistes und seines himmlischen Organes, die der, welcher hier zur Ertragung schwererer Körperleiden keine Gelegenheit hatte, sich dort erst werde erwerben müssen, die habe er hier schon errungen.

So groß auch meistentheils seine Marter waren, so gab es doch keinen noch so kurzen Zwischenraum zwischen den häufigen überwältigenden Schmerzanfällen, den er nicht mit wahrem Heroismus auf eine nützliche Weise anzuwenden und dadurch dauerhaft zu machen gesucht hätte. Zu predigen verbot ihm zwar — wenige Fälle ausgenommen — sein zerrütteter Gesundheitszustand; er suchte aber dadurch mit seiner Gemeinde in Verbindung zu bleiben, daß er kurze, bald poetische, bald prosaische Aufsätze und Ansprachen (eine Probe s. Anh. A.) für sie abfaßte, die dann regelmäßig sein lieber Freund und College Heß nach der Predigt vorlas. Auch seine Correspondenzen setzte er von seinem Bette aus fort, und zwar in einer fast größern Ausdehnung, als früher, da er jetzt nicht so viel durch andere Pflichtgeschäfte daran behindert wurde. Und seine Briefe aus dieser Zeit legen ein schönes Zeugniß ab für den sanften, gefaßten, kindlich er-

gebenen Gemüthszustand, welchen er sich auch unter den brennendsten Schmerzen zu bewahren wußte. Ich lasse hier von vielen nur **ein** Beispiel folgen, nämlich Lavater's Schreiben vom 1. Februar 1800 an Heinrich **Oberlin**, den ausgezeichneten Sohn des lieben Papa's Oberlin im Steinthal*), der damals auch gerade sehr leidend war:

„Theurer Oberlin!

„Wir müssen uns beide unter die züchtigende, väterliche Hand Gottes beugen. Es wird gut für uns sein, daß wir auf diesem Wege und nicht anders geführt werden. Lassen Sie uns voll Hoffnung vorwärts blicken, das Beste erwar-

*) Heinrich Oberlin hatte bereits 1795 einen Besuch in Zürich gemacht und bei Lavater eine väterliche Aufnahme gefunden. Seitdem bestand zwischen Beiden das innigste Freundschaftsverhältniß, das erst durch Lavater's Tod gelös't wurde. — Nach **Heisch** war Oberlin zu Ende 1798 abermals zu Lavater gereis't, hatte dann vom December 1798 bis Mai 1799 mehre Theile der Schweiz besucht, und erst am 6. Juni das Haus des inzwischen deportirten Lavater's verlassen. Wir treffen ihn jedoch unter denen, die den Verwundeten zuerst besuchten und ihn am Tage nach der Verwundung in sein Haus brachten, unter dessen Dache er dann noch vierzehn Tage blieb. — Aus dem Jahre 1799 datiren folgende Verse, die Lavater an Papa Oberlin schrieb:

„Vielgeprüfter, Bewährter in mancher glühenden Prüfung!
Gottesbedürfer, Christusverehrer, Harrer des Reiches,
Welches die Hoffnung ist von allen Gotteserwählten!
Freu' Dich, spottet die Welt, und frohlocke, sieget das Laster,
Jauchze, herrscht auf der Erde der Seelen vergiftende Unglaube!
Muß nicht Alles geschehn? Ist dies nicht Alles Geburtsschmerz
Jenes großen Tags der tausendjährigen Wonne,
Welche mit Christus bald die Christusverehrer genießen?"

ten, und nicht einen Augenblick seine Güte bezweifeln. Wir können nicht besser geleitet werden, als wir es sind. Besitzen wir die Gesundheit, so verlieh uns solche die Liebe Gottes; sind wir krank, so geschieht dies auch durch seinen Willen. Wir haben nichts zu fürchten. Seine Liebe wird uns nie verlassen, sondern fortfahren, uns nach einem Ziele — nämlich zu Ihm selbst — zu leiten." *)

Insbesondere schrieb Lavater auch eine ungezählte Menge „Denkzeilen" oder „Gedenkblätter" für seine Freunde, die ihnen nach seinem Tode als ein Vermächtniß eingehändigt werden sollten. Er suchte darin seine Herzensgedanken in Ansehung wichtiger Dinge auszusprechen, und Jedem, je nach Verschiedenheit seiner individuellen Beschaffenheit und Bedürfnisse, irgend etwas Nützliches zur Belehrung, zum Trost, zur Ermahnung zu sagen. Als Probe mögen hier zwei Denkzeilen stehen, die für Philipp Heisch von Straßburg bestimmt waren:

Handle dem Glauben an Christus gemäß;
Dein Glaube
wird Schaun bald.
⁄. Erlenbach, 6. VIII. 1800.
L.

*) Drei Briefe Oberlin's an Lavater siehe Anhang B.

Zahllos und schrecklich sind die Zweifel des denkenden Christen;
Aber sie alle besiegt die Unerfindbarkeit Christi.
·/. Erlenbach, 6. VIII. 1800.
L.

Auch dem Soldaten, der ihn schoß, bestimmte er folgende Denkzeilen:

„Gott vergebe Dir so, wie ich Dir von Herzen vergebe!
Leide nie, was ich um Deinetwillen gelitten.
Ich umarme Dich, Freund! Du thatest unwissend mir Gutes.
Kommt dies Blättchen zu Dir, es sei Dir Pfand von des Herrn Huld,
Welche reuende Sünder begnadigt, entsündigt, beseligt.
Lege Gott mir für Dich in die Seele große Gebete,
Daß kein Zweifel mir bleib': Wir umarmen uns einst vor des Herrn Aug'.

Überhaupt dachte er sehr oft an diesen Unglücklichen, und zwar stets, selbst mitten unter den folterndsten Schmerzen, nur in Liebe; denn es ist wohl unmöglich, Jemandem vollkommener zu vergeben, als er diesem seinem Verwunder und Mörder vergab. So sagte er z. B. noch in seinen letzten Tagen, und zwar in einem Augenblicke, wo er sich vor Schmerz und Beklemmung der Brust nicht aufrecht zu halten vermochte, mit leiser Stimme zu den Seinigen: „Wenn ich nur auch das von Gott erflehen mag, daß der, welcher mich ver-

wundete, nie ein solches Leiden erfahren muß, wie das meinige itzt ist!"

Während seiner ganzen Leidenszeit nahm er ferner fast unausgesetzt zahlreiche Besuche von Freunden, ja selbst von Fremden an, die gekommen waren, ihn zu sehen. Und so ungeschwächt war die Herrschaft seines großen Geistes über den leidenden Körper, daß er die Besuchenden stets mit der größten Unbefangenheit des Geistes, bisweilen mit der ganzen Energie seiner Beredsamkeit, oft sogar mit jener sanften, heitern Fröhlichkeit unterhielt, die ihm auch jetzt keineswegs fremd geworden war. Und wenn er zuweilen auf einige Minuten durch allzu großen Schmerz unterbrochen wurde, so fuhr er im ersten leichtern Momente wieder vollkommen richtig und im Zusammenhange fort. Es ist schlechterdings unberechenbar, für wie Viele solchergestalt sein Schmerzenslager eine Schule der Geduld, der gottergebenen christlichen Leidensertragung, des heitern Muthes und des nie wankenden Vertrauens geworden ist. Wir mögen es aber wenigstens einigermaßen abnehmen aus dem, was der Verfasser der Schrift: „J. C. Lavater. Über ihn und seine Schriften", von dem gewiß Niemand behaupten wird, daß er etwa parteiisch für Lavater eingenommen war, uns von seinem Besuche bei ihm (S. 113 ff.) berichtet:

„Nie werde ich den Eindruck vergessen, den das erste Erblicken des leidenden Lavater's, seiner abgezehrten, kranken Gestalt, auf mich machte. Er saß auf einem Lehnstuhl, in Betten eingehüllt. In den sonst schönen und sprechenden Zügen seines belebten Gesichts lag der Ausdruck von Mattig-

keit, der Geängstetheit, des Schmerzes. Sonst sprach dieses Gesicht Energie und zugleich Sanftmuth und schwärmerische Liebe aus. Jetzt verkündigte es durch die zwar vertieften, aber weniger bestimmten Züge schreckliches Körperleiden, über welchem die Seele mit leichtem und fesselfreiem Fluge zu schweben schien. Er litt zu dieser Zeit unaussprechlich. Nur die Eingangswunde war geheilt, nicht die, wo die Kugel aus dem Körper herausging. Vielmehr war neben derselben eine der falschen Rippen angegriffen, und es hatte sich wahrscheinlich ein Knochenfraß daran gebildet, — wenigstens versicherte der Kranke, daß er an ganz neuen, vorher noch nicht empfundenen Schmerzen leide. Auch plagte ihn ein heftiger, wie es schien, hektischer Husten um so mehr, da jeder Anfall desselben besonders den Unterleib erschütterte und den Schmerz seiner Wunden aufregte. Zuweilen übermannte ihn der Schmerz so heftig, daß er laut aufschrie und auf längere Zeit im Gespräch unterbrochen wurde.

„Bei allen diesen gewiß entsetzlichen Schmerzen war seine Geduld, seine Gelassenheit, ja seine Heiterkeit, wenn der heftige Anfall vorüber war, rührend und erhebend. Der Schmerz schien seine Seele nicht zu erdrücken, sondern auf Augenblicke loszubinden und ihrer Kraft eine ungehemmtere Regsamkeit zu gestatten. Überall blickte bei der Erzählung, die er uns von seiner Verwundung machte, seine Liebe hindurch. „Ich mag den, der die tödliche Kugel auf mich abschoß, nicht kennen“, sagte er, „aber wohl wünschte ich, daß ich ihn könnte wissen lassen, wie von Herzen ich ihm verzeihe, wie ich ihm danke; denn, glauben Sie mir, ich verdanke diesen Wunden und meinen itzigen schweren, unsäglichen Leiden sehr viel.“ — Jedesmal schied ich versöhnter und mit mehr wieder gewon-

nener Achtung von ihm. Ich zähle die Stunden, die ich in Lavater's Krankenzimmer zubrachte, zu den interessantesten meiner ganzen Reise."

Oft kehrte Lavater, wie auch derselbe Berichterstatter bemerkt, in seinen Gesprächen auf seine gewisse Hoffnung der Unsterblichkeit zurück. „Dem Himmel sei es gedankt", äußerte er einmal, „ich bin immer so glücklich gewesen, an die Unsterblichkeit der Seele zu glauben; aber niemals ist meine Überzeugung davon heller und inniger gewesen, als in meinem gegenwärtigen Zustande." Und so oft er auf diesen Gegenstand seine Betrachtungen lenkte, schien es, als wenn der dann und wann ermüdete Geist auf dieser Vorstellung gleichsam ausruhte, und als wenn ihm ein heller Strahl aus der zukünftigen Welt entgegenleuchtete. In das blasse Gesicht trat dann Röthe und Feuer; die Augen erglänzten, und der ganze Ausdruck bekam eine erhöhte Klarheit. Der Ton seiner Stimme wurde feierlich, sein ganzes Wesen wie begeistert. — Auch Heinrich Meister, der von seinem Besuche Ähnliches berichtet, bemerkt dazu: „Und wirklich ist die ganze moralische Existenz, welche er mitten unter allen den Übeln genoß, die fortwährend an der Zerstörung und Vernichtung seiner physischen Kräfte arbeiteten, das auffallendste Beispiel von überwiegender Macht der Denkkraft nicht weniger, als von tröstendem und wunderbarem Einflusse einer ungeheuchelten Frömmigkeit in den schmerzhaftesten und gewaltsamsten Krisen des Lebens, welches mir je vorgekommen ist."

Wie wenig in der That auch das empfindlichste Körperleiden den Thätigkeitsdrang seines Geistes ruhen ließ, bezeugen uns seine noch auf seinem Krankenlager beinahe ununterbrochen fortgesetzten schriftstellerischen Arbeiten. Und so wenig etwa ein Fremder, der Lavatern würde haben reden hören, ohne ihn zu sehen, in dem Redenden hätte einen Kranken vermuthen können, eben so wenig wird man in seinen durchaus mit Lebendigkeit und Kraft abgefaßten Schriften aus dieser Periode seines Lebens einen kranken, von schrecklichen Schmerzen gefolterten Verfasser ahnen können.

Zunächst verfaßte er die beiden Bände seiner „freimüthigen Briefe über das Deportationswesen und seine eigene Deportation, zugeeignet allervörderst dem helvetischen Vollziehungsausschusse, sodann allen Freunden und Feinden der Menschenrechte" — wenigstens ihrem größten Theile nach — auf dem Krankenlager. Sie sind, wie alle seine Schriften, ausgezeichnet durch furchtlose Wahrheitsliebe und liefern zugleich höchst instructive und interessante Beiträge sowohl zur Geschichte der französischen Revolution, als auch zu seiner eigenen Lebensgeschichte.

Fast gleichzeitig bearbeitete er, dem Wunsche Vieler gemäß, ein Gebetbuch, eine Beschäftigung, die seinem damaligen Seelenzustande so ganz entsprach. War es ja zu dieser Zeit täglich sein Flehen:

„Lehr' jeden Tag mich mehr der Tage Werth erkennen,
Und auch nicht einen Tag, als den nur glücklich nennen
Der mich, o Herr, dir näher bringt."

Auch erließ er an das helvetische Vollziehungsdirectorium mehre nachdrückliche Zuschriften; so insbesondere unter dem 23. November 1799 folgendes „Wort der Warnung aus dem Munde eines freien Helvetiers“, dessen Veranlassung der Inhalt bezeichnet. Es lautet:

„Bürger Directoren!

„Es ist in Helvetien nur Eine Stimme, sie mag laut oder leise sprechen. Diese einmüthige Stimme sagt: Lieber Franken oder Österreicher, als unsere jetzige Regierung. Wenn das helvetische Directorium den Plan hat, allen Funken des Vertrauens zu ersticken, Alles wider sich und die neue Ordnung der Dinge zu empören, allenthalben das Feuer des Unwillens und der Zwietracht unauslöschbar anzufachen: so könnte es nicht planmäßiger handeln, als es jetzt handelt. Dies, Bürger Directoren! Euch anzuzeigen, halt' ich für meine Pflicht; denn keine Regierung vernimmt die Stimme des Volkes ohne Anzeigen dieser Art.

„Ich halte es für Pflicht, Euch als etwas sehr Zuverlässiges anzuzeigen, daß eine äußerst freimüthige förmliche Anklage, die mächtige Unterstützung haben wird, gegen Euch in Bereitschaft liegt, wofern Ihr nicht auf der Stelle dafür sorget:

1) daß alle noch nicht zurückgekommenen deportirten Helvetier, auf welchen nach notorischem Verhör kein notorisches Verbrechen haftet, sogleich nach Hause gelassen werden;

2) wofern Ihr nicht sorget, daß der abgeschmackte „schildbürgersche“ (so nennt man ihn) zweck- und endlose,

ärgerliche und ungerechte Prozeß gegen die Interimsregierung von Zürich*) schleunigst aufgehoben werde;

3) wofern Ihr nicht dafür sorget, daß entweder die Zehentenaufhebung (dieser himmelschreiende Kirchen- und Eigenthumsraub) sogleich aufgehoben oder mehr als 3000 unbescholtene Kirchen- und Schullehrer Helvetiens durch schleunige, sichere und ganze Besoldung und Vergütung von dem Rande der Verzweiflung zurückgezogen werden.

„Ich denke nicht, Bürger Directoren! daß Ihr nach einer abscheulichen Tyrannengewohnheit, deren sich alle vorige Regierungen geschämt haben würden, über diese wohlmeinende Warnung zur Tagesordnung schreiten und durch Nichterfüllung dieser Punkte einige hunderttausend Helvetier aus allen Cantonen und sehr viele der würdigsten Franken in und außer Helvetien noch mehr gegen Euch indigniren werdet, als sie es bereits sind. Qui monet, amat (d. h. wer warnt, liebt).

„Gruß und Hochachtung, wenn Ihr Euere Gewalt nicht zum Recht machet, sondern für das Recht gebrauchet."

Gegen die Mitte des Decembers nahm die Heilung einen so guten Gang, daß Lavater größtentheils außer dem Bette sein konnte. Da hielt ihn denn auch nichts mehr ab, seine Kanzel wieder zu betreten. Zum Texte wählte er das Psalmwort 71, 7 u. 8: „Ich bin vor

*) Die kaiserliche Interimsregierung hatte während der Anwesenheit der Kaiserlichen mit eben so musterhafter Treue als Weisheit und durchaus uneigennütziger Vaterlandsliebe gehandelt; das darauf wieder errichtete Directorium traf aber die abscheulichsten Maßregeln wider dieselbe.

Vielen wie ein Wunder, aber Du bist meine starke Zuversicht. Laß meinen Mund Deines Ruhmes und Deines Preises voll sein täglich.“ Seine ganze Seele war ein heiliges Hallelujah, und jedes seiner Worte voll Lobes und Preises, daß er wieder als ein Zeuge der schonenden und rettenden Langmuth des Herrn vor seiner Gemeinde stehen und ihr Gottes Huld und Barmherzigkeit auf's Neue verkündigen konnte. Ich hebe nur einige wenige Stellen daraus hervor: „Noch durch nichts bin ich so sehr im Vertrauen auf Gott auf's Neue gestärkt worden, wie durch das, was mir im Laufe dieses Jahres, vom Anfang an bis auf diese Stunde, Angenehmes und Unangenehmes widerfuhr. — Ich kann nicht in Paulus Sinn sagen: Ich trage die Malzeichen des Herrn Jesu Christi an meinem Leibe; aber ich kann sagen: Ich trage Monumente der gefühlten göttlichen Langmuth auf meiner Brust. — Die Langmuth Gottes soll mir nicht umsonst mein irdisches Leben wundersam gefristet und ein — bis ich verwesen werde — bleibendes Erweckungsmittel zur Dankbarkeit auf meine Brust eingedrückt haben. Das mir neu geschenkte Leben soll zur Verherrlichung Dessen, der mir diesen neuen Beweis seiner Huld gab, verwendet werden. Mein Leben soll ihn loben, wie mein Mund. Auf's Neue, gleich als wenn ich aus dem Grabe zurückkäme, soll mein Leben meinem Gott und Erretter geheiligt, der Tugend und Pflicht gewidmet, dem Vaterlande, meiner Gemeinde und Allen, mit denen ich in einem pflichtlichen Verhältnisse stehe, zum Opfer bereit sein. Jeder wieder-

kehrende Schmerz meiner Wunden soll mir ein Ruf der Erweckung sein, mit neuem Muthe, neuer Geduld und Demuth, mit neuer Treue und Liebe in die Fußstapfen Dessen zu treten, an dessen unnennbare Liebe und unbeschreibliche Wundenschmerzen für uns meine tausendmal leidlichere Wunden mich täglich erinnern sollen."

Etwa sechs Wochen lang verlieh ihm Gott die Gnade, ziemlich ungestört sowohl seine Kanzelvorträge zu halten, als auch seine Krankenbesuche und andere Berufsgeschäfte wieder zu verrichten. Sein glühender Eifer ließ ihn wohl gar zu wenig Rücksichten auf seine zerrütteten Gesundheitsumstände nehmen. Denn selbst bei der strengen Winterkälte, die bald darauf eintrat, vermochte kein Bitten der Seinigen, keine Freundeswarnung ihn von der fortgesetzten Verwaltung seiner Amtsverrichtungen zurückzuhalten. Ja er begleitete sogar im Januar 1800 einen Soldaten, der als ein Spion der kaiserlichen Armee von den Franken zum Tode verurtheilt war, auf dessen Bitten zum Richtplatze; denn es war ihm unmöglich, aus Schonung seiner selbst irgend einen Dienst, den er zu leisten nur irgendwie sich im Stande fühlte, Jemandem abzuschlagen. Gegen das Ende des Januars vermehrten sich indessen die peinlichen Schmerzen seiner Wunden wieder dermaßen, daß er sich abermals von allen öffentlichen Geschäften zurückziehen mußte. Blieb er nun auch in der früher angegebenen Weise mit seiner Gemeinde in Verbindung, so kostete es ihn doch, zumal in der Passionszeit, viele Thränen, die Liebe des Herrn nicht vor und mit der

Gemeinde gemeinschaftlich preisen und anbeten zu können. Auch jetzt blieb er jedoch keineswegs unthätig. Zu einer großen Herzenserquickung gereichte es ihm, in Verbindung mit Pfarrer Müslin in Bern und Andern durch die Errichtung einer allgemeinen Hülfsgesellschaft zur Unterstützung der durch den Krieg verarmten Schweizer seinem unglücklichen Vaterlande nützlich werden zu können. Wie oft empfing er da die reichen, auch besonders vom Auslande her bei ihm eingehenden Summen mit Freudenthränen!

Nicht minder gewährte es ihm eine große Befriedigung, den französischen General Moreau und andere französische Officiere öfters bei sich zu sehen, und dann mit der nichts fürchtenden Freimüthigkeit, die wir an ihm bewundern müssen, manches kräftige Wort zum Besten seines gedrückten Vaterlandes sprechen zu können.

Da die Ärzte von einer Badecur sich eine gute Wirkung versprachen, so reis'te er, um nichts unversucht zu lassen, auf ihr Anrathen zu Anfang des Mai nach Baden, und später auch noch nach Schinznach, allein ohne den gewünschten Erfolg. Am 19. Juni kehrte er deshalb zurück, doch nicht nach Zürich, wo es ihm eine gar zu wehmüthige Empfindung gewesen sein würde, stets seine Peterskirche vor sich zu sehen, ohne sie doch betreten zu können. Er bezog vielmehr das ihm freundlichst zum Aufenthalte angebotene liebliche Landhaus des Herrn von Salis in Erlenbach am Zürichersee, etwa anderthalb Stunden von der Stadt. Alles, was treue Liebe und Freundschaft zu seiner Pflege und Erleichterung nur ausdenken oder aufbringen konnte,

geschah hier. Und so leidvoll er dazumal auch war, so rechnete er gleichwohl die Wochen seines dortigen Aufenthaltes zu den schönsten und glücklichsten seines Lebens, weshalb er auch öfters lächelnd zu sagen pflegte: „Ich habe es besser, als ein Fürst“, und in dieser Gemüthsstimmung äußerte: „Also auch hier, in dem paradiesischen Erlenbach, ich König ohne Reich, ich Gebundener in möglichster Freiheit, ich Armer im Schooße des Überflusses, ich Heiterer in der peinlichsten Dunkelheit, ich Getragener auf den Armen der Langmuth, ich Geschonter unter scharfen Züchtigungen — mein Name sei: „Herr, erbarme dich meiner!““

Auch diese Zeit suchte er zu ehren, indem er jeden freieren Augenblick durch treue Benutzung möglichst theuer auszukaufen wußte. Während seiner vorerwähnten Badecur arbeitete er fleißig an seinem physiognomischen Cabinette und an seiner Gedankenbibliothek. Zugleich schrieb er seine „Briefe von Saulus und Paulus“. In Erlenbach dagegen sammelte er Materialien zu einem Werke, das er seinen Schwanengesang nannte, und worin er noch einmal die Summe seines Nachdenkens über das Christenthum, sowie über die Person des Herrn Jesu Christi, diese „in der Sinnenwelt unerhörte, räthselhafteste, offenste, natürlichste, wundersamste, begreiflichste und unbegreiflichste Erscheinung eines Wesens ohne seines Gleichen“, hinterlassen wollte. „Letzte Gedanken eines Scheidenden über Jesus von Nazareth“ sollte diese Schrift betitelt werden. Leider gestattete der eilende Lebensabend die Ausführung dieses Werkes nicht mehr. Es sollte sich nur

allzu bald bewahrheiten, was er in den Vorarbeiten zu dieser Schrift sagte: „Näher als tausend Sterbliche stehe ich am Rande des Grabes; des Todes kalte Hand schlägt zu spürbar auf meiner zermalmten und unheilbar verwundeten Brust, als daß ich erwarten sollte, was so viele gutherzige Freunde wärmer als ich wünschen — Genesung. Ich sehe mich also als einen zum baldigen Sterben bestimmten Sterblichen an."

Im September kehrte er nach Zürich zurück, und zwar durch sein anhaltendes Leiden so abgemattet, daß er, wenn er ein wenig an die freie Luft, oder auch nur vom Bette zu seinem Lehnstuhle gehen wollte, immer geführt werden mußte. Nichtsdestoweniger ergriff ihn unabweisbar die tiefste Sehnsucht, wenigstens noch einmal, wenn es Gott gefallen sollte, mit seiner herzlich geliebten Gemeinde das heilige Abendmahl zu feiern, und über sie die letzten Segensworte auszusprechen.

Am 14. September 1800, wo der in Zürich um diese Zeit alljährlich einfallende Buß- und Bettag gefeiert wurde, an welchem auch jedesmal die Abendmahlsfeier Statt fand, ließ er sich daher, da es an diesem Tage mit ihm so einigermaßen leidlich ging, in die Kirche führen. Die Versammlung war, wie sich wohl erwarten ließ, überaus zahlreich, und die wehmüthige Rührung allgemein. Nach geendeter Predigt seines lieben Collegen trat dann Lavater noch einmal vor seine Gemeinde hin und hielt folgende, hier jedoch nur im Auszuge wiedergegebene Ansprache:

„Liebe, theure, heilige Christenversammlung — Brüder und Schwestern! Ausdrücken, wie kann ich's, mit welcher

wehmüthigen und frohen Rührung ich dich wieder einmal mit meinen Augen sehe, ich nach so langer Trennung wieder einmal persönlich vor dir stehe, liebe Gemeinde! Hochgelobet sei Gott, daß wenigstens dies mir von dem Vater vergönnt ward! — Nur wenig matte Worte sind mir gestattet, mit matter Stimme an diesem heiligen vaterländischen Feiertag mit Eurer Aufmerksamkeit und geduldigen Andacht zu sprechen.

„*Mich hat herzlich verlangt*", sagte in der letzten Nacht seines gnadenreichen Lebens zu seinen Jüngern Jesus Christus, „*das Osterlamm mit Euch zu essen, ehe denn ich sterbe.*" "

„Darf ich ihm, dessen Namen zu nennen ich ewig nie würdig sein werde, von Ferne nachsprechen: — *Mich hat herzlich verlangt, mit Euch noch dies betträgliche Abendmahl zu genießen, ehe denn ich sterbe?* — Meine Schwächen steigen von Tag zu Tage, der Tod liegt schon auf dieser meiner zermalmten Brust. Als wenn ich das letzte mal hier vor Euch stünde, wie von der Schwelle des Grabes her, möcht' ich Euch zurufen: Jesus Christus segne an Euch und an mir diesen gemeinschaftlichen Genuß der heiligen Pfänder seiner allen Verstand und aller Liebenden Liebe übersteigenden Liebe! — Seine Liebe wecke in unsern Herzen die innigste Gegenliebe! Seine unermüdliche Langmuth und Huld erwecke die demüthigste Dankbarkeit und das furchtloseste Vertrauen! — Seine unwandelbare Treue und Allmacht wecke unerschütterlichen Muth und Anbetung! Sein Erbarmen ohne Maß — Freude ohne Maß! *Seiner* wollen wir uns mit neuer Freude freuen! Es ist doch ewig nichts, das ihm zu vergleichen sei — nichts auf Erden und

im Himmel nichts. — Brüder und Schwestern! Nur dann ist dieser Bettag würdig von uns gefeiert, nur dann kommt etwas dabei heraus, das unserer und unseres Vaterlandes leiblicher und geistlicher Wohlfahrt zuträglich ist — nur dann ist das heilige Abendmahl würdig begangen, wenn Er, unser Herr, mehr, als je noch geschehen ist, von uns als unser einziger Herr anerkannt wird. Dann sind wir, dann ist unser ganzes Vaterland geborgen! Dann kehrt Ruhe, Sicherheit, Frieden, Eintracht, Wohlfahrt und gute Ordnung zurück! Das Andenken an ihn vereinfacht, läutert, veredelt Alles an uns, und gibt uns große Rechte auf sein Wohlgefallen und seinen Schutz. Wie wir auf den Herrn sehen, so sieht er auf uns. — Wenn wir dem Herrn gefallen, so ist alles im Reinen. Wir gefallen ihm, wenn wir in seinen demüthigen, duldsamen, edeln Liebessinn eintreten, wenn es die tägliche Hauptangelegenheit unsers Lebens wird, ihm ähnlich zu werden, wenn Er als unser Herr und Meister, als unser Erbarmer und Begnadiger uns immer gleichsam vor der Seele steht. O Brüder, o Schwestern! laßt es mich wiederholen: Wie vom Grabe her, wie von den Pforten der Ewigkeit möcht' ich (o daß es ein unvergeßliches Wort für Alle, die mich — Gott weiß, ob zum letzten male — hören, sein möchte!), wie wenn ich diese meine rechte Hand schon in der Hand meines Erbarmers und Erlösers hielte — und mit der andern noch Euch aus der ewigen Welt herüber zuwinken dürfte — möchte ich Euch Allen etwas tausendmal Gesagtes, das sich mir, je mehr ich meinem Grabe mich nähere, als Wahrheit beweist, in die Seele rufen: Ruhig ist keine Seele, als die, so sich vor dem Herrn demüthigt, als die, welche auf Ihn sieht, als die, welche sich an Ihm

hält. Er, er ist jedem Menschen, jedem Sünder, Dir, mir — wem nicht? — schlechterdings unentbehrlich, wenn wir das werden sollen, wozu wir bestimmt sind: gesegnete Einwohner der Erde, würdige Bürger des Himmels. — Du Gottmensch, Jesus Christus, Du allertreuster Freund der Menschheit, vor Dir, durch Dich, mit Dir, in Dir müssen wir leben. Du, Du mußt sein das Leben unseres Lebens, Du unser Augenmerk in gesunden, Du unsre Zuversicht in kranken Tagen, Du unsre Zuflucht in der Noth, Du unsre Hoffnung im Tode. — O segne, segne diese Feier, und laß uns mit Dir Eins werden, wie das Brodt, das Du Deinen Leib, und den Trank, den Du Dein Blut nennst, mit uns Eins wird. Amen!" —

Ein Zeuge dieser Feier (Heinrich Meister) schreibt darüber: „O, wenn Sie ihn gehört hätten, Sie würden geglaubt haben, den Johannes selbst zu erblicken, wie er noch vom Rande des Grabes jene göttliche Liebe verkündigte, die sein Innerstes durchglühte. Seine Blicke voll Feuer und Liebe, durch die über alle seine Züge verbreitete Todesblässe hindurchstrahlend, schienen schon in die, um ihn aufzunehmen, geöffneten Himmel einzudringen. Es war nicht ein unter der Last langwieriger Leiden erliegender Sterblicher: nein, ein Engel, der, herabgestiegen aus den Wohnsitzen der Unsterblichen, sich wieder dorthin erheben will. Auch hat nie kein priesterlicher Segen mehr fromme Thränen ausgepreßt, als der Segen von der Hand, die er über das mit eben so viel Bewunderung als Sammlung des Geistes und Wehmuth ihm zuhörende Volk ausstreckte."

Seit dieser Zeit stiegen seine Leiden immer höher,

und sein Schmerz, durch einen seine Brust furchtbar erschütternden Husten noch vermehrt, wurde so brennend, daß er oft laut aufschreien mußte, und es durch Mark und Bein drang, ihn so martervoll leiden zu sehen, ohne ihm Hülfe oder auch nur Erleichterung gewähren zu können. Aber so groß war die Herrschaft seines gewaltigen Geistes über seinen Körper, daß ihn auch jetzt seine Gemüthsheiterkeit nicht verließ, so daß er in jedem vergleichsweise erträglicheren Augenblicke sofort wieder munter war, und selbst zuweilen über einen Zustand scherzen konnte. Wie oft aber hörte man ihn, und zwar nicht nur für jede Erleichterung und Erquickung, die ihm zu Theil ward, sondern auch für sein Leiden selbst, seinem Gott mit Thränen der Freude danken!

Das Letzte, was Lavater, etwa drei Wochen vor seinem Tode, noch mit eigner, schon zitternder Hand schrieb, war ein Gedicht: „Zürich am Anfange des 19. Jahrhunderts" betitelt, von welchem hier auszugsweise einige Verse stehen mögen:

„O Väter, Mütter, Söhne, Töchter,
Vernehmt mich, künftige Geschlechter!
Nicht wegvernünftelt Ruh' und Glück!
Erfahrung lehr' Euch weise werden;
Vollkommenheit ist nicht auf Erden:
Erträumt sie — und Ihr sinkt zurück.

Was helfen Freiheits-Heucheleien?
Was nützen Franken-Äffereien?
Was frommt's, wenn man der Armuth lacht?

Wer ehrt Geschwätz von Treu' und Glauben,
Wenn man ein unerhörtes Rauben
Gesetzlos zum Gesetze macht?

Gerechtigkeit, erwache wieder!
Komm, Friede! von dem Himmel nieder!
O Sitteneinfalt, kehr' zurück!
Was Menschennamen trägt, das lebe
Für Wahrheit, Tugend nur, und strebe
Durch Edelsinn nach ächtem Glück.

Ich flehe Tag und Nacht, ich flehe,
Bis deine Vaterhand ich sehe,
Für mein gebundnes Vaterland.
In welche Tiefen, welche Nächte
Versenkten Höhner aller Rechte,
Versenkt' uns Stolz und Unverstand!

Gott! — ich erhebe Herz und Hände —
Mach' unserm Elend bald ein Ende!
Erwecke demuthvolles Fleh'n!
Erwecke viel' Nathanaele,
Hiskias, Davids, Samuele,
Die vor dem Riß als Helden steh'n.

So will ich flehen — fleht vereinigt,
Wen Vaterlandes Elend peinigt!
Laßt muthvoll uns zum Vater seh'n!
Erfleht, ihr Reichen und ihr Armen,
Des Himmels segnendes Erbarmen! —
Gott hört mit Lust vereintes Fleh'n.

Nur fromme Demuth kann uns retten
Von allen Lasten, allen Ketten;
Nur treuer Sinn macht froh und frei.
Zum Himmel von der Erde wallen
Erwirbt uns Gottes Wohlgefallen
Und ruft das Reich des Herrn herbei.

Reich Gottes! Sehnsucht aller Frommen!
Wirst du mit dem Jahrhundert kommen?
O fleht: „Es komm'!" wer flehen kann!
Ihm weiche Laster, Wahn und Leiden!
Es kommt mit grenzenlosen Freuden.
Macht ihm durch fromme Demuth Bahn!"

Am 15. November 1800 trat Lavater in sein sechzigstes Lebensjahr. Er hatte eben mit diesem Tage wieder eine der schweren Leidenswochen geendigt. Sein Blick in die Zukunft wurde außerdem noch dadurch getrübt, daß sich zu seinen übrigen zahlreichen Schmerzen jetzt auch noch der schrecklichste Schmerz der Wunden gesellte, die er sich aufgelegen hatte. Da sehnte er sich denn freilich wohl von Zeit zu Zeit seufzend nach seines Seufzens Ende, und richtete seinen stillen Hoffnungsblick auf die Zeit, da er beim Ziele angelangt sein werde. Nie aber hörte man ihn geduldlos klagen. Um nun dem vom Liegen wund gewordenen Rücken auf kurze Zeit einige Erleichterung zu verschaffen, hatte er sich am vorerwähnten Tage, wie er auch sonst es pflegte, zu seinem Lehnstuhle führen lassen. Um ihn her waren die lieben Seinigen versammelt. Da ließ er sich von ihnen aus seinem lieben Neuen Testamente vorlesen.

Er selbst konnte nur sehr wenig sprechen, daher er meistens nur durch freundliche Blicke redete. Doch sagte er in abgebrochenen Worten mit leiser Stimme: „Es ist ein Wunder der göttlichen Langmuth, daß ich noch da bin. Oft bin ich am Versinken und Verschmachten, aber der Herr hält mich. Ich bete weder um Leben noch um Tod. So machet auch Ihr es für mich! Erflehet mir nur Gebetslust und Gebetskraft. Wenn ich sterbe, bedauert mich nicht zu sehr! Gott weiß schon Jeden zu ersetzen. Sprechet nicht zu viel von mir, als nur etwa Ihr unter einander! Ach, und liebet Euch unter einander recht herzlich, mehr als jemals — liebt einander auch um meinetwillen!

Am 22. December vernahm er, daß die Gattin seines Bruders, die er sehr hochschätzte, und die auch ihn herzlich liebte, im Todeskampfe liege. Wiewohl er selbst nun unsäglich schwach war, und sein Bruder ziemlich fern von ihm in einem ganz andern Theile der Stadt wohnte, so fühlte er dennoch ein so unwiderstehliches Verlangen, die Sterbende noch einmal zu sehen, daß auch die dringendsten Bitten der Seinigen, selbst die seines Bruders, der auf die erste Nachricht von seinem Vorhaben zu ihm geeilt war, ihm dasselbe nicht auszureden vermochten. Mit einer unbegreiflichen Zusammenraffung aller seiner Kräfte stand er allein auf aus seinem Bette, kleidete sich, mit Hülfe seiner Frau, an, und ließ sich nun in einer Sänfte an das Bette der Sterbenden bringen. Wiederholt sank er bei seiner Ankunft in Ohnmacht, so daß den Seinigen schon bangte, er werde als eine Leiche wieder hinweggetra-

gen werden müssen. Nachdem er nach einigen Minuten sich so weit gesammelt hatte, daß er zu reden im Stande war, sprach er zu der Sterbenden: „Da sitzen wir, beide sterbend, neben einander — aber die Liebe stirbt nicht, und nicht der Dank, den ich Dir, Du theure, treue Schwester! schuldig bin. Gott wird Dir bald alle die Liebe lohnen, die Deine Schwestertreue mir erwies.“ Er sprach's, und sank auf's Neue in einen matten Schlummer. Als er nach wenigen Augenblicken wieder daraus erwachte, fuhr er fort: „O es muß gewiß im Himmel eine große Freude sein, wenn sie wieder so Einen dem Gestade nahen sehen. Auch der geht nicht verloren! Gerettet aus dem Schiffbruche des irdischen Lebens, ist er bald da. Bald ruft er: Land! Land!“ — Ein neuer Schmerzanfall übermannte ihn, aus welchem er todtmüde zu sich selber kam, so daß er sich genöthigt sah, das Abschiedswort zu sprechen: „Jesus Christus, der unerforschliche Erbarmer, sei mit Dir und Deinem Geiste, ihn zu erlösen!“

Über alle Erwartung gut kam er wieder heim, und es war ihm ein überaus wohlthuender Gedanke, daß ihm auch dieses Werk der Liebe noch gelungen sei. In den nächstfolgenden Tagen wurde er sichtbar geistesschwächer; auch schien die Außenwelt um ihn her sich ihm immer mehr zu verschließen. Als jedoch am Nachmittage vor Weihnachten das Geläute aller Glocken das ihm stets vorzugsweise liebe, werthe, heilige Christfest ankündigte, und ihr feierlicher Klang zu seinen Ohren drang, ließ er, um es besser zu hören, die Fenster öffnen, winkte dann seine ihn treu pflegende Gattin

und Tochter zu sich, faßte ihrer beiden Hände, und sagte wehmüthig: „Wisset Ihr, was mich jetzt am meisten leiden macht? Es ist das, daß ich so gebunden bin, nicht mehr recht über das größte Wunder der Gnade: die Menschwerdung Jesu, nachdenken zu können.“ Deß ungeachtet beschäftigte ihn der Gedanke seines ganzen Lebens: Jesus Christus, auch noch jetzt selbst im Schlummer so lebhaft, daß er, als er am Abend von einem ziemlich langen Schlummer erwachte, es gar nicht begreifen konnte, nicht auf seinem Bette ein Lied geschrieben zu finden, das er geschrieben zu haben glaubte, und daß dies nur im Traume sollte vorgegangen sein. Doch wußte er sich nur noch folgender Worte daraus zu entsinnen:

„Du kommst von Deinen Himmelshügeln
Voll Heil nur unter Deinen Flügeln,
In Deiner Rechten Gnade nur...“

Mit jedem Tage traten jetzt des Todes Züge in seinem Angesichte immer sichtbarer und stärker hervor. Am letzten Abend des scheidenden Jahrhunderts — „des Jahrhunderts, über dessen Ereignisse seine prophetische Seele Geist des Herrn gehauchet hatte“ — lag er bereits so schwach, daß jedes seiner Worte ihm mit den Ohren an seinen Lippen enthorcht werden mußte. Gleichwohl raffte er noch einmal den geringen Rest aller seiner Kraft zusammen, um noch folgende Worte der Liebe für seine Gemeinde in die Feder zu dictiren, die am Neujahrstage 1801 durch seinen theuern Amtsbruder seinen lieben Pfarrgenossen vorgelesen werden sollten:

„Angetreten auch dies Jahr, dies Jahrhundert, o Vater!
Hallelujah von Jedem, dem Du noch Athem vergönnest!
Ziehe die Hand nicht ab von uns, Du Aller Erbarmer!
Unsere Freude sei Du, und unsere Hoffnung und Hülfe!
Täglich werde Du mehr von uns gesucht und gefunden;
Jede wachsende Noth verbind' uns inniger mit Dir;
Jeder Abend finde des Daseins und Deiner uns froher!"

Den Neujahrsmorgen brachte er in stiller Vertiefung auf seinem Schmerzenslager zu. Am Mittag ließ er sich, in seinem Lehnstuhle sitzend, von seiner Tochter Louise das von seinem Freunde Heß verfaßte Kirchengebet für den Beginn des Jahrhunderts vorlesen. Darauf wünschte er auch noch etwas aus seinen geistlichen Liedern vorgelesen zu hören. „Soll ich", fragte die Tochter, „das „Lied eines Menschen in sehr elenden Umständen" lesen?" Mit unbeschreiblich lieblichem Lächeln erwiederte er: „Ja, wenn Du meinst, daß sich dieses für mich schicke. Meinst Du's?" — Bald darauf erfaßte ihn wieder ein Anfall der furchtbarsten Schmerzen, so daß er rief: „So geht es in Gottes Namen nicht mehr lange! Ach, nicht wahr, Ihr gönnet mir es auch, wenn ich nun bald als ruhige Leiche daliege? Gelt! Ihr gönnet mir auch meine Erlösung und Vollendung?" Und nach einer Pause fuhr er fort: „Wenn ich Euch auch nicht mehr einzeln segnen kann, o glaubet an meinen Segen; er wird gewiß auf Euch Allen ruhen. Glaubet an meine Fürbitte für Euch! Gott wird Euch gewiß segnen."

Am Abend, wo ihm besser war, als seit Langem, wurde ihm noch eine recht herzliche Freude zu Theil.

Im Namen eines Freundes aus Basel wurde ihm nämlich ein Lichtschirm überreicht, auf welchem sich seines theuern Pfenninger's Schattenriß mit einer Umschrift befand, deren Sinn war: „Diesseits Schatten, jenseits Licht!" Dieses sinnige Freundesgeschenk machte ihm noch ganz ungemein viel Vergnügen.

Als er dann bei einbrechender Nacht zu Bette gebracht war, bat er, ganz wider seine Gewohnheit, seine lieben Pflegerinnen, Gattin und Tochter, daß sie doch noch eine Weile bei ihm bleiben möchten. „Nicht wahr", fragte er, „Ihr bleibet doch noch gern ein wenig bei mir? O ich danke Euch herzlich für Euere Treue. Gott sei mit Euch in gesunden und kranken Tagen!" Etwa eine Stunde später umarmte und küßte er sie, und bat sie, sich nun auch zur Ruhe zu legen. Auch er selbst schlief jetzt ein, und hatte einen ganz ungewöhnlich ruhigen Schlaf, aus welchem er am 2. Januar 1801 erst gegen Mittag mit verstelltem Blicke erwachte. Jetzt begann der Todeskampf. Man sah, er litt unaussprechlich. Doch sagte er noch zu seiner geliebten Anna, an ihre Brust sich lehnend, mit schwacher Stimme: „Gott segne Dich, Gott segne Dich!" Darauf verlangte er in seinen Lehnstuhl gebracht zu werden. Nur mit Mühe gelang es. Ihm zur Seite stand seine jüngste Tochter, die ihn so zärtlich, kindlich-liebend gepflegt hatte. Er streckte seine Hand gegen sie aus, und rief ihr hastig zu: „Gott segne Dich, mein Kind, Gott segne Dich!" Inzwischen hatten sich alle die Seinigen um ihn versammelt. Da tönte in diesen ahndungsbangen Augenblicken auf einmal ein Neujahrslied von der Straße

hinauf, dessen Gedanke etwa war: Begonnen ist dieses Jahr; wer wird es vollenden? — Noch einmal suchte jetzt sein Blick alle die Lieben, die ihn umstanden, und erhob sich dann zum Himmel, während er lispelte: „Betet, betet!“

Dies waren seine letzten Worte. Sein Mund blieb fortan geschlossen. Sein Angesicht erblaßte, und sein Blick ward starr. Gegen 3 Uhr Nachmittags war der Kelch des Todes geleert. Der treue Streiter Jesu Christi hatte siegreich den letzten Feind überwunden, und war aus dem Tode hindurchgedrungen zum Leben und in die ewige Ruhe. Da wichen die Züge des Schmerzes, und Ruhe und Friede Gottes breitete sich über sein auch im Tode noch liebliches Antlitz.

Die wehmüthige Theilnahme an den bittern Schmerzen der Angehörigen über seinen Verlust, aber auch an ihrer Freude über seine Vollendung war eben so allgemein, wie herzlich. Sein Leichenbegängniß am 5. Januar war das großartigste, welches Zürich bis dahin je gesehen hatte. Von allen Classen und Ständen schlossen sich Alt und Jung dem Leichenzuge an, und alle Straßen waren erfüllt von einer unabsehbaren Menschenmenge. Und wohin man blicken mochte, überall herrschte die feierlichste Stimmung und die thränenvollste Rührung.

Sein Andenken wurde in zahlreichen Aufsätzen, Predigten und Gedichten der verschiedensten Art geehrt. Von seinen Mitbürgern aber wurde ihm ein seiner würdiges einfaches, schönes Denkmal auf dem Chore der St. Peterskirche zu Zürich errichtet, das folgende Inschrift hat:

„Dem Andenken Johann Caspar Lavaters, geb. 1741, 15. Nov.; gest. 1801, 2. Januar. Diak. 1778, 7. April; Pfarrer 1786, 17. December,

am St. Peter.

Was Er, der treue Zeuge Seines Herrn, in diesem Tempel sprach, und was er schrieb und that und litt, war Alles Eins: Beförderung des Reichs der Wahrheit und der Liebe ....“

Ein unvergänglicheres Denkmal hat freilich er selbst sich gestiftet in den Herzen derer, die ihm persönlich nahe zu stehen und das lebendige Zeugniß des göttlichen Wortes aus seinem Munde zu vernehmen das Glück genossen, oder durch seine Schriften belehrt, erbaut, gestärkt und gefördert sind auf dem Wege des Heils. Von diesem Denkmal gilt vollkommen, was der Verfasser des „Blümchens auf Lavater's Grab“ sagt: „Fest wie unsere Alpen steht Deine Ehre, Dein Ruhm. Von dem Monumente Deines Andenkens nagt der Zahn des Neides und der Bosheit nicht die Größe eines Sandkorns ab, und wer an der Verkleinerung Deines Ruhmes arbeitet, erbaut sich selbst die Schandsäule der Verachtung.“

Anhang.

A. Die nachstehende, vom Herrn Pfarrer Grob mir freundlichst mitgetheilte Ansprache datirt nach einer Randbemerkung von Lavater's eigener Hand vom ⊙ 16. III. 1800 und wurde durch Herrn Leutpriester Schultheß vorgelesen:

„Diesmal, liebe Brüder und Schwestern, spräch' ich gern ein Bruderwort mit Euch über die Armuth und die Armen, die sich täglich unter uns mehren. Ja, wahrlich itzt ist die Zeit der Übung unserer Geduld, unserer Liebe, unseres Vertrauens, unsers ächtchristlichen Sinnes. Aber sie soll uns vor Gott und Menschen Ehre machen, diese schwere Prüfungszeit! Sie soll uns nicht hinlässig finden! Je mehr die Noth steigt, desto standhafter sei unsere Geduld, desto unerschütterlicher unser Vertrauen auf Gott, desto demüthiger unser Herz, desto thätiger unsere Liebe!

„Wenn auch natürlicher Weise nichts als täglich größeres Elend vorzusehen ist — wenn wir auch scheinen, auf den Punkt gekommen zu sein, wo wir zu sagen gedrungen werden: „wir können nicht mehr helfen!" so wollen wir doch nicht an Gott verzagen, weder für uns, die wir nicht mehr zu helfen im Stande sind, noch für Andre, die von uns her keine Hülfe mehr zu erwarten haben. Gott ist nicht an uns

gebunden — Gott kann andre Hülfsquellen für sie fließen lassen. Haben wir nicht schon Proben davon vor unsern Augen — hat er nicht schon an den äußersten Grenzen Deutschlands, ja in Dänemark und Norwegen Herzen erweckt, die mit theilnehmender, thätlicher Liebe die Noth unserer armen Brüder zu erleichtern suchten? Was er gethan hat, kann er das nicht noch auf diese oder eine andere überschwengliche Weise thun? Nie schöner schimmern die Sterne, als bei der allerdunkelsten Mitternacht; nie herrlicher zeigt sich Gott, als in den dunkelsten Tagen der Prüfung und unabsehlicher Noth. — Armuth, Armuth, verzage nicht, wenn die Noth noch dringender wird — die gegenwärtig große und die künftige noch größere Noth verdunkle Dir Gott nicht, schlage Dein Vertrauen nicht nieder! Kein Vertrauen wird von Gott so gekrönt, wie das Vertrauen der Armuth zur Zeit der Noth. — Gott verläßt gewiß die fromme Geduld nicht, die sich keine unerlaubte Mittel erlaubt, um sich aus der Noth herauszuziehen, und wir, die wir noch etwas für die Armen thun können, wir wollen redlich und ausharrend thun, was wir thun können, und ja Keinem, der hungert oder dürstet, etwa Unwürdigkeit vorwerfen, ja nicht richten, sondern nur erbarmen, nur abbrechen, wo wir nur immer abbrechen können, und wo nichts mehr abzubrechen ist, uns Gott darstellen mit unsrer und unsrer Brüder Noth.

„Gott ist des Armen Schutz, ein Schutz zur Zeit der Noth. — Wenn Arme und Erschöpfte sich mit einander vor Gott vereinigen, Ihn zu suchen, und das allgemeine Elend mit Thränen voller Demuth und Zuversicht in seinen Schooß auszuschütten, so kann man ganz sicher auf seine Hülfe rechnen; Wittwen und Raben stehen Ihm zu Gebot. Er ist der Waisen Helfer. So lang' ein Athem

in mir ist, werd' ich meinen Brüdern zurufen: Gott wird sich demüthiger und flehender Armen erbarmen. Erbarmen wird Gott sich unermüdeter Erbarmer der Armen. Die große Freude des Empfangens wird dem betenden Armen nicht entgehen, und die größere Freude des Gebens dem nicht, dessen Freude es war, zu geben, so lange er konnte. Vom Krankenlager, ja wenn es sein muß, vom Sterbebette her möcht' ich es allen Armen und allen Barmherzigen in die Seele rufen: „Der alte Gott lebt noch!" Wer Gott mit dem Glauben jener Glaubenshelden sucht, der wird den glaubenkrönenden Gott erfahren, wie Ihn jene erfuhren. Noch aus dem Grabe her möcht' ich Euch zurufen: „Der alte Gott lebt noch!" Er ist heut und gestern und in die Ewigkeit ebenderselbe. Wer bittet, der empfängt, wer sucht, der findet, wer anklopft, dem wird aufgethan. Möchten wir Alle dies versuchen und erfahren! Amen."

B. Ich glaube dem Leser einen Dienst zu erweisen, wenn ich von den drei unter Lavater's Correspondenz vorgefundenen Briefen Oberlin's eine wortgetreue Abschrift, die ich der Güte des Pfarrers und Decans J. C. Grob in Stäfa am Zürichersee, dem Gatten der Großtochter Lavater's, zu danken habe, hier folgen lasse.

I.

An Herrn Herrn Lavater, treueifrigen Seelsorger in Zürch.

Geehrtester, liebster, von Angesicht zwar, aber nicht von Character mir unbekannter Freund!

Erlauben Sie dem Pfarrer zu Waldersbach im Steinthal Ihnen einen doppelten recht herzlichen Dank abzustatten. —

Sie haben unsern Steuersammler für die Kirche zu Urbach, ob wir Ihnen schon unbekannt sind, im verflossenen Jahr mit so vieler Liebe aufgenommen, Sie haben auch selbst dazu gesteuret, ob schon Dero Einkommen mit Ihrer ausgebreiteten Liebe und Gutthätigkeit nur in keine Vergleichung kommt. Der Herr wird dieses Ihm geheiligtes Opfer in dem Register der zahlreichen Saat, die Sie ausstreuen, nicht vergessen.

Die andere Sache, die mich zur wärmsten Dankbarkeit gegen Sie verbindet, ist die viele Erbauung, Aufmunterung, Anfeurung zur möglichsten Ähnlichkeit mit Jesu, die Ihre schöne, erhabene und glaubige Aussichten in die Ewigkeit bei uns gewirket haben. Ja gesegnet seien Sie dem Herrn, geehrtester, geliebtester Mitknecht unsers Heilandes — für allen den vielen Seegen, den dieses Buch an mir, meiner Frau, meinen Elèves oder Kostgängern, Bekanndten und manchen Pfarr-Kindern gehabt hat und vermuthlich noch mehrmalen haben wird.

O Schade, daß die Fortsetzung so eng in dem dritten Theil zusammen gepackt ist. Sie glauben nicht, wie viele entzückte Stunden Sie mir und meinen Freunden und Freundinnen geschafft haben! Ich hatte schon vorhin, nach meiner ganz kleinen Kenntniß der Natur, gar viele Vermuthungen vom Himmel, die von den gewöhnlichen dunklen und unsrer Zeiten unwürdigen Begriffen gar sehr verschieden waren — Vermuthungen, die ich in diesem Lieblingsbuch nun gar unvergleichlich erweitert und mit neuen Gründen unterstützet antraf, außer dem so Vielen darin, das mir ganz neu und daher um so viel willkommener war.

Ich sehe nun mit großer Sehnsucht demjenigen Werk entgegen, so Sie, gütigster Menschenfreund! uns versprochen.

Sie fragen an, in was für einer Schreibart man Ihnen wohl rathen würde, es auszuarbeiten? — Diese Frage ist freilich an Leute von anderer Wissenschaft und Geschicklichkeit gerichtet, als die ist, die mir der Herr anvertrauet hat. — Doch wenn ich schon aus meinem Kopf nichts Geistreiches, nichts Poetisches hervorbringen kann, so empfinde ich doch das Schöne in den Werken derer, die Gott zur Poesie geschickt gemacht. Und daher kommt mir die Kühnheit, Ihnen meinen, nicht Rath, nur Wunsch zu äußern — darf ich es sagen? Ich wünschte, daß Sie Sich in Ausführung Ihrer gesegneten Aussichten an gar keine Schreib- noch Versart bänden, sondern jedesmal in der schrieben, in der Ihnen die Materie sich am lebhaftesten darstellte — bald in Prosa, bald in Versen — bald gereimte, bald Klopstockische, kurz, je nachdem die Materie selbst bald mehr, bald weniger Schwung erforderte, oder aber nachdem Sie zu dem oder jenem besser aufgelegt wären. Geister von der Art wie der meinige finden sich allzu früh in poetischen Werken ermüdet, wo die Versart immer die nemliche ist. Wie es andern geht, weiß ich nicht und kann nur von mir reden, und daher belieben Sie dieses auch nicht als einen Rath anzusehen, nur meinen Wunsch, großen Wunsch, wollte ich Ihnen entdecken, und dazu hat mich der liebreiche Character kühn gemacht, den ich in den Schriften gefunden und den mir meine liebe Freunde zu Straßburg, H. Pf. Stuber, H. Schweighäuser, Hebeisen, Emmerich, D. Lorenz 2c., von Ihnen geschildert haben. Sie wollen mir daher verzeihen und meine Freyheit Ihnen selbst zuschreiben.

Glauben Sie auch nicht, daß ich eine Antwort erwarte — nein, mein Brief verdient das nicht — nur eine freundschaft-

liche, liebreiche Aufnahme verdient er, und das wird er auch von Ihnen erhalten. Ich weiß überdas, wie sehr Sie immer beschäftiget sind. Ich weiß auch Dero Geschäfte zu wohl zu schätzen, als daß ich nur wünschen wollte, daß Sie um meines Individui willen auch nur den geringsten Theil derselben aufschöben. — Und — o könnten Sie alle Zeit, die ich Ihnen gern spare und wünsche, könnten Sie sie außer den Amtsgeschäften zur Ausführung der Aussichten in die Ewigkeit anwenden! O welch reichen Seegen hat schon der Entwurf derselben gehabt! Wie manche redliche Seele ist dadurch wie erneuert und mit ganz frischer Munterkeit angezogen worden! Ich weiß ohngefähr wohl, was so manche Personen wider die Aussichten haben einzuwenden gehabt — die Unwissenheit in dem Artikel vom Himmel ist bei manchen Christen (bei den meisten, soll ich sagen, oder fast allen) ganz unglaublich groß, ich hab es mehrmalen erfahren und zwar von Personen, die sonst viel lesen und die man deswegen gar nicht dafür hätte ansehen sollen — fast Niemand verstehet etwas von der Natur, welche doch ganz andere Begriffe von unsern künftigen Erwartungen giebt, als man sonst hat. — Die meisten sonst redlichen Christen, denen es wohl gehet, sind so sehr im Besuch geben und annehmen, im Ceremonienmachen, im Kleiderstaat und anderer Eitelkeit — noch eingeflochten, daß sie, außer in einigen verdrießlichen Stunden, nicht gern an Tod und Himmel nur denken. — Zeigt man ihnen den Himmel schöner, als sie ihn glaubten, so sagt ihnen das Gewissen: Du solltest dir doch einmal eine solche Seligkeit mehr lassen angelegen sein, du solltest dem und jenem noch absagen. — Das mögte man nicht, denkt auf Ausflüchte, hilft sich damit, daß der

Autor doch ja selbst seine Meinung nur meist für Vermuthungen ausgiebt — indeß, da doch ein kleiner Stachel bleibt, wird man über den Autor und seine Arbeit etwas unzufrieden, man wünschte, er hätte was anders gemacht. O lassen Sie Sich doch durch dergleichen kranke Christen nicht abschrecken! Die künftigen Zeitalter werden Sie segnen, und unsere Kinder, die in ihrer Jugend bessere und aufmunterndere Begriffe vom Himmel bekommen werden, als nun siebzigjährige Greise haben, werden Gott über Ihnen und dem, was Er ihnen durch Sie geschenket, preisen.

Ich bitte nochmals gar sehr um Vergebung meiner Kühnheit und habe die Ehre, mit den aufrichtigsten Gesinnungen der Hochachtung und Liebe zu verbleiben

Waldersbach, den 26. Julii 1774.

Geehrtester, geliebtester Freund und Mitknecht

Dero dankbarster Diener

M. Joh. Friedrich Oberlin, Pfarrer zu Waldersbach in der Grafschaft Steinthal im Elsaß.

II.

An Herrn Herrn Pfarrer Lavater in Zürich.

Waldersbach, den 22. Dec. 83.

Lieber Lavater!

Ich lese in Deinen Betrachtungen über die ...... Evangelien, und geb Dir tausendmal im Geist einen freundschaftlichen Händedruck und, wann der Dir wohlthut, einen Kuß obendrauf. Ich glaube, bei näherem Umgang würden wir Ein Herz und Eine Seele sein. Doch bist Du mir noch zu stark, ich würde Dir nicht nachkommen, nicht ohne (soll ichs so strasburgisch ausdrücken?) gehutzelt folgen können —

aber doch nachschauen kann ich Dir. — Ich liebe Dich sehr und mein Herz ist Deiner Gegenliebe gewiß. Lebe wohl. Gott erhalte Dir Deine Liebste. Doch hat Er mir durch — und nach dem Tod der meinigen ganz erstaunliche Gnade erwiesen, die schwerlich bei fortdauerndem hiesigen Leben dieses lieben Kindes hätte statthaben können. Lebe wohl. Gott ist erstaunlich groß und in der harten Strenge erstaunend zärtlich.

Den 26. Dec. Lieber! Soll ich Sie um Verzeihung bitten, daß ich das Du, das so hart klingende Du — gegen Sie gebrauche? — ich kann nicht, ich liebe Sie zu sehr. Mein Herz harmonirt zu sehr mit Ihnen. — O wir werden einst im künftigen Leben recht innige, recht vertraute Freunde werden!

Adieu, lieber Freund — ich liebe Sie sehr — und Sie werden auch einmal lieben

Ihren ergebensten
Oberlin, Pfarrer.

III.

Au Citoyen Lavater, Ministre de la Parole de Dieu à Zurich.

Waldbach im Steinthal, den 14. Wind-Monat VII. = ₵ 4 Merz 1799.

Lieber, edler Freund!

Nein, das hätte ich nie vermuthen können, daß mich Gott auf dieser Welt noch in eine so nahe Verwandtschaft mit einem Manne brächte, den ich so sehr liebe, und mit dem mein Herz so sehr harmonirt! — Und doch ist es so. Du bist es, Freund! Du und die liebe Mama Lavater und Deine Kinder und Tochtermann — durch die unser lieber Herr an

meinem Heinrich Gottfried Sein Wort erfüllet, wo Er spricht: Wer aus Gehorsam gegen Ihn Vater, Mutter, Geschwister verläßt, soll sie hier schon aller Orten wieder finden. Ihm sei Lob und Ehre und Dank für Seine äußerst wunderbare und genädige Führung meines lieben Sohnes und für Eure so ausgezeichnete, zärtliche, väterliche, mütterliche, geschwisterliche Liebe.

Adieu — liebe, liebe Freunde. In der künftigen Welt werde ich, so Gott will, mit Euch noch mehr davon reden. Hier erlauben mir Zeit und Kräfte allzu wenig. Ich bin mit Arbeit von sehr vielerley Art übermäßig überhäuft und gleichsam erstickt und meine Augen sind so sehr geschwächt, daß ich auch mit der Brille oft nichts mehr sehen kann.

Gott, der Gott der Liebe und Treue, erhalte, leite, regiere Dich, alter lieber Freund meines Herzens! und alle die lieben Deinigen.

Ich bin Dein

äußerst verbundener

Johann Friedrich Oberlin.

Inhalt.

CLXVIII.

2 Denkzeilen nach meinem Tode.

Bestimmt für Philipp Fleisch von Strasburg.

Erlenbach 6-VIII-1800.

Handle dem Glauben an Christus gemäss,
dein Glaube
wird Schauen bald.

./.

Erlenbach 6 VIII. 1800 L.

Zahllos und schrecklich sind die Zweifel
des denkenden Christen –
aber sie alle besiegt die Unwandelbarkeit
Christi.

./.

Erlenbach 6-VIII. 1800
L.

Satan.

Nach Vergötterung streben auch
Satansgleiche Despoten.

./. 27. XI. 99.

